P.O. germ. 1358a

Fiche

Schwan

P. O. germ. 1358 a

Fiche

Schwan

Der Unsichtbare, eine moralische Wochen=
Schrift (von Chr. Fr. Schwan), 4 Thle. Frft.
1765-6. 8. Neue Aufl. davon in einem Aus=
zuge, Manh. 769. 8.

Opp. period. - German.
Unsichtb.

Comparavit P. Benno
vidi.

Der
Unsichtbare,

Der Unsichtbare.

Erster Theil.

Mannheim,
In der Churfürstlichen Hofbuchhandlung
1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Hochwohlgebohrnen Freyherrn
HERRN
Leopold
von Hohenhausen
Ihrer
Churfürstl. Durchl. zu Pfalz
Cämmerer

Ritter des Churpfälzischen Löwen-Ordens, geheimer Kriegsrath, General-Lieutenant der Infanterie und Obrister über ein Regiment zu Fuß, Lieutenant-Gouverneur der Churfürstl. Residenzstadt und Vestung Mannheim, Präsident der Academie der Wissenschaften ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigen Herrn
und Gönner.

Hochwohlgebohrner Freyherr
Gnädiger Herr!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die gütige Aufnahme womit Ewr. Excellenz den ersten Abdruck dieser Blätter beehret, macht mich so kühn Hoch-Denenselben diese neue Ausgabe davon zuzueignen. Wird man es mir wohl verdenken, wenn ich auf den Beyfall eines Herrn stolz

stolz bin, den eine ganze Gesellschaft gelehrter Männer als ihren Präsidenten verehret? Ich bin indessen weit entfernt mir ein Verdienst daraus zu machen; und so natürlich es auch sonst einem Autor ist, mit den Geburten seines Witzes vorzüglich vergnügt zu seyn; so überzeugt mich doch das Gefühl meiner eigenen Schwäche nur gar zu sehr, daß blos die Nachsicht, womit meine Arbeit aufgenommen worden, mich dazu vermögen können, eine neue Ausgabe davon zu unternehmen. Eben diese Selbsterkenntnis ist die Ursache, warum ich beynahe die Hälfte weggestrichen, und aus vier Bänden nur zwey gemacht. Vielleicht werden strenge Kunstrichter mir sagen, daß ich alles hätte ausstreichen sollen. Vielleicht doch ich will mir mit diesen Gedanken das Herz nicht schwer machen

chen. Gelingt es mir nur Ewr. Excellenz hiedurch einen Beweis meiner aufrichtigsten Ehrfurcht geben zu können, so bin ich vollkommen beruhiget: Denn ich werde es jederzeit für eine meiner grösten Glückseligkeiten halten, wenn es mir erlaubt wird, mich zeitlebens nennen zu dürfen.

Hochwohlgebohrner Freyherr
Gnädiger Herr

Ewr. Excellenz

Mannheim, den 1. April.
1769.

unterthänigster Diener
C. F. Schwan.

Geschichte des Unsichtbaren.

In dem nordlichen Theile von Frankreich lebte vor einigen hundert Jahren ein Mann, den der Himmel ausser den Glücksgütern, womit er reichlich versehen war, mit einem durchdringenden Verstande begabt hatte, und der durch seinen tugendhaften Wandel sich die Liebe und Hochachtung aller seiner Mitbürger erwarb. Er nannte sich Erast. Sein natürlicher Abscheu für den Lastern und seine unüberwindliche Abneigung gegen die Verstellung und Heucheley waren

ren die Ursache, warum er mit wenig Menschen umgieng und seine Tage in einer stillen Einsamkeit zubrachte. Ob er gleich auf dem Lande erzogen war, so mangelte es ihm doch anjetzo nicht an einer hinlänglichen Kenntnis der Welt, weil er Gelegenheit genug gehabt, sich in derselben umzusehen, und seine natürliche Neugier bis zum Eckel zu vergnügen.

Charmion, sein Vater, der zu seiner Zeit ein berühmter Philosoph gewesen, hatte in der Jugend eine sehr ansehnliche Stelle bey Hofe bekleidet, wobey es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, die Eitelkeiten der Menschen einzusehen. Als ein scharfsichtiger Weltweiser, war er gar leicht hinter das Geheimnis gekommen, daß die höchste Stuffe der eingebildeten Glückseligkeit eines Sterblichen, auch zu gleicher Zeit der höchste Grad des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit sey. Ehe er aber zu dieser nützlichen Erkenntnis gekommen, hatte er sehr oft ein Schlachtopfer der Bosheit und Betrügerey derjenigen seyn müssen, die sich seine Aufrichtigkeit zu Nutze zu machen, und sein offenherziges und redliches Betragen zu ihrem eigenen Vortheil zu mißbrauchen wußten. Denn ob er gleich ein

sehr

sehr gelehrter und verständiger Mann war, so schickte er sich doch in der Welt zu nichts weniger als mit Leuten umzugehen, die unter dem Scheine der aufrichtigsten Freundschaft ihre verrätherische Anschläge zu verbergen wissen. Er ließ selbst in seinen Entwürfen die er zum Nutzen des Vaterlandes zu machen sich verbunden hielt, mehr Redlichkeit als Klugheit blicken, und er konnte nicht begreiffen, daß man auch zuweilen mit den besten und vortheilhaftesten Anschlägen, sehr behutsam zu Werke gehen muß, zumal wenn der wesentliche Vortheil dieses oder jenen einzelen Mannes darunter leiden möchte. Ein einziges Beyspiel wird hinreichend seyn sowohl seinen Uneigennutz als auch seine Unvorsichtigkeit zu beweisen.

Er hatte schon verschiedentlich bittere Klagen über die schlechte Einrichtung des Finanz-Wesens geführt, und konnte es ohnmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen, daß die mehresten Einkünfte des Königs noch ehe sie die Schatzkammer desselben erreichten, schon wieder verlohren giengen. Er hatte deswegen auf Mittel gesonnen, die jährlichen Einkünfte des Monarchen zu vermehren, und er glaubte eins ge-

funden zu haben, wodurch er denselben zu einem der reichsten und folglich auch mächtigsten Fürsten der ganzen Welt machen könnte. Es bestand kürzlich darinn, daß inskünftige alle diejenige, welche öffentliche Aemter besässen, und nicht sattsame Proben von ihrer Tüchtigkeit zu Verwaltung derselben ablegen könnten, oder auch nicht sowol durch ihre Geschiklichkeit als vielmehr durch allerhand krumme und unerlaubte Wege sich in die Aemter eingeschlichen, die Helfte von ihrem jährlichen Gehalte verlieren und anbey verbunden seyn solten, die andere Helfte ihren Collegen zu überlassen, die ohnehin sich genöthiget sähen, die Arbeit für sie zu verrichten. So vortheilhaft dieses Project sowol für den König als für das ganze Reich gewesen wäre, so abgeschmackt muste es allerdings denen vorkommen, die etwas dabey zu verlieren befürchteten. Ueberdem war er so unvorsichtig gewesen, es einem seiner vertrautesten Freunde zu entdecken, der durch die ausnehmende Eigenschaften und Verdienste seiner Frauen von dem niedrigsten Stande bis zu der Würde eines Raths war erhoben worden. Dieser würdige Mann, wuste zwar seinen Verdruß, den er über ein so ausschweiffendes Project billiger weise

fassen muste, in Gegenwart seines Freundes zu verbergen; allein er ruhete nicht eher als bis er durch das Ansehen seiner Frau, worinn dieselbe bey den Grösten des Hofes stand, die Sache dahin brachte, daß unser Philosoph in Gnaden seiner Dienste entlassen, und er ausser Sorgen gesetzt ward, seine jährliche Einkünfte zu verlieren.

Zwey Jahre vorher hatte sich Charmion mit der Tochter eines vornehmen Mannes verheyrathet. Er glaubte diese Wahl nach allen Gründen der Philosophie und der gesunden Vernunft angestellt zu haben. Artaminde, so hieß seine Geliebte, war schön und von einem aufgeweckten Geiste, und da Charmion die Tugenden seiner Gemahlin nicht in den Geldkasten seines Schwiegervaters gesucht, so glaubte er sich der gänzlichen Zuneigung derselben um so viel mehr versichert zu haben, da er selbiger die deutlichsten Proben seiner Uneigennützigkeit gegeben.

Charmion schätzte sich vor den glücklichsten Mann in der Welt. Wenn er von seinen Arbeiten ermüdet, sich in die offene Arme seiner Gehülfin warf, so vergaß er alle Sorgen, die

ihm seine häufige Geschäfte verursachten. Die zärtlichen Liebkosungen und das schmachtende Auge seiner Artaminde machten ihn zuweilen seiner ganzen Philosophie vergessen, und in ihren Umarmungen empfand er erst, daß er ein Mensch war. Eine Empfindung, die so mancher Philosoph, in seinem ganzen Leben kaum einmal gehabt hat.

Wie glücklich bin ich, rief der vergnügte Ehemann öfters in seinen Entzückungen aus, daß ich mich in dem Besitze einer Person befinde, die der Himmel nur blos für mich geschaffen zu haben scheint! Göttliche Artaminde, nur du allein versüssest mir die Mühseligkeiten eines unruhigen Lebens! In deinen Umarmungen wünsche ich unsterblich zu seyn. Wie bewundre ich anjetzo die Weißheit des Schöpfers! Denn was ist unser Leben ohne Liebe? Wie traurig, wie öde würde unsre Welt seyn, wenn sie nicht von diesen unvergleichlichen Creaturen bewohnt würde, in deren Umgang wir erst empfinden lernen, was es heisse ein Mensch, ein vernünftiges Geschöpf zu seyn. Was ist meine ganze vergangene Lebenszeit gegen einen einzigen Augenblick gerechnet, den ich

in der Gesellschaft meiner Geliebten zubringe! Kein Weltweiser des Alterthums, weder Xenophon, noch Plato, noch Socrates, in deren Umgange ich die schönste Helfte meines Lebens, in einer mürrischen Einsamkeit verschleudert, haben mir auch nur eine einzige so vergnügte Stunde verschaft, als ich deren anietzo schon viele in einigen Monaten genossen. Oft wenn ich in den ernsthaften Materien der Weltweißheit vertieft, meine Seele mit den dunkelsten und fruchtbarsten Ideen erfült hatte, oder auch ganz Methaphysic zu seyn glaubte, so merkte ich doch noch immer einen leeren Raum in mir, der mit etwas Wesentlicherem als blossen Ideen ausgefüllt seyn wollte. Ich schrieb dieses der Eigenschaft des unendlichen Geistes zu, der, so lange er in der Materie eingekerkert ist, nie ersättiget und zufrieden gestellt werden kann. Es fehlte mir noch immer etwas; ich wuste es aber nicht zu nennen. Jetzt habe ich dieses Etwas gefunden; der ganze leere Raum ist nunmehro ausgefüllt. O! wie ist mir so wohl! Wie zittert mein Herz von Empfindungen! Lauter zärtlicher Empfindungen! Jetzt bin ich ganz Mensch; meiner Bestimmung wehrt; glüklicher als alle übrige Geschöpfe! So

träumte Charmion in dem Schooße seiner Artaminde, die seine Freude noch in demselbigen Jahre durch die glückliche Geburt des jungen Erast um ein grosses vermehrte.

So verliebt indessen der glükliche Philosoph war, so wenig ließ er sich dadurch an seinen ordentlichen Geschäften hindern. Sein patriotischer Eifer für den Nutzen des Königes und für das Beste seiner Mitbürger, entzog ihm sehr vieles von dem Vergnügen, welches er in dem Umgange seiner Artaminde genoß. Er zog seine Pflicht seinen Ergötzlichkeiten vor, und billigte niemals die Aufführung derjenigen die die wichtigsten Angelegenheiten des Staats vertändeln, und beym Spieltische gelassen dem Untergange ihrer Republik zusehen können. Wenn es auf die Wohlfahrt des Landes und seiner Mitbürger ankam, so war weder die zärtliche Artaminde, noch der junge Erast, noch sonst irgend in der Welt etwas vermögend ihn aus seinem Cabinet heraus zu locken. Ganze Tage und Nächte brachte er hier in einer unermüdeten Arbeit zu; und da ihm noch überdieß eine wichtige Sache zur Ausarbeitung aufgetragen worden war, so muste seine Gemahlin sehr oft ganze Wochen

in einer traurigen Einsamkeit hinbringen, ohne auch nur ein einziges zärtliches Wort von ihrem Charmion zu hören. Eine sehr gefährliche Epoche für eine junge Frau, die kaum seit einem Jahre verheirathet, und noch dazu seit kurzem erst aus gewissen Umständen gekommen, darinn sie öfters als einmal zu gerathen wünscht.

Artaminde war jung und schön; zwey Vorzüge die vielen Ehemännern, die in einem gewissen Alter sind, und noch ausser den Ehesachen wichtige Beschäftigungen haben, nicht selten sehr nachtheilig gewesen. Denn so viel man auch immer der menschlichen Tugend zuschreiben mag, so giebt es doch gewisse Augenblicke, da uns alle Gründe der Vernunft sehr unschmackhaft vorkommen, und da wir lieber ganz Materie seyn möchten, um uns den sinnlichen Empfindungen ganz überlassen zu können. Die Folge der Zeit hat gelehrt, daß auch Artaminde öfters in diese kritische Umstände gerathen seyn müsse, und man hat es dem patriotischen Charmion verdacht, daß er sie so oft in diesen Gewissenskämpfen ungetröstet gelassen. Sie liebte den Putz und war vielleicht

auch ein wenig eitel. Ein Fehler, den man dem Frauenzimmer so lange wird verzeihen müssen, bis die Männer aufhören ihnen dazu Gelegenheit zu geben. Die Einsamkeit war ihr unerträglich, und wer weiß in was für schwermüthige Gedanken sie endlich hätte verfallen können, wenn nicht der junge Clelio sie durch seine muntere Einfälle dann und wann belustiget, und ihr die Zeit auf eine angenehme Art vertrieben hätte.

Clelio war ein junger Mensch von vornehmem Stande, und der Sohn eines vertrauten Freundes des Charmion. Sein Vater, der wider alle Grundsätze des damaligen Adels von seinem Sohne verlangte, daß er etwas gründliches lernen und sich zu einer künftigen wichtigen Bedienung geschickt machen solte, hatte selbigen seinem Freunde übergeben, um ihn als Sekretair zu gebrauchen, und zu den Staatsgeschäften nach und nach anzuführen. Er wohnte zu diesem Ende in dem Hause des Charmion, und wurde von selbigem als sein Kind gehalten. Artaminde die in allen Stücken ihrem Manne zu gefallen suchte, ermangelte ihrerseits nicht weniger dem jungen Clelio

ihre freundschaftliche Zuneigung und Liebe zu bezeugen, und man sagt, daß sie ihren Mann darin noch übertroffen habe.

Edle und dankbare Gemüther geniessen niemals Wohlthaten, ohne dadurch gerührt und zur Gegenerkenntlichkeit angereizt zu werden, und es war also kein Wunder, wenn sich Clelio seiner Seits gleichfals beeiferte, seiner Wohlthäterin auf alle Art und Weise gefällig zu werden. Er erwieß selbiger bei allen Gelegenheiten die gröste Hochachtung, und wenn es wahr ist, was man damals behauptet, so ließ er sich viel lieber und öfters in dem Zimmer der Artaminde, als in dem Cabinette ihres Gemahls finden. Er war überdem sehr reich, und ob er gleich noch unter der Zucht seines Vaters stand, so fehlte es ihm doch nicht an Mittel und Wege einem Frauenzimmer, der er so viele Hochachtung schuldig zu seyn glaubte, allerley Ergötzlichkeiten zu verschaffen. Er begleitete sie in die Comoedie, er führte sie in die Assembleen und ausserdem vertrieb er ihr die müßigen Stunden in ihrem Zimmer.

Ein jeder anderer würde diese ausserordentliche Höflichkeit des Clelio vielleicht nicht mit so gleichgültigen Augen angesehen haben; Charmion aber hatte eine gar zu gute Meinung von der Tugend des weiblichen Geschlechts, als daß ihm nur jemals ein Argwohn deswegen eingefallen seyn solte. Er wuste es selbst dem Clelio noch vielen Dank, daß er so viele Aufmerksamkeit für seine Frau bezeugte, zu einer Zeit, da ihn seine Geschäfte hinderten, dieses selbst zu thun, und er lachte nur darüber, wenn ihm gute Freunde riethen, daß er diesem jungen Menschen mehr zu thun geben, und nicht in seinem Cabinette die Ruhe seines Hauses und seine eigene Ehre versitzen möchte. Die Liebkosungen der Artaminde hatten viel zu viel Gewalt über ihn, und wenn er sich satt studirt und gearbeitet hatte, so genoß er in den Armen seiner Geliebten, alles das Vergnügen, dessen nur immer ein Mann fähig ist, der allzu philosophisch denkt, als daß er durch gewisse Kleinigkeiten in seiner Ruhe gestöret werden könnte.

In dieser Verfassung befanden sich die häuslichen Umstände des Charmion, als er, wie

ich

ich schon oben gemeldet, auf einmal und ganz unvermuthet die Erlassung seiner Dienste erhielt. So gewiß er selbst von der Treue und dem uneigennützigen Eifer, womit er seinem Könige und dem Vaterlande gedient hatte, überzeugt seyn konnte, um so viel mehr schmerzte ihn die Undankbarkeit mit der er belohnt wurde. Jetzt fieng er zum erstenmale an, einigen Argwohn gegen die Tugend seiner Freunde zu schöpfen. Viele die ihm ihr Glück zu verdanken hatten, kehrten ihm jetzt den Rücken und thaten als ob sie ihn nicht kennten. Andere spotteten seiner wohl gar, und diejenigen die noch die besten gewesen seyn mochten, zogen die Achseln und beklagten ihn von Herzen. So groß auch sein Ansehen vorher bey Hofe und unter seinen Mitbürgern gewesen war, so wenig Achtung ließ man anjetzt gegen ihn blicken, und es schien als ob er derselbige Mann nicht mehr sey, der er vorher gewesen.

Es war sehr natürlich, daß die gute Meinung, die Charmion bishero von seinen Mitbürgern gehabt, sich sehr verminderte. Er begrif nunmehro, daß man gemeiniglich mehr den Stand als die Verdienste an einem Menschen

schen ehre. Er war noch eben so ehrlich, noch eben so gelehrt, noch eben so patriotisch gesinnt als vorher, und doch erwieß man ihm nicht mehr dieselbige Ehre. Er hatte nichts anders als den Nutzen seines Königes gesucht, und zur Belohnung ward er seiner Aemter entsetzt. Dieser Contrast versetzte ihn auf einmal aus einer Ausschweifung in die andere. Er fieng nun an von dem ganzen menschlichen Geschlecht übel zu denken, und faßte den Entschluß sich gänzlich dessen Umgang zu entziehen, und den Rest seiner Tage auf seinem Landgute und in der Einsamkeit zuzubringen. Er eröfnete diesen Entschluß seiner Artaminde, und war um so viel vergnügter, da er sahe, daß selbige nicht die geringste Einwendung dagegen machte.

Der Ort, den er zu seinem künftigen Aufenthalt bestimmt hatte, lag zwar in einer der entferntesten Provinzen des Königreichs, und hatte an und für sich nicht viel Annehmlichkeiten; Charmion aber hatte schon hundert Entwürfe ersonnen, selbigen bequem und angenehm zu machen. Nunmehro sagte er, werde ich erst desjenigen in Ruhe geniessen können, was mir

der

der Himmel zum Trost in meinem Unglücke bestimmet hat. Entfernt von dem Geräusch einer betrügerischen Welt will ich nun einzig und allein für meine Familie leben. Wie glücklich und vergnügt werde ich seyn, wenn ich unter den beständigen Liebkosungen meiner Artaminde, alle meine Zeit auf die Erziehung ihres Sohnes werde verwenden können. Ganze Tage werde ich in dieser angenehmen Gesellschaft zubringen. Mein Unterricht und Exempel werden den jungen Erast dereinst glüklicher machen, als sein Vater gewesen ist. Und was für Freude und Trost werden nicht ich und die Mutter an diesem Kinde erleben! Wie froh bin ich anjetzt, daß mich dieses Unglück betroffen! Ich würde meine Lebenstage in beständiger Arbeit und Geschäften für Undankbare hingebracht und darüber vergessen haben, daß ich ein Ehemann, und was noch mehr ist, ein Vater bin. Vielleicht würde meine Gattin endlich eines Mannes überdrüßig worden seyn, der die Geschäfte des Staats den ehelichen Pflichten vorzog, und mehr für sein Vaterland als für seine Familie lebte.

Unterdessen daß Charmion sich mit diesen angenehmen Gedanken beschäftigte, machte man in seinem Hause alle Anstalten zur Abreise. Der Tag vor derselben war dazu bestimmt von den Verwandten und Freunden Abschied zu nehmen. Charmion und Artaminde brachten beide den ganzen Tag damit zu, und da ein jeder von ihnen seine besondere Bekanntschaften hatte, so durften sie auch nicht hoffen, sich eher als auf den Abend wieder zn sehen. Es war schon spät, als Charmion ganz ermüdet von seinen beschwerlichen Visiten zurück kam. Er glaubte die Artaminde unruhig über sein langes Aussenbleiben zu finden; es war aber alles stille im Hause, und er bildete sich endlich ein, daß sie sich schon schlafen gelegt, um desto früher wieder aufstehen zu können. Er eröfnete ganz leise die Thür des Schlafzimmers, worin er den jungen Erast ruhig in seiner Wiege liegen sahe, ohne sonst jemand gewahr zu werden. Er schlich sich bis ans Bette der Artaminde, schlug die Vorhänge ganz behende zurück, und wunderte sich nicht wenig dasselbe leer zu finden. Er erkundigte sich bey seinen Bedienten; niemand aber hatte Artaminden gesehen. Endlich ward er auf der

Wiege

Wiege des kleinen Erasts ein Papier gewahr, darauf er folgendes las:

„ Ich schicke mich in der Welt zu nichts weniger, als zur Ehefrau eines Philosophen, und wenn ich mich verheyrathet, so bin ich gewiß nicht gesonnen gewesen, mich mit den trockenen Liebkosungen eines Phantasten abspeisen zu lassen, der sich bey lebendigem Leibe unter seine Papiere und närrischen Bücher begräbt, und seine Frau unterdessen vor langer Weile umkommen läßt. Mein lieber Herr Charmion, Sie haben sehr thörigt geurtheilt, wenn Sie sich die Rechnung gemacht, daß ich Sie in Ihre Wüsteneyen begleiten werde. Was hätte ich wohl dort in einem alten Schlosse, von aller Welt abgesondert und von allen meinen Freunden entfernt mit einem mürrischen Schulfuchs machen sollen, der lieber ein Capitel aus dem Socrates und andern dergleichen alten Narren liest, als daß er seiner Frau die Zeit vertreiben solte. Das wäre mir eben recht, wenn ich in meinen jungen Jahren in den Armen eines patriotischen Philosophen erfrieren solte. In Wahrheit, mein lieber Herr Charmion, ich bin Ihnen viel zu jung; Sie müssen eine Frau

haben die so kalt ist wie Sie. Ein hübsches altes verständiges Mütterchen müssen Sie haben, die fein sittsam ist, und den Geschmack an der Jugendfreude schon verloren hat. Ich lasse Ihnen den jungen Erast; erziehen Sie ihn nur recht philosophisch, und wenn er dereinst klug genug seyn wird, so sagen Sie ihm, daß er eine Mutter gehabt, die sich genannt

Artaminde.

Man kann sich leicht einbilden, was dieser tröstliche Brief auf das ohnehin schon aufgebrachte Gemüth des Charmion vor eine Wirkung gethan. Kaum hatte er selbigen gelesen, als er ohne ein Wort ferner zu reden den jungen Erast in seine Arme nahm, und noch in derselbigen Nacht nach seinem Landgute abreisete.

Hier brachte er nun seine übrige Lebenszeit in der Stille und Einsamkeit zu. Seine Hauptbeschäftigung war die Erziehung seines Sohns, und ausser einigen wenigen Freunden, die ihn dann und wann besuchten, hatte er mit keinem Menschen Gemeinschaft. Zwanzig Jahre waren auf diese Art verstrichen, ohne

daß dem jungen Ernst jemals die Lust angekommen, seine våterliche Einöde zu verlassen. Er war mit der ganzen Welt bekannt, ohne sie gesehen zu haben, und die Abschilderung, die ihm sein Vater von der menschlichen Zusammenlebung gemacht, war von der Art, daß er die Lust dazu gånzlich verloren hatte.

Endlich ward der alte Charmion krank, und verspürte die Herannåherung seines Todes. Er rief deshalb seinen Sohn zu sich, um ihm die lezten Erinnerungen zu geben. Ernst kniete vor dem Bette nieder, und benezte die segnende Hand seines Vaters mit den bittersten Thrånen, der endlich nach einigen ihm gegebenen Ermahnungen, sanft entschlief.

Ernst veränderte nach dem Tode des alten Charmion nicht das geringste in seiner bisherigen Lebensart. Ohnerachtet ihm die Einsamkeit anjeßo ein wenig beschwerlich fiel, weil ausser einer sechszigjährigen Haushälterin, und einem alten Diener, sich niemand im Hause befand, mit dem er ein vernünftiges Wort håtte sprechen können, so war er dennoch fest entschlossen, diese Wohnung niemals zu verlassen.

 sen.

sen. Die alten Freunde seines verstorbenen Vaters kamen dann und wann ihn zu besuchen, und wenn er ausser dieser Zeit des Studierens müde war, so gieng er ins Feld spazieren, und stellte allerhand nützliche Betrachtungen an.

Auf die Kräuterwissenschaft hatte er sich hauptsächlich gelegt, weil er nach der damaligen Denkungsart dafür hielt, daß in den Kräutern, die in einem jeden Lande wachsen, die beste Arzeney zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit anzutreffen sey. Er soll sogar einen Tractat darüber geschrieben haben, der wie mir mein Grosvater erzehlt, sehr nutzbare Meynungen enthalten. Seine Hauptabsicht soll dahin gegangen seyn, die Apotheken um die Helfte kleiner zu machen, und die Aerzte dahin zu vermögen, daß sie sich vielmehr der einheimischen als der auswärtigen und in unser Clima nicht anzuwendenden Arzeneymittel bedienen möchten. Er würde diesen Herrn dadurch allerdings viel Mühe ersparet haben, und ein junger Mediciner hätte wenigstens ein halb Jahr früher promoviren können, weil er einige hundert barbarische Wörter weniger zu lernen gehabt. Es ist in Wahrheit Schade,

daß

daß dieser Tractat verloren gegangen; er würde zu unsern Zeiten vielen Beyfall gefunden haben, da die mehresten unserer Arzneyverständigen bereits eben der Meynung sind.

Die Wissenschaften haben überhaupt zu unsern Zeiten ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Vordem war keine Predigt erbaulich, wenn sie nicht mit lateinischen, griechischen, hebräischen und chaldäischen Wörtern so bunt durchflochten war, daß kein ehrlicher Mensch ein Wort davon verstehen konnte, und vor ohngefehr dreyßig Jahren konnte kein Mensch gesund werden, wenn ihm der Doctor nicht ein bogenlanges Recept verschrieb. Ich erinnere mich noch daß meine seelige Frau Grosmama einsmal bey aufgestiegener Mutter, ein Pulver nicht einnehmen wolte, weil keine Perlen, auch sogar nicht einmal Mandib. Luc. Pisc. mit darunter waren. Heut zu Tage ist es ganz anders; man predigt deutsch, und doch gelehrt, und in der Arzneywissenschaft ist die Erleuchtung schon so weit gegangen, daß auch sogar ein Bader es nicht mehr glauben will, daß eine besondere Gelehrsamkeit dazu gehöre, eine Mixtur aus zwanzig widersteitenden Ingredientien zusammen zu setzen.

Ich hatte aber über diese Ausschweifung bald vergessen, den Beschluß der Geschichte des Unsichtbaren zu liefern. Es wäre eben eine so grosse Sünde nicht, wenn ich mein Versprechen nicht erfüllte: Denn da ich ein Wochenblatt schreibe, so werden meine Leser von selbst wohl begreifen, daß ich mich mit zu den Gelehrten gerechnet wissen will. Hätte ich also auch nicht das Recht mich der Freyheiten der Gelehrten zu bedienen? Kein Mensch in der Welt ist so einfältig, daß er in einem Buche allemal dasjenige suchen solte, was auf dem Titel versprochen worden. Wer wird es einem Schriftsteller zumuthen, jederzeit die Materie so abzuhandeln, als sie wohl der natürlichen Folge nach abgehandelt werden sollte? Das käme sehr gezwungen heraus; man muß seinen Gedanken den freyen Lauf lassen, und es wäre meiner Meinung nach am besten, dem Beyspiel desjenigen Schriftstellers zu folgen, der gar keinen Titel vor sein Buch gesetzet; der Leser würde alsdenn wenigstens nicht so oft in seiner Erwartung betrogen. Uberhaupt ein Gelehrter ist gar nicht verbunden sein Versprechen zu halten. Daß dieses wahr sey, davon kan man sich in einem jeden Buch-

laden überzeugen. Man fängt eine Materie recht schön an; in der Mitte des Buchs hört man auf, und redet von etwas anders, bis das Alphabeth fertig ist; und dieses heißt die gelehrte Freyheit.

Jetzt komme ich wieder auf den Erast. Es waren zu der Zeit in Frankreich noch hie und da auf dem Felde Grabmäler der alten Druyden, die für sehr heilig gehalten wurden. Niemand durfte sich bey Lebensstrafe unterstehen, diese Denkmäler des Alterthums zu zerstören, oder selbigen auch nur den geringsten Schaden zuzufügen. Erast besuchte diese heilige Gräber sehr oft, und entzifferte mit aller Mühe die in die Steine gegrabene Buchstaben und Jahrszahlen.

Es fiel ihm eines Tages ein, sich in einer gewissen waldigten Gegend umzusehen, wohin er noch niemals gekommen war. Hier erblickte er von ferne eine prächtige steinerne Säule, die in Form einer Piramide aus einem dicken Gebüsche hervorragte. Die Neugier trieb ihn an, diesen Ort näher zu untersuchen, ob es ihm gleich nicht wenig Mühe kostete, sich einen

Weg durch das Gesträuche zu bahnen. Als er näher hinzu kam, sahe er, daß dieses gleichfalls das Grab eines Druyden sey, der vielleicht einen vorzüglichen Rang auf der Welt muste gehabt haben, weil man ihm ein so prächtiges Denkmal gesetzt. Die piramidalische Säule war von weissem Marmor, worinn verschiedene Buchstaben und Figuren gegraben waren, die aber durch die Länge der Zeit verlöscht worden.

Unten am Fusse des Monuments erblickte Erast eine Oefnung, die vermuthlich vom Regen entstanden seyn mochte, der die Erde weggespület, wodurch ein Stück des oberen Gewölbes von diesem Grabe erweicht, und endlich gar eingefallen war. Die Oefnung war so groß, daß ein Mensch bequem durch dieselbe hinunter steigen konnte. Erast bekam Lust diese heilige Stätte etwas genauer zu untersuchen. Er faßte ein Herz, und nachdem er vorher mit einem Stabe die Tiefe erforschet, so glitschte er endlich ganz gemächlich durch diese Oefnung bis in das Grab hinunter. Die plötzliche Veränderung des Lichts, da er aus der hellen Sonne auf einmal in eine ziemlich dunk-

dunkle Gegend kam, machte, daß er in den ersten Minuten gar nichts sahe. Er blieb unbeweglich auf einem Flecke stehen, bis sich endlich seine Augen nach gerade an das durch die Oefnung schief hereinfallende wenige Licht gewöhnten.

Kaum aber fieng er an den Ort, wo er sich befand, einigermassen zu unterscheiden, als er durch einen unvermutheten Anblick, in Furcht und Schrecken gesetzt ward. Auf dem Boden, längst der inneren Wand des Gewölbes, lag ein ehrwürdiger Greis, der seinen Kopf nachlässig auf eine Hand gestützt hatte, und sanfte zu schlummern schien. In der andern Hand hielt er ein aufgeschlagenes Buch, und an einem Nagel über seinem Kopf, hieng eine bleyerne Büchse. Bey Erblickung dieser Figur überfiel den Erast ein kalter Schauer, und er zitterte am ganzen Leibe. Mehr als einmal verwünschte er in Gedanken seine Neugier, und hatte nicht das Herz sich von der Stelle zu bewegen. Doch endlich verlohr sich diese Furcht in etwas, da er gewahr wurde, daß diese menschliche Gestalt nicht aus Fleisch und Bein, sondern aus einem schönen Marmor

gemacht war. Er trat nunmehro näher hinzu, und fand daß es ein Meisterstück der Bildhauerkunst war. Das Buch schien durchgehends von Bley zu seyn, und ob er gleich nichts unterscheiden konnte, so fühlte er doch, daß in die dicken Blätter desselben eine Schrift mit ziemlich grossen Buchstaben eingegraben war.

Die Büchse war gleichfalls von Bley! Krast eröfnete selbige, und fand nichts darinnen, als einen Ring, der von Holz, oder auch von einer Wurzel gemacht seyn mochte. Als er seine Neugier hinlänglich befriediget, machte er sich endlich fertig, diesen einsamen Ort wieder zu verlassen. Er war schon im Begrif durch die Oefnung wieder heraus zu steigen, als er seitwärts an der Wand einige Buchstaben gewahr wurde, die schon ziemlich verlöscht zu seyn schienen. Er betrachtete dieselben mit aller möglichen Aufmerksamkeit, und brachte mit vieler Mühe endlich folgende Worte heraus:

Wer du auch seyn magst, glücklicher Sterblicher, den der Himmel gewürdiget, diesen heiligen Ort zu betreten, nimm : : : : dankbaren : : : : deines Glücks und bediene : : : :

Dieses war alles, was Eraſt herausbringen konnte. Es gaben ihm dieſe wenige Worte indeſſen doch ſo viel Licht, daß hier ein Schatz verborgen seyn müſſe, der seinen Beſitzer glücklich machen könne. Es fiel ihm ſogleich der Gedanke ein, ob etwa der Ring in der Büchſe, oder das bleierne Buch gewiſſe Geheimniſſe enthalten möchte, und da ihn die Schrift an der Wand gleichſam dazu aufforderte, ſo faßte er den beherzten Entſchluß, ſich dieſer beyden Stücke zu bemächtigen. Das Buch hieng nur los, zwiſchen den marmornen Fingern des Greiſes; er nahm es zu ſich und ſteckte den Ring in ſeine Taſche. Er machte darauf drey tiefe Verbeugungen gegen den lebloſen Alten, und verließ ganz vergnügt dieſe heilige Gruft.

Kaum war er wieder an das Tageslicht gekommen, als er das ſchwere Buch mit vieler Neugier durchblätterte. Es war vieles darinnen von der Aſtrologie, und dem Einfluß der Geſtirne auf unſern Erdball geſchrieben. Das beſte und angenehmſte Capitel für unſern Eraſt war aber dasjenige, welches die wunderbare Eigenſchaft des Ringes erklärte. Er erſahe daraus, daß wenn er dieſen Ring mit dem

Safte

Safte eines gewissen Krautes bestreichen und ihn alsdann an den Finger stecken würde, so werde er, so lange er den Ring am Finger hätte, unsichtbar seyn. Erast eilte voller Freude nach Hause, und da er das wunderthätige Kraut in seinem Garten hatte, so begab er sich sogleich dahin, mit dem Vorsatz, die Probe zu machen.

Meine Leser werden mir wohl nicht zumuthen, daß ich ihnen dieses Kraut nennen soll. Ich befürchtete würklich viel Unglück dadurch anzurichten, weil zu besorgen stünde, daß es sehr viele übel anwenden, und auf die Art misbrauchen möchten, wie die Chinesischen Weiber ein gewisses anderes Kraut, welches sie ihren Männern eingeben, wenn sie wollen, daß selbige einige Stunden hintereinander lachen, und sich dessen nicht bewust seyn sollen, was während dieser Zeit in ihrer Gegenwart vorgegangen. Ueberdem ist der Ring selbst von einem ganz besonderen Holze gedrehet, und es gehören zu Verfertigung desselben fast noch mehr Ceremonien, als wenn man in der Johannis-Nacht die Alraunwurzel unter dem Galgen ausgräbt, oder ein heiliges Feuer vor

die

die Viehseuche anzündet. Dieses Geheimnis ist nur allein für meinen künftigen Sohn aufbewahret, und wenn ich so unglücklich seyn sollte, in meinem ganzen Leben nicht ein einiges Frauenzimmer-Herz in Brand zu stecken, so werde ich in meinem Testamente ausdrücklich verordnen, daß man diese Heiligthümer mit mir begraben soll.

Schon wieder eine Ausschweifung. Ich weiß nicht wie es zugeht, daß meine Seele heut so unordentlich denkt, und immer von der Hauptsache abgeht. Es muß dieses wohl ein gewöhnlicher Fehler der mehresten Scribenten seyn. Canitz hat sich schon darüber aufgehalten, wenn er sagt:

Man redt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket.
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht.

Aber wieder auf den Krast zu kommen, so muß ich meinen Lesern nur kürzlich sagen, daß eben zu der Zeit, da er von seinem glücklichen

Spaziergange zurück kam, einige Freunde in seinem Hause angekommen waren, ihn ihrer Gewohnheit nach zu besuchen. Dieses war eine schöne Gelegenheit die erste Probe mit dem Ringe zu machen. Es hatte ihn noch niemand gesehen; er steckte also den Ring an den Finger, und gieng ganz leise in dasjenige Zimmer, worinn man ihn erwartete. Als er merkte, daß ihn niemand gewahr wurde und daß er wirklich unsichtbar sey, so näherte er sich einem seiner Freunde, der in einem Winkel am Fenster saß, und flisterte ihm einige Worte ins Ohr, wobey er ihn zugleich ziemlich hart bey der Nase zupfte.

So sehr erschrickt kein gewissenhafter Ehemann, wenn ihn seine Frau unversehens mit der Cammerjungfer auf dem Bette antrift, als der ehrliche Freund des Erasts über diese Erscheinung erschrack. Er sprang vom Stuhle auf, und zitterte an Händen und Füssen. Niemand wuste, was ihm begegnet war, und man glaubte daß eine plötzliche Veränderung in seinem Gehirne vorgegangen seyn müsse. Er schrie überlaut daß es in dem Zimmer nicht richtig sey, und daß ihn ein Geist bey der Na-

se gezupft, und ihm etwas ins Ohr gezischelt habe. Man lachte ihn aus, und fieng an wegen seines Verstandes besorgt zu werden. Um diese Scene noch lächerlicher zu machen, so zog Kraft einen andern beym Ermel, und gab ihm einen sanften Stoß in die Seite. Dieser hub gleichfalls ein Geschrey an, und da Kraft vollends den dritten umarmete und küßte, so wurde der Lermen allgemein. Ein jeder eilte nach der Thüre zu, und entfernte sich in aller Geschwindigkeit von einem so verdächtigen Orte.

Kraft war über die erste Probe sehr vergnügt, und nahm sich nunmehro vor, seine bisherige Wohnung auf einige Zeit zu verlassen, und ungesehen die Welt zu durchreisen. Er brauchte nicht viele Anstalten zu einer Reise, während selbiger er weder als Marquis grossen Staat, noch als Baron Schulden zu machen gedachte. Die Besorgung des Hauswesens übergab er seinen getreuen Bedienten, und nachdem er sich mit etwas Geld versehen, so trat er seine Wanderschaft vergnügt an. Er brachte viele Jahre auf dieser Reise zu, während welcher Zeit er vieles erfuhr und manche lustige Begebenheit in sein Tagebuch aufzeich-

zeichnete. Dieses Tagebuch würde mir Materie genug an die Hand geben, einige Jahre hintereinander mein Wochenblatt damit anzufüllen; meine Leser werden es mir aber nicht übel nehmen, wenn ich dieses fein unterlasse. Ich denke die Lebensgeschichte des Unsichtbaren dereinst besonders, und zwar noch dazu im französischen und italiänischen, oder vielleicht gar in sieben Sprachen heraus zu geben. Der erste Theil davon ist schon fertig, und sobald ich mich einmal in der Gemüthsverfassung befinden werde, die dazu erfordert wird, wenn man recht wahrscheinlich lügen will, so werde ich mich auch an den zweyten Theil machen.

Ich habe, wo ich nicht irre schon gesagt, daß der Unsichtbare viele Jahre auf seiner Reise zubrachte. Nach seiner Zurückkunft fieng er seine vorige Lebensart wieder an, und brachte sein Alter bis auf achzig Jahre. Kurz vor seinem Ende machte er ein Testament, und endlich starb er,

Und ließ bey seinen Sterben,
Den wunderbaren Ring den Erben.

Nun solte ich freylich beweisen, daß ich in gerader Linie von dem Erast abstamme. Ich gestehe es gar gerne, dieser Beweis solte mir etwas schwer werden. Zweyhundert Jahre ist eine lange Zeit. Wozu ist aber dieser Beweis nöthig, da ich den Ring in Händen habe, der wenigstens meine Abkunft und das unverfälschte Geblüt des Erast, welches noch anjetzo in meinen Adern wallet, eben so gut beweisen muß, als der Ahnenbrief den unverfälschten Adel des Hochwohlgebohrnen Junkers Hans von Hansbach.

Ich habe überhaupt niemals nöthig gefunden, mich in diese mißliche Untersuchung einzulassen. Ich folge auch hierinn der allgemeinen Mode, und insonderheit dem Beyspiele meines ehemaligen Freundes, des Rittern von Unbesorgt, der sich niemals darüber geärgert, daß seiner seeligen Frau Mama Kutscher auch zugleich sein Vater gewesen. Genug, daß er ein Ritter ist, und drey adeliche Güter hat: Und so denke ich auch. Genug, daß ich den schönen Ring des Erast geerbet, und noch jetzo der Besitzer davon bin. Um das übrige bin ich unbekümmert.

Ich werde also künftig meine Leser mit lauter Experimenten von meinem Wunderringe unterhalten. Man wird mich in den Gesellschaften, bey den Toiletten, in den Studierstuben, in den andächtigen Versammlungen, und noch vielleicht an andern Orten finden, wo man meine Gegenwart am wenigsten vermuthet. Ich werde aber die mehreste Zeit unsichtbar seyn, um meine Nebenchristen so zu sehen, wie sie in der That sind, und nicht wie sie zu seyn scheinen.

Ende der Geschichte des Unsichtbaren.

Die erste Entdeckung des Unsichtbaren.

Ich wolte vor einigen Tagen spazieren gehen, um mir die Grillen zu vertreiben. Die Witterung war schlecht, und ich hatte keine Lust vor das Thor hinaus zu gehen. Ich steckte meinen Ring an den Finger, in der Absicht, ungesehen in dieses und jenes Haus zu gehen, und mir Stof zu meinem Wochenblatte zu sammlen.

Da ich keine besondere Absichten hatte, so folgte ich blos meiner Phantasey, und gieng, ich weiß nicht warum, zuerst in ein großes Haus, vielleicht weil mein Geist von dem Vorurtheil eingenommen war, daß man mehrentheils in den großen Häusern auch große Thorheiten finde. Man wird mir diese Schwachheit vergeben; ich bin ein Mensch, und meine Vernunft strauchelt nur mehr denn zu oft. Unsere Seele ist so zu reden nicht allezeit zu Hause; eine Wahrheit, die so viele Menschen täglich be-

bestätigen, und womit Herr Witzleer alle seine Thorheiten gar artig entschuldiget. Er will in die Kirche gehen, und in Gedanken geht er aufs Caffeehaus. Er nimmt seine Magd beym Kopfe und küßt sie recht treuherzig, weil er glaubt, es sey seine Frau; er fragt ob die türkische Pforte ein großes Gebäude sey, und erzählt, daß die Gemahlin des Pabstes im Kindbette gelegen. Wenn er darüber ausgelacht wird, so spricht er: „Ey seht doch, es ist wahr; da war meine Seele schon wieder einmal nicht zu Hause.„ Es giebt Leute, deren Seele sehr oft verreiset ist, und wohl gar nicht wieder kommt. Genug, es ist möglich, daß man zuweilen nicht weiß was, oder warum man etwas thut, und in eben der Verfassung befand ich mich, als ich in das vorerwehnte Haus gieng.

Da ich es nicht der Mühe werth hielt, mich unten im Hause lange aufzuhalten, weil ich ausser einigen geringen Leuten daselbst niemand gewahr wurde, so gieng ich gerade die Treppen hinauf. In dem nächsten Zimmer hörte ich die Stimme eines Menschen, der mir sehr ernsthaft zu reden schien. Ich horchte ein wenig an der Thür, und konnte gar deutlich vernehmen, daß

hier

hier von geistlichen Sachen gesprochen wurde. Ich öfnete die Thür so leise als ich konnte, und schlich mich hinein. Zum Glück sassen die darinn befindliche Personen mit dem Rücken nach der Thür zu, und waren so eifrig im Gespräch beschäftiget, daß sie auch das Knarren der Thürangeln, welches ich nicht ganz verhindern können, nicht einmal gemerkt hatten.

Herr Heimlich, ein junger Candidat von etlich und zwanzig Jahren, dem sein frommes Gesicht das Vertrauen verschiedener ansehnlicher Familien erworben, saß mit der jungen Clelie an einem kleinen Theetisch, und unterrichtete dieselbe in den Anfangsgründen der Religion. Clelie hat bereits ihr vierzehendes Jahr erreicht; und soll auf künftige Ostern zum erstenmal zum Nachtmal gehen. Herr Heimlich erklärte ihr eben aus dem Catechismo die Hauptsumma aller Gebote. Bey der Liebe gegen GOtt hielt er sich eben nicht lange auf; desto gründlicher aber suchte er seiner Schülerin die Liebe des Nächsten einzuschärfen. Er wuste nicht Worte genug zu finden, ihr aufs deutlichste begreiflich zu machen, daß seine Wenigkeit auch mit unter dem Worte des Näch-

sten begriffen sey. Die unschuldige Clelie hörte ihrem Lehrmeister mit vieler Aufmerksamkeit zu, ohnerachtet sie noch nicht erleuchtet genug war, den eigentlichen Grund seiner Erklärung einzusehen. Der Mann Gottes, der ihr diese tröstliche und wichtige Wahrheit näher ans Herz legen wollte, fragte sie endlich gar freundlich, und in einem sehr liebreichen Tone: „Ob Sie ihn denn auch für ihren Nächsten halte? Ohne Zweifel, antwortete Clelie, denn Sie sind ja ein Mensch und ein Christ. Ja dieses ist die allgemeine Liebe, versetzte der Candidat; auf diese Art müssen Sie einen jeden Menschen lieben. Es giebt aber noch eine besondere Liebe des Nächsten. Nicht wahr, Sie lieben Ihren Herrn Vater? — Ja wohl. — Lieben Sie aber Ihren Kutscher nicht auch? Ja, aber doch nicht so, als meinen Vater. Recht gut; Sie sehen also, daß die Liebe des Nächsten verschieden ist. Dies ist aber noch nicht genug; wir wollen weiter gehen. Lieben Sie nicht auch den jungen Phalermon, der so oft mit Ihnen gespielt? Nicht wahr, Sie sind ihm gut, und küssen ihn öfters? Und doch lieben Sie ihn nicht so wie Ihren Vater, und auch nicht wie den Kutscher Johann.„ Clelie ward bey diesen

Worten ein wenig roth; der Candidat rückte näher zu ihr, und ergriff sie bey der Hand. — Schämen Sie sich deshalb nicht, meine schöne Clelie, denn die Liebe des Nächsten ist eine der vornehmsten christlichen Tugenden. Sie müssen mich aber auch so lieben, wie Sie den jungen Phalermon lieben, denn unter die Classe gehöre ich auch, weil ich weder Ihr Vater, noch Ihr Kutscher bin. Er drückte ihr bey diesen Worten die Hand, und ich sahe es ihm an, daß er noch eine wichtige Wahrheit auf den Lippen hatte, die vielleicht zur innern Erleuchtung der unwissenden Clelie sehr vieles würde beygetragen haben. In dem Augenblick aber trat die Mutter ins Zimmer; der Candidat verschluckte seinen Einfall, und fieng wieder an von der Liebe Gottes zu reden.

Ich fürchte sehr, daß wenn der Herr Heimlich seine cathechetische Stunden auf diesen Fuß fortsetzt, er nicht endlich der Jungfer Clelie solche Begriffe von der Liebe des Nächsten einflösse, wodurch er die grauen Haare ihrer redlichen Eltern mit Leide in die Grube bringt. Ich gieng fort und machte im gehen die Anmerkung, daß Eltern nicht behutsam genug in der

Wahl derjenigen Personen seyn können, denen sie die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen. Mehrentheils aber übergiebt man seine Kinder dem ersten dem besten, oder auch dem, der am wenigsten dafür fordert, und denkt nicht daran, daß die Verderbung der Sitten und allerhand böse Grundsätze, die zarten Gemüther junger Kinder dergestalt verderben können, daß sie nicht nur für sich unglücklich, sondern auch unnütze und gefährliche Mitglieder der Republik werden.

Nicht weit davon gieng ich in das Haus eines Mannes, der für sehr reich ausgeschrien wird. Seine Frau hatte Caffebesuch, und da ich mich ohnedem gern zum Frauenzimmer halte, so trieb mich meine natürliche Neigung an, mich unter diese angenehme Gesellschaft zu mischen. Ich konnte mich nicht genug über den Pracht verwundern, welcher in diesem Zimmer in den Mobilien und anderen Dingen herrschte. Alles hatte ein gewisses großes Ansehen, und wenn ich nicht vorher gewußt hätte, daß ich mich in dem Hause eines Kaufmannes befände, so würde ich mir vielleicht eingebildet haben, daß ich in einem Fürstlichen Pallaste sey.

Frau Vielwind saß wenigstens auf ihrem Lehnstuhl mit eben so vieler Majestät, als eine russische Kayserin, wenn sie einem türkischen Gesandten Audienz giebt. Sie hatte den Theetisch vor sich stehen, und goß selbst mit ihrer zarten Hand, aus einer köstlichen silbernen Kanne, den Nektar des weiblichen Geschlechts, in glänzendes Porzelain. Ihre Freundinnen machten um ihr her die Figur eines halben Mondes, und sassen dort wie Göttinnen. Ein ambrosischer Duft stieg aus ihren lockigten Haaren sichtbar empor, und erfüllte das ganze Zimmer mit einem lieblichen Geruch, oder verständlicher zu reden, es roch nach Pomade. Mir fiel hiebey der Gedanke des Herrn Rousseau ein, der ein solches Zimmer für sehr gefährlich hält. Ich fühlte auch würklich, daß meine Sinne auf eine ungewöhnliche Art gereizt wurden; da ich aber hier nicht die Rolle eines jungen Stutzers spielen wolte, so nahm ich öfters Schnupftoback, und verhinderte dadurch die gefährliche Wirkungen geistischer Dünste, die schon manchem den Kopf schwindlich gemacht.

Ich befand mich wenigstens schon zehn Minuten im Zimmer, und hatte noch kein Wort

gehört. Entweder, dachte ich bey mir selbst, ist dieses Frauenzimmer recht klug, oder auch recht dumm, denn in beyden Fällen pflegt man wenig zu sprechen. Ob ich aber recht oder unrecht gehabt, darüber mag der Leser urtheilen. Genug sie fiengen wirklich an zu reden, und ich will das ganze Gespräch, so viel ich mich noch besinnen kan, hieher setzen.

Frau Vielwind. Sie sitzen ja so stille, meine liebe Frau Ehrenpreis. Wissen Sie denn gar nichts Neues, oder befinden Sie sich etwa nicht wohl? Das solte mir leid seyn. Vom Caffe kan es wohl nicht herkommen, denn er ist von den besten levantischen Bohnen gemacht. Wenn das nicht wäre, so wolte ich sagen. — Ich kan aber selbst keinen andern vertragen. Ich weis nicht, was die gemeinen Bürgersleute vor Leibesconstitution haben müssen. Sie können alles trinken, wenn es nur Caffe ist. Das kan ich aber nicht. Ich bin freylich nicht dazu erzogen. Mir wird allemal übel, wenn ich bey jemanden aus Complaisance eine Tasse trinken muß, und meine Henriette artet in diesem Stück mir recht nach.

Frau Ehrenpreis. Ach nein, meine wertheste Frau Vielwind! ich befinde mich recht wohl. Ueberdem bin ich nicht so zärtlich, und glaube auch nicht, daß man seine Kinder so gewöhnen müsse, denn man weis nicht, in was für Umstände sie dereinst gerathen können. Meine Louise muß alles essen und trinken, was ihr vorkommt. Kan sie es künftig einmal besser haben, so ist es gut für sie.

Fr. Vielw. Ach behüte Gott! wie können Sie so seyn. Eine Frau wie Sie, die sich so gut steht! Gehen Sie — Sie werden doch Ihr Kind nicht als eine Bauernmagd oder gemeines Handwerksmädgen aufziehen. Meine Henriette ist schon so delicat, Sie glauben es nicht. O! wenn nur das geringste am Essen, oder sonst nicht recht ist, sie weis es den Augenblick. Vorgestern war sie in der Küche, und wie denn die Kinder sind, sie wollen alles probiren, da hatte sie ein Stückgen von der Gesinde ihrem schwarzen Brod gegessen. Das unartige Kind! Ich glaube es liegt ihr jetzo noch im Magen. Ich werde wohl müssen zum Doctor schicken, daß er ihr ein Rhabarbersäftgen verschreibt. Nicht wahr Frau Ehrenpreis?

Fr. Ehr. Wie Sie meynen, Frau Vielwind. Sie werden Ihres Kindes Natur am besten kennen. Bey meiner Louise hätte ich es gewis nicht nöthig. Ich habe sie von Jugend auf so gewöhnet, daß ihr Magen eben so gut schwarzes, als weisses Brod verdauet. Das ist ein großer Vortheil glauben Sie es Frau Vielwind. Sie solten Ihr Kind noch jetzo daran gewöhnen. Die Glücksgüter sind eine so vergängliche Sache, daß man nicht einen Augenblick Staat darauf machen darf. Wir besitzen sie heute, und morgen sind sie vielleicht in den Händen eines andern. Wie viel Exempel haben wir nicht davon selbst hier in unserer Stadt. Das Frauenzimmer ist in diesem Stück noch übler daran als die Mannspersonen. Wir haben öfters viel Vermögen, und werden dem Ansehen nach glücklich verheyrathet. Unsere Männer aber gehen entweder schlecht damit um, oder sie werden durch Unglücksfälle oder böse Leute darum gebracht. Da sitzen wir alsdann, ehe wir es uns versehen, in Armuth. Sind wir denn allzuzärtlich erzogen, und haben nicht Haushalten gelernet, so sind wir doppelt unglücklich. Das Ende davon ist gemeiniglich die Desperation; man legt sich auf die lieder-

liche Seite, und sucht sich durch unerlaubte Wege zu helfen.

Jungfer Naseweis. Ach Sie thun auch gar zu ängstlich, meine Frau Ehrenpreis. Ich wolte auch lieber der Frau Vielwind, als Ihre Tochter seyn. Nehmen Sie mir es nicht übel.

Fr. Ehr. Ich glaube es wohl mein liebes Kind, und ich nehme Ihnen dieses auch nicht übel, denn die Kinder wünschen gemeiniglich dasjenige, was ihnen am wenigsten nützet. Die junge Welt sieht die Lehren der Eltern immer als einen verdrieslichen Eigensinn an, und will nicht anders als durch Schaden klug werden. Ein Kind schreyet, wenn man ihm nicht erlauben will den Finger ins Licht zu stecken. Geben sie ihm das Licht, es wird sich den Finger verbrennen, und noch ärger schreyen als zuvor.

Jungfer Spitzig. Ach! Jungfer Naseweis, fangen Sie nur mit der Frau Ehrenpreis nicht an; die ist Ihnen viel zu philosophisch; das lernt Sie alles von ihrem Manne; der ist so antique in seinen Principibus, daß er seine Kinder alle auf römisch und griechisch erziehen will. Ich möchte eben seine Tochter nicht seyn. Ich dächte

dächte man liesse es nur bey der alten Frankfurter Mode.

Fr. Vielw. Ja, ja, Sie haben recht Jungfer Nichte. Wir brauchen hier in Frankfurt keine Lucrezen, die sich beym Spinnerocken todt stechen.

Fr. Ehr. Es wäre zu wünschen, daß wir unsere Kinder so erzögen wie die Alten gethan haben. Ich weis zwar von der Historie nicht viel, aber mein Mann ließt mir bisweilen etwas daraus vor, und ich freue mich allezeit, wenn ich höre, wie vernünftig die Spartaner und Römer ihre Kinder erzogen. Sie gewöhnten selbige von Jugend auf zu einer strengen Lebensart. Die Knaben mußten sich öffentlich in allerley körperlichen Uebungen hervorthun, und die Mädgen wurden zu häuslichen Verrichtungen angehalten. Da brachte man dem Herrn Sohn, und der Jungfer Tochter nicht gleich den Caffe entgegen, wenn sie kaum erst den Fuß aus dem Bette gesetzt. Sie mußten des Morgens frühe aufstehen, und ihr Morgenbrod erst verdienen. Und wenn die Kinder damals so weichlich wären gewöhnet worden, als die unsrigen, so würde es bey den beständigen Kriegen

gen, die die Nation zu führen hatte, schlecht ausgesehen haben.

Fr. Vielw. Ach ich bitte Sie um des Himmels willen, hören Sie nur auf mit Ihrer Predigt, wir sind ja keine Parkaner oder Sparkaner, wie die Narren heissen. Lassen Sie sich doch von Ihrem Manne solche Dinge nicht in den Kopf setzen. Wenn die Männer erst über die Bücher kommen, ja dann ist es schon gut gewesen, oder es soll auch noch erst gut werden. Meiner dürfte mir nur kommen; ich wollte ihn jagen, mit samt seinen närrischen Büchern. Was gehen uns denn die Römer an, wir haben hier in unserm Römer *) bisweilen genug zu thun.

Jungfer Naseweis. Ja, da haben Sie wohl Recht. Denken Sie einmal, mein Vetter hat jetzt auch einen Prozeß. Das ewige Prozeßiren! Ich wolte daß keine Advocaten in der Welt wären.

Fr. Ehrenpreis. Wenn ich von Ihres Vetters Prozeß höre, so fällt mir immer die Historie vom Kukuk ein.

Jung-

*) Man muß sich erinnern, daß diese Wochenschrift in Frankfurt am Mayn geschrieben worden.

Jungfer Spitzig. Was ist das für eine Historie? O! ich bitte, erzählen Sie uns selbige doch.

Fr. Ehr. Zwey Bauren waren mit einander auf dem Felde. Ein Kukuk, der in der Nachbarschaft auf einem Baume saß, rief, und die Bauren fiengen sich untereinander an zu zanken, wem zu Ehren der Kukuk gerufen habe. Dieser Streit ward endlich so ernstlich, daß sie sich beynahe darüber bey den Ohren gefaßt hätten. Endlich wurden sie eins, zu einem Advocaten zu gehen, und die Sache auf dessen Ausspruch ankommen zu lassen. Der Advocat machte anfänglich viel Schwürigkeiten, und sagte, daß ihm dieser Prozeß viel Arbeit machen würde, weil er darüber sehr viele Bücher nachschlagen müßte. Als er sie nun über ein Jahr aufgehalten, und von beyden baares Geld gezogen hatte, so bestellete er sie endlich beyde auf einen Tag zu sich, und sagte: Kinder, ihr habet beyde Unrecht gehabt, denn der Kukuk hat nicht für euch, sondern für mich gerufen.

Jungfer Naseweis. Da waren die Bauern recht angeführt. Die dummen Tröpfe! Das freuet mich.

Frau

Frau Ehrenpreis. Ich sorge immer, es wird Ihrem Vetter auch noch so gehen.

Frau Vielwind. Sehen Sie, da kömmt meine Henriette aus der Schule. Ist es nicht ein allerliebstes Kind? Komm her Henriette. Du hast ja rothe Augen. Hast du geweint? Was fehlt dir mein Engelchen.

Die Magd. Ey, die Jungfer ist ungezogen in der Schule gewesen; die Mamselle hat ihr die Ruthe gegeben. Sie ist eigensinnig gewesen, und hat nicht nähen wollen, sondern hat alles zerrissen.

Frau Vielwind. Was? die Mamsell hat mir mein Kind geschlagen? Was untersteht sich das Mensch. Denkt sie, daß sie eines Schneiders oder Schusters Tochter vor sich hat? Was denken Sie wohl, Frau Ehrenpreis, das Mensch schlägt mir mein Kind. Warte, das soll dir übel bekommen. Sey nur stille, Henriettchen, du sollst nicht mehr zu der S = = = gehen.

Frau Ehrenpreis. Ey, ey, Frau Vielwind, das solten Sie nicht thun. Sie bestärken ja das Kind in seinen Unarten.

Frau Vielwind. Ach! mit Ihren Possen; lehren Sie mich nur nicht Kinder erziehen. Ich will aus meiner Henriette keine Näherin machen. Sie hat es Gottlob nicht nöthig: Und so ein kahles Franzosenmensch muß honetter Leute Kinder nicht schlagen. Sie kan kommen und es mir sagen, so will ich sie selbst strafen. Ich bin meinen Kindern ohnedem scharf genug.

Bey diesen Worten stand die Frau Ehrenpreis auf, und empfahl sich. Ich glaubte weiter nichts vernünftiges zu hören, und schlich mich mit zur Thüre hinaus.

Ich kan nicht leugnen, ich war begierig, auch den Herrn Vielwind kennen zu lernen, und da eben ein Paar Juden die Treppe herauf kamen, die ihn zu sprechen verlangten, so gab mir dieses die bequemste Gelegenheit, mit in sein Zimmer zu kommen.

Ich fand ihn bey seinem Schreibpulte sehr tiefsinnig, und mit einer etwas weniger stolzen Miene, als ich seine Frau verlassen hatte. Vor ihm lag ein großer Foliante, der vielleicht die Ursache seiner Schwermuth enthalten mochte. Die Juden sprachen sehr vertraut mit ihm, und

ich wunderte mich über die vielen Höflichkeiten, die ihnen Herr Vielwind bezeigte. Sie sprachen vieles von Procenten, Wechseln, sicheren Hypotheken und anderem dergleichen Kaufmannslatein, welches ich nicht verstand, und folglich auch nicht im Gedächtnis behalten habe. Das Abschiedscompliment, welches Herr Vielwind den Juden machte, war indessen doch sehr bedenklich. Wenn ihr wahrhaftig meine Freunde seyd, sagte er, so rettet mich für diesesmal. Ihr sehet in was für einem Labyrinth ich stecke, und wenn ihr mir nicht helft, so komme ich auf einmal um Ehre und Reputation. Die Juden versprachen ihr Bestes zu thun, und empfahlen sich ohne viele Complimente. Kaum waren sie aus dem Zimmer, so schlug Herr Vielwind die Hände über dem Kopf zusammen, und stieß einen so schweren Seufzer aus, daß mir angst und bange ward. So geht es, rief er endlich mit thränenden Augen aus, wenn man närrischen Weibern folgt, die der Hochmuth plagt, und die nicht genug zu verschwenden wissen. Alles soll ein vornehmes Ansehen haben, und es steckt doch nichts dahinter. Hätte ich nur dem Rathe meines alten Vaters gefolgt. Der ehrliche Mann lebte in der Einfalt, und war glücklich und reich.

Ich heisse ein großer Kaufmann, und weis mich vor Schulden nicht zu retten. Ach ich unglücklicher Mann! Gott weis, ich habe es nicht verschwendet. Er legte den Kopf auf den Schreibpult, und weinte als ein Kind.

Mich jammerte des reichen Bettlers; da ich ihm aber nicht helfen konnte, so ließ ich ihn ruhig seine Thorheit beweinen, daß er sich um eines albernen Weibes willen unglücklich gemacht. Ich sahe daraus, daß der Reichthum sehr vieler großer Prahler, nur in der Leute Mäuler existirt, und daß man in großen Häusern nicht allezeit große Schätze suchen müsse.

Die Trinkgesellschaft.

An einem gewissen Abend, als ich nach einem kurzen Spaziergange, im Begrif war, nach meiner Wohnung zurückzukehren, blieb ich vor einem Hause stehen, darinnen ich ein großes Getümmel von Menschen hörte. Eine unordentliche Mischung verschiedener Stimmen, nebst dem Geklirre der Gläser, lies mich sehr natürlich] auf die Gedanken gerathen, daß hier eine lustige Gesellschaft versammlet seyn würde, die dem Bacho zu Ehren ein Fest angestellet, dabey man diesem Gotte gemeiniglich seinen Verstand zum Opfer zu bringen pflegt.

Ich entschloß mich ein Augenzeuge davon zu werden, und mittelst der Kraft meines Ringes gieng ich ungesehen in das Haus, und drängte mich durch eine Menge Bedienten, um mich die Treppe hinauf bis in das Zimmer ihrer Herrschaften zu begeben. Ich war schon einige Stuffen hinaufgetreten, als ich seitwärts eine Thür gewahr

wurde, die in ein Zimmer neben der Küche führte, wo an einer großen runden Tafel, verschiedene Diener mit den Kammerjungfern saßen, und sehr vergnügt zu seyn schienen. Ich konnte meiner Neugier nicht widerstehen, sondern begab mich zuerst dorthin. Wenn es wahr ist, dachte ich bey mir selbst, daß die Diener die Affen ihrer Herren sind, und daß man aus dem Betragen dieser Leute, sehr oft einen Schluß auf jene machen kan, so werde ich schon hier einen unvollkommenen Begriff von demjenigen erhalten, was ich oben, bey den Herrschaften, zu sehen gedenke. Man darf sich über diesen Einfall nicht wundern, denn die Erfahrung überzeugt uns davon mehr als zu oft. Das alte Sprichwort: So wie der König ist, so sind auch die Unterthanen, erstrecket sich bis auf die kleinsten Kreaturen der kleinsten Herren. Diese Art Leute, die mehrentheils dazu gebohren zu seyn scheinen, andere Menschen zu bedienen, nehmen von ihrer Jugend auf die Sitten und Manieren ihrer Herren an. Der Respect und die Ehrfurcht, die sie für ihre Befehlshaber hegen, und der wenige Verstand den sie selbst besitzen, macht, daß sie alles gut finden, was sie an jenen wahrnehmen. Der natürliche Trieb, den ein jeder

Mensch bey sich empfindet, glücklich zu werden, und sich über seines Gleichen zu erheben, flößt dem Diener den Wunsch ein, selbst ein solcher Herr zu seyn, als derjenige ist, dem er aufwarten muß, und da er hiezu mehrentheils keine Hofnung hat, so bemühet er sich doch wenigstens, das Aeussere desselben nachzuäffen. So einfältig auch öfters dergleichen Leute sind, so sollte man doch bisweilen fast auf die Gedanken gerathen, als ob sie es auch schon wüßten, daß nicht allezeit die Geschicklichkeit und der Verstand, sondern sehr oft nur das Kleid und die Manieren den Herrn ausmachen. Genug, man braucht zuweilen nur die Diener zu sehen, um von den Sitten der Herrschaften zu urtheilen.

Wenn man z. B. siehet, daß in einem Hause das Gesinde höflich und bescheiden in der Aufführung, und reinlich in der Kleidung ist, so kan man mehrentheils den sichern Schluß machen, daß man von ihren Herrschaften diese Vollkommenheit in einem weit höhern Grade zu erwarten habe. Denn es ist unmöglich, daß Leute, die die Ordnung selbst lieben, liederliches Gesinde in ihren Häusern dulden können. Noch eher ist es umgekehrt möglich: Denn die

Tugend behält auch bey den Lasterhaften ihren Werth, und derjenige, der sie selbst nicht besitzet, will doch wenigstens den Schein haben, als ob er sie besäße.

Wenn Frau Ungestüm beständig klaget, daß sie so unglücklich sey, immer zänkische Leute in ihrem Dienste zu haben, so mag sie niemand anders, als sich selbst, die Schuld davon beymessen. Wenn sie selbst nicht vom Morgen bis an den Abend zankte, wovon ihr würdiger Mann vor kurzem noch sogar die Beweise im Gesichte trug, so würden ihre Leute auch friedlicher untereinander leben. Ist es diesen Leuten wohl zu verdenken, wenn sie dem Beyspiele ihrer Gebieterin folgen?

Nach dieser kleinen Ausschweifung findet mich also der Leser in dem Zimmer neben der Küche, mitten unter einer hochansehnlichen Gesellschaft von Dienern und Dienerinnen, von denen ich mir, wie schon gesagt, die Hofnung machte, daß von ihnen die Tugenden und Narrheiten ihrer Herren, durch einen schiefen Winkel zurückprallen, und auf die Art in meinen Gesichtspunkt kommen würden. Ich fand mich in meiner Meynung nicht betrogen. Der dicke und

und einfältige Stoffel des Herrn Superbus, saß oben am Tische, mit einer so gravitätischen Miene, als sein Herr, wenn er im Staatscalender liest und das Schicksal der Regenten bestimmet. Er bildete sich wenigstens eben so viel ein, als Sancho Pansa, da er auf dem Richterstuhl zu Barataria saß. Er war mit seiner Nachbarin, einer alten Kammerjungfer, in einem sehr ernsthaften Gespräch über die schlechte Regierung in Persien, und er behauptete, daß es dem heiligen Römischen Reiche sehr zu verdenken seye, daß es sich die Unruhen, die bis zur Thronbesteigung des jetzigen Schachs, dieses Reich zerrüttet, nicht besser zu Nutze gemacht. Seiner Meinung nach, hätte man sich von dem Lande Meister machen, und eine Armee dahin schicken müssen. Denn, sagte er, mein Herr hat schon lange davon gesprochen, daß er wünsche Statthalter in Persien zu seyn. und es wundert mich, daß er damals dem Römischen Reiche seine Dienste nicht angeboten hat. Alsdann hätte ich auch ein Stück Brod zu hoffen gehabt. Sapperment, ich wäre anjetzo ein ganz anderer Kerl! Glauben Sie mir das wohl, Mamsell? Diable m'emporte, ich hätte allen Leuten helfen wollen. Meinen Beutel aber würde ich gewis

auch nicht vergessen haben. Wenigstens hätte ich mir eine ganze Kiste voll Perlen gesammlet. Denn wie ich von meinem Herrn gehöret, so wachsen die Perlen dort so häufig, wie hier die Johannistrauben. Aber es geht leider so in der Welt. Das Pferd welches den Haber verdienet, bekommt ihn nicht. Ich werde wohl zeitlebens ein armer Teufel bleiben. Wer kan aber helfen! Ich muß mich mit vielen andern meines gleichen trösten. Es geht meinem Herrn nicht besser. Mein Herr, glauben Sie mir Mamsell, hat seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet; er hat beynahe alles sein Vermögen zum Nutzen des Staats verzehrt, und er ist ein Herr, der sich zu einem König schickt. Er ist überdies gelehrt; und Sie können denken, wie gelehrt er ist, er hat über tausend, o! was sage ich, mehr als tausend Bücher, alle in Franzband eingebunden; da ist kein einziger schlechter Band darunter, und bey allem dem, wird er doch nicht befördert, und ich muß auch immerhin bleiben wer ich bin. Er rückte bey diesen Worten den Hut auf das eine Ohr, und trank auf der Gesellschaft Gesundheit.

Seine Nachbarinn, die ihm mit vieler Andacht zugehöret, brach nunmehro in Lobeserhebungen, über die guten Eigenschaften und Verdienste des Stoffels und seines Herrn aus, und schmähete in der kunstmäßigen Sprache einer Kammerjungfer, über den Eigensinn des Glückes, und über die Unbilligkeit der Grossen dieser Welt, die dergleichen verdiente Leute nicht hervorzuziehen suchen. Es ist mir nicht besser gegangen als Ihnen, mein lieber Herr Stoffel, setzte sie endlich noch hinzu. Man hat mir von Jugend auf gesagt, daß ich schön sey. Ich bin eben nicht so eitel, daß ich mir etwas darauf einbilden solte; es verdrießt mich aber doch allezeit, wenn mich meine gnädige Frau ein häßliches Thier nennet. Es hat aber, denke ich, seine Ursachen. Der gnädige Herr hat mich einmal öffentlich ein hübsches Mädgen genannt, und die gnädige Frau kam eines Tages unvermuthet dazu, als er mich eben küssen wollte; seit der Zeit hat sie mich nicht leiden können. Und was kan ich dafür, daß ich schön bin, und daß der Herr verliebt in mich ist. Man darf doch seiner Herrschaft nichts abschlagen. Aber wie es denn geht. Es ist der Neid, mein lieber Herr Stoffel, der blosse Neid. Und die gnä-

dige Frau hätte eben nicht Ursache mir so übel zu begegnen, sie kan mich doch nicht entbehren. Ja, wenn ich einmal aus dem Hause wäre, da würde sie erst sehen was sie verlohren hätte. Nichts ärgert mich mehr, als daß sie mir immer an meinem Glücke hinderlich ist. Mir sind schon die besten Vorschläge gethan worden; allein sie hat es allemal zu hintertreiben gesucht. Ich bin zwar noch jung, denn ich halte dafür daß kein Mädgen unter dreyßig Jahren heyrathen sollte, und ich werde auf Ostern erst sieben und zwanzig — Der Henker, sagte Stoffel, und setzte beyde Hände in die Seite, ich hätte geschworen, Sie wäre schon über vierzig. Ach! behüte der Himmel! versetzte die Kammerjungfer, Sie irren, Herr Stoffel; ich bin noch nicht sieben und zwanzig. Das mag ein Schelm glauben, antwortete jener. Ihr Jungfern werdet niemals dreyßig Jahre. Dieses Compliment verdros die Kammerjungfer. Sie schwieg stille, und machte eben eine solche Miene, als ihre gnädige Frau, wenn man vergessen, ihr die Hand zu küssen. Stoffel drückte seinen Hut in die Augen, und ließ sich noch einen Schoppen Wein geben, wobey er vermuthlich in Gedanken seinen Herrn zum Statthalter von Persien machte.

Neben dem patriotischen Stoffel saß der artige kleine Pot pourri des Herrn Leanders. Er roch so gut wie sein Herr, und wuste der kleinen spitzigen Mariane, so viele artige Dinge vorzusagen, daß es schwer gewesen seyn solte, zu unterscheiden, wer von beiden galanter sey, er, oder sein Herr? Er wuste ganze Seiten aus der Banise herzusagen, und es geschahe allezeit mit einer Art von Entzückung, wenn er einige Funken seiner durch die Sonnenstrahlen ihrer Augen entzündeten Liebe, auf den Eißberg ihres diamantenen Herzens fallen ließ. Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten, und ich würde noch weit närrischere Dinge gehöret haben, wenn nicht die ganze ehrwürdige Gesellschaft auf einmal in die gröste Unordnung gerathen wäre.

Ein Kutscher, der in dem vergangenen Krieg, als Reitknecht bey einem preußischen Officier gedienet, hatte die Frage aufgeworfen: Ob es besser sey, den feindlichen Angriff zu erwarten, oder selbst anzugreifen? Dieser Streit war so hitzig geworden, daß es endlich zu Schimpfworten kam. Ein anderer Kutscher, der von der Meynung war, daß es besser sey, selbst anzugreiffen, schmiß endlich seinem Gegner eine

Fla=

Flasche so nachdrücklich an den Kopf, daß ihm das Blut häufig über das Gesicht hinlief. Im Augenblick ward der Krieg allgemein; ein jeder grif zu den Waffen, und da ich beschlossen hatte neutral zu bleiben, so hielt ich es auch für das rathsamste mich zu retiriren.

Ich gieng die Treppen hinauf, und fand in einem großen Saale eine ansehnliche Gesellschaft von Leuten, die es dem Ansehen nach darauf angelegt hatten, eine Theurung im Weine zu machen. Viele hatten ihren Verstand schon mit den Perůquen auf die Erde geworfen, und die übrigen waren im Begriff, den wenigen Rest davon mit grossen Deckelgläsern zu ersåufen. Sie sprachen alle auf einmal, und es war ein solches unvernehmliches Getöse, daß man fast kein Wort davon verstehen konnte. Eine neue Gesundheit, die zur Ehre des Weins ausgedacht war, machte endlich eine Stille, und die ganze Gesellschaft aufmerksam. Man lobte die Gesundheit, nicht deswegen, weil sie es an und für sich selbst verdiente, sondern weil man dabey Gelegenheit hatte, zweymal zu trinken. Der Erfinder dieser Gesundheit war ein Mann, der für einen großen Arzeneyverständigen angesehen

sehen seyn wollte, weil sein Vater Gärtner in einem botanischen Garten gewesen, und alle inn- und ausländische Kräuter sehr genau zu nennen gewußt. Er selbst hatte auf der Universität bey eines berühmten Anatomici Tochter die Ostologie studiret, und es in kurzem soweit in dieser Wissenschaft gebracht, daß weder der Vater Bedenken getragen, ihn für seinen Eidam zu erkennnen, noch auch die Academie, ihn gegen baare Bezahlung zum Doctor zu ernennen. Man hat ihm nachsagen wollen, er habe sich seine inaugural Disputation von einem andern machen lassen, und selbige mit zehn Ducaten bezahlt. Andere wollen so gar wissen, er habe gar nicht disputirt, weil seine Zunge von Jugend auf eine natürliche Widerspenstigkeit gegen die lateinische Sprache bezeiget; ein Fehler, dafür er nichts gekonnt, und den er mit manchem gelehrten Manne gemein hat. Doch ich lasse dieses beyseite gestellet seyn, weil ich sehr wohl weis, daß es ehrlichen Leuten niemahlen an Neidern und Verläumdern fehlet. Ich bin wenigstens von der Geschicklichkeit dieses gelehrten Mannes vollkommen überzeugt, und meine Leser werden es auch seyn, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen weiter zu lesen.

Er hielt eine ganze Lobrede auf den Wein, und Pindar war in seinen Augen ein schlechter und frostiger Poet, weil er das Wasser der Hypokrene besungen. Er bewies, daß der Wein das Fundament aller Arzeneyen sey, und daß man bey den mehresten Krankheiten keinen Doctor nöthig haben würde, wenn man sich nur dieses Göttertrankes mit Nutzen, und methodice, wie er sich auszudrücken beliebte, bedienen wolle. Ueber nichts, sagte er, ärgere ich mich mehr, als über meine Collegen, die die Krankheiten mit Wasser curiren wollen. Man sollte sie selbst Wasser saufen lassen, und ihnen keinen Wein dabey geben. Aber sie sind so einfältig nicht. Sie verordnen ihren Patienten Wasser, und sie selbst trinken ein gut Glas Wein. Wenn sie den Kranken auch einen guten alten Wein verordneten, so würden die jährlichen Sterbelisten um ein merkliches kleiner seyn. Man solte den jungen Kindern sobald sie aus Mutterleibe kommen, Wein zu trinken geben, weil dieses geistische Fluidum die Cruditäten und den Schleim, der in dem Magen und Gedärmen neugeborner Kinder befindlich ist, am besten auflöset und fortschaffet, wobey zugleich die Eingeweide ungemein gestärket und gleichsam

von

von ihrer Geburt an zubereitet werden, hernach bey höherem Alter, sich dieses fürtreflichen Getränkes, besser und in grösserer Menge bedienen zu können. Den Jünglingen ist er gesund, weil dadurch die natürliche Kraft ihres Körpers ungemein erhöhet wird, und dem Alter ist er unentbehrlich, um die schon erschlafften Fasern von neuem wieder zu beleben. Es schien als ob die mehresten die Erschlaffung ihrer Fasern in diesem Augenblicke fühlten, denn es war fast nicht ein einziger, der nicht sehr hitzig nach dem Glase gegriffen, und es bis auf den Grund ausgeleeret hätte. Man schenkte die Gläser wieder voll, und unser Redner setzte seinen Mund von neuen in die Verfassung, noch vieles zum Lobe des Weins zu sagen. Er hatte bereits angefangen, ihn als einen Gegengift aller Gifte, als einen Balsam für alle Wunden, als ein bewährtes Mittel für die Brustkrankheiten, für die fallende Sucht, und für die Pest selbst herauszustreichen, als sein Nachbar, der in der Historie sehr bewandert war, ihm ins Wort fiel.

Dieser führete zum Ruhme des Weins an, daß die grösten Helden des Alterthums mehren-

theils dem Bachus sowohl als dem Mars geopfert, und daß Alexander nicht nur deswegen den Namen des Großen verdienet, weil er Asien erobert, sondern auch deswegen, weil er ein Liebhaber des Weins gewesen, und bey seinen Gastmahlen so oft den Sieg erhalten. Er führte den berühmten Trinker Antonius und den Cato an, der sich mehr als einmal im Jahre voll sof. Er tadelte diejenigen egyptischen Fürsten, die um einer im Trunk geschehenen Mordthat willen, dem ganzen Lande den Gebrauch des Weins untersagten, um zu verhüten, daß das Volk, welches einmal im Trunk gesündiget, nicht zum zweytenmale eine Raserey begehen möchte. Er führte auch das bekannte Sprichwort an, in vino veritas, und schloß daraus, daß ein Regent allezeit von denjenigen Leuten, die den Wein lieben, und im Trunke ihre Geheimnisse verrathen, weniger zu befürchten habe, als von denen, die allzuweise seyn wollen, und die Gelegenheit vermeiden, diejenigen geheimen Anschläge zu entdecken, die öfters auf nichts weniger, als auf den Umsturz eines ganzen Staats abzielen. Er beschloß endlich damit, daß nichts fürtreflicher, nichts heilsamer für die menschliche Gesundheit, und nichts

nützli=

nützlicher für den Staat sey, als wenn man nach dem Beyspiele so großer Männer, sich wenigstens in jeder Woche einmal berausche.

Ein alter Mann, dessen Bart und Haare bereits so grau waren, als seine Perüque, hielt in seinen zitternden Händen ein volles Glas, und nachdem er es sehr geschicklich, ohne sich zu begiessen, ausgeleeret, so bath er sich von der hochansehnlichen Gesellschaft einiges Gehör aus. Sein Alter verschafte ihm baldigen Gehorsam. Man eilte die Gläser voll zu schenken, und als ein jeder das seinige in der Hand hatte, so waren auf einmal aller Augen und Ohren auf den Greis gerichtet, der sich folgendermassen vernehmen ließ:

Vorgestern sind es fünf und sechzig Jahre gewesen, da ich zuerst das Licht dieser Welt erblicket. Ich danke es dem Himmel, der mich dieses Alter erreichen lassen. Von meiner zartesten Jugend an, bin ich ein wahrer Freund des Weins gewesen. Ich verkaufte, da ich noch in die Schule gieng, sehr oft meine Bücher, und machte mich dafür in den Weinhäusern lustig. Wenn ich dazu kommen konnte, so stahl ich meiner Mutter das Geld aus den Säcken, und opferte es dem Bachus. Es ist wahr, ich bin oft

sehr nachdrücklich dafür gezüchtiget worden, und es fehlte einmal wenig daran, daß ich nicht von meinem Vater ins Zuchthaus geschickt ward. Doch meine Eltern lebten nicht lange; ich wurde bald mein eigener Herr, und legte mich nun mit allem Fleisse darauf, den Ruhm eines tapferen Trinkers zu erkämpfen. Es hat mir manchen Gulden gekostet, bis ich es so weit gebracht habe, daß niemand mehr mit mir anbinden wollte. Noch bis auf den heutigen Tag nehme ich es mit einem jeden auf. Sie kennen mich, meine Herren. Ich habe dieses Haus schon drey und zwanzig Jahre besucht, und mehr Wein an diesem Tische getrunken, als der gröste Weinhändler in seinem Keller haben mag. Ich werde doch endlich sterben müssen. Wenn es mir aber erlaubt wäre, die Art meines Todes selbst zu wählen, so würde ich dem Beyspiele jenes berühmten Trinkers nachfolgen, der, als er sterben sollte, sich die einzige Gnade ausbath, daß man ihn in einem Faß vom besten Weine ersäufen möchte, damit er in demselben Element stürbe, darinn er sich in seinem Leben so wohl befunden. Dieser Einfall gefiel der ganzen Gesellschaft, und man leerte die Gläser auf die Gesundheit dieses Helden aus.

Das

Das Gespräch fiel endlich auf die Liebe, und ich konnte mich nicht genug verwundern, daß Leute, die durch ihren Stand und Erziehung weit über den Pöbel erhaben sind, sich bis zur niedrigsten Ausschweiffung desselben heruntersetzen können. Ohnerachtet des Frauenzimmers, das mit am Tische saß, und mehr als einmal bey den schmutzigen Einfällen erröthete, schämte man sich nicht, von Dingen zu reden, die kaum Eheleuten hinter ihren Bettvorhängen zu reden erlaubt sind. Man machte sich ein Vergnügen, und was noch mehr ist, eine Ehre daraus, sich der schändlichsten und unnatürlichsten Dinge zu berühmen. Die Geheimnisse des Ehebettes wurden nicht nur entdeckt, sondern so deutlich erkläret, daß sich nicht nur die Frau vor dem Mann, sondern auch dieser vor jener hätte schämen mögen.

Ich hatte nicht Lust mich in dieser erbaulichen Materie länger unterrichten zu lassen; ich verlies diesen Lehrsaal, und begab mich nach Hause, wo ich über das, was ich gesehen und gehöret, diejenigen Betrachtungen anstellte, die der Leser in meinem künftigen Blatte finden wird, wenn er es der Mühe werth hält, selbiges zu lesen.

Eine Fortsetzung des vorigen Stücks.

Pittacus, dieser weise Gesetzgeber, hatte eine sehr harte Strafe auf die Trunkenheit verordnet. So oft jemand trunkener weise ein Verbrechen begangen, so wurde er nicht nur des Verbrechens, sondern auch der Trunkenheit halber besonders gestraft.

Pittacus hatte Recht, weil man sowohl auf die Ursache, als auf die daraus zu erwartende Folgen sehen muß. Unter allen Lastern, ist keines schändlicher für die Menschen, keines gefährlicher für sich selbst und seine Mitbürger, ja für die Wohlfarth des ganzen Staats, als die Trunkenheit. D. r Mensch, der sich durch die Vernunft von den Thieren unterscheidet, erniedrigt sich selbst weit unter di Thiere, sobald er sich dieses großen und edlen Vorzuges selbst muthwillig beraubet.

Die Handlungen des Menschen hangen von seinem Willen ab; der Wille wird durch die

Ver=

Vernunft bestimmet, es sey denn, daß man sich seinen Leidenschaften überläßt, und in diesem Falle zeigt man, daß man keine Vernunft hat, oder doch wenigstens keinen Gebrauch davon macht. Wie ist es aber möglich, daß meine Handlungen regelmäßig seyn können, wenn mir die Vernunft fehlet, die meinen Willen regelmäßig bestimmen soll. Der Trunkene hat keinen freien Willen, er folgt in diesem Zustande blos den brutalen Trieben der Natur, wie die Thiere, und ist in diesem Augenblick vollkommen einem Unsinnigen gleich.

Aus diesem Grunde ist es auch gekommen, daß man im Rechte gegen die Trunkenen einige Nachsicht gebrauchen wollen, und warum man eine Beleidigung, die uns von einem trunkenen Menschen zugefüget worden, eher verzeihet, als wenn uns jemand bey völligem Verstande, und mit gutem Vorbedacht beleidiget. Man hat indessen doch von je her, zwischen einem Säufer von Profeßion, und zwischen einem Menschen, der von ohngefehr und wider sein Verschulden in dieses Laster verfallen, sehr weislich zu unterscheiden gesucht.

Es hat Leute gegeben, die behaupten wollen, daß ein Trunkener weder lasterhafte, noch tugendhafte Handlungen begehen könne, weil die Handlungen eines Trunkenen nicht willkührlich sind: Allein eine Handlung, die an und für sich nicht willkührlich ist, kann es doch in Ansehung ihrer Ursache seyn, und ist also auch in dieser Absicht lasterhaft zu nennen. Ein Mensch, der die Wirkungen des überflüßig getrunkenen Weins in dem menschlichen Körper kennet, und noch dazu weiß, daß er nicht viel vertragen kan, oder auch, wie man zu sagen pflegt, einen bösen Rausch hat, und trinkt dem ohnerachtet so viel, daß er dadurch seiner Vernunft beraubet und in den Stand gesetzt wird, lasterhafte Handlungen zu begehen, ein solcher Mensch ist allerdings selbst lasterhaft zu nennen, obgleich während des Rausches seine Handlungen nicht willkührlich sind. Man darf überhaupt sagen, daß ein Mensch, der aus dem Trunke eine Gewohnheit macht, eine ganz und gar verderbte Seele habe, und ein ungesundes und folglich unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft sey. Die berühmtesten Männer, ja die grösten Helden, haben sehr oft ihren Ruhm durch die übermäßige Liebe zum Wein verdunkelt.

Man kan davon ein ausserordentliches Beyspiel an einem der grösten Monarchen des Alterthums, an Alexander dem Großen, sehen, der auf einem gewißen Feste, wo ein jeder vergnügt und fröhlich war, einen seiner klügsten und liebsten Freunde, um eines witzigen Scherzes willen, im Trunke mit dem Spies erstach.

Alexander hätte die traurige Wirkungen seines Zorns, der schon für sich selbst, eben sowol als der Wein, unseren Handlungen das Willkührliche benimmt, vermeiden können, wenn er nicht so viel getrunken, und das Mordgewehr nicht so nahe bey sich gehabt hätte. Diese That wurde ohne alle Ueberlegung ausgeführt, und der Ueberwinder der Welt, ließ sich von seinen Leidenschaften überwinden. Eben die Ursachen, die diese grausame That entschuldigen könnten, machen dieselbe noch strafbarer. Es war nicht das erstemal, daß sich Alexander betrunken; er hatte schon bey verschiedenen Umständen Gelegenheit gehabt, sein hitziges Temperament kennen zu lernen, und es muste ihm nicht unbekannt seyn, daß der überflüßig getrunkene Wein seine ohnedem heftige Gemüthsart noch mehr erhitzte.

Die Trunkenheit an und für sich selbst macht unsere Handlungen nicht lasterhaft, allein sie erregt in uns die lasterhaften Triebe, die in unserer Seele gleichsam als wilde Thiere gefesselt liegen, und die der Wein von ihren Ketten loslöset.

Alexander hatte noch Verstand genug, um das Beissende in dem Scherze zu empfinden; er hätte also auch Verstand genug haben sollen, das Grausame in seinen Handlungen einzusehen. Er hatte im Grunde mehr Ursache seinen treuen Freund und klugen Lehrmeister (denn Clitus lehrte ihn auch die Philosophie) zu belohnen, als ihn zu bestrafen. Als die allgemeine Schmeicheleien dem Alexander den Kopf so verwirrt gemacht hatten, daß er sich einbildete, ein Sohn des Jupiters zu seyn, so war Clitus der einzige, der ihn durch vernünftige Vorstellungen auf andere Gedanken brachte, und dadurch verhinderte, daß der Monarch seine Mutter nicht zur Ehebrecherin, seinen Vater lächerlich, und sich selbst zum Bastard machte.

Als Alexander wieder zu sich selbst kam, so gereuete ihn seine That. Er wurde sein eige-

ner

ner Ankläger und sein eigener Richter, und er würde auch sein eigener Henker geworden seyn, wenn man ihn nicht daran gehindert hätte. Er vergoß wenigstens nachhero über den Verlust seines Freundes beynahe so viel Thränen, als er Blut vergossen hatte.

Die alte und neue Geschichte ist voll von dergleichen traurigen Beyspielen. Die Wirkungen des Weins sind so erstaunlich, und es entstehen durch denselben öfters solche Verwandlungen, die wunderbarer sind, als diejenigen waren, die Circe ehedem durch ihre Zauberkunst herfürbrachte. Der Wein macht Geitzige zu Verschwendern, und Hochmüthige niederträchtig; er verwandelt den leutseligsten Mann in eine Furie, und erhitzt das kalte Blut in den Adern der Greise, daß sie wieder in die Thorheiten der Jugend verfallen. Ein Trunkener ist zu allem fähig; er verräth die wichtigsten Geheimnisse; er verlezt die Pflichten, die er GOtt und seinem Vaterlande schuldig ist; er wird sein eigener Feind, und raubt sich selbst das gröste Gut, nemlich seine Gesundheit.

Valerian ist der beste Mann von der ganzen Welt. Sein Haus ist ein Muster guter

Ordnung. Seine Liebe gegen seine Ehegattin ist die aufrichtigste, und er erzieht dem Vaterlande tugendhafte Mitbürger in seinen Kindern. Er ist die Leutseligkeit und Sanftmuth selbst. Ein jeder liebet ihn, weil er einem jeden mit Freundlichkeit begegnet. Er ist ein Mann, der dem Vaterlande die wichtigsten Dienste thut, und dem die grösten Geheimnisse anvertrauet werden können. Valerian geht an einem Nachmittage aus, einen seiner Freunde zu besuchen. Seine ganze Familie sieht ihn ungerne fortgehen, und selbst das Gesinde im Hause, ist nur halb vergnügt, wenn ihr Herr nicht zugegen ist. Er trift bey seinem Freunde eine Gesellschaft an; man nöthiget ihn zu trinken, und ehe er es sich versiehet, hat er schon mehr getrunken als ihm dienlich ist. Ein Glas folgt dem anderen, und Valerian verändert seinen natürlichen Character zusehends. Er ist nicht mehr der freundliche, der liebenswürdige Mann, der er vorhin war. Seine ganze Gestalt verändert sich; die sanften Züge der Freundschaft verschwinden; ein wildes Feuer funkelt in seinen Augen; die sonst so heitere Stirn runzelt sich in drohende Falten; der Mund, aus welchem sonst die Vernunft spricht, stößt schreckliche Flüche und

Beleidigungen gegen seine Freunde aus. Ein jeder weicht ihm sorgfältig aus, und man fliehet einen Mann, dessen Gegenwart sonst in allen Gesellschaften gewünscht wird.

Er geht endlich spät nach Hause und schimpft einen jeden, der ihm auf der Gasse begegnet. Die über sein langes Aussenbleiben bekümmerte Frau, erwartet ihn mit der ganzen Familie an der Thür. Wie heiter wird ihr Gesicht, da sie ihren Ehegatten wieder kommen siehet; sie eilet ihm mit offenen Armen entgegen. Aber Himmel! welch eine Scene. Valerian beantwortet die zärtlichen Liebkosungen seiner Gattin mit einem Fußtritt, wodurch sie mit zwey unmündigen Kindern, die an ihrer Hand hiengen, zu Boden geworfen wird. Sie fällt mit dem Kopfe wider einen Stein, und wird verwundet. Das Blut, welches sie dadurch vergießt, und der tödtliche Schrecken, machen sie ohnmächtig. Die Kinder winseln zu den Füssen des unbarmherzigen Vaters, der weder sieht noch höret, und mit dem Degen nach einem alten treuen Bedienten sticht, der ihm zwanzig Jahre gedienet, und ihm anjetzo unter die Arme greifen wollte, um ihn ins Zimmer zu führen. Er rennt die

Thür

Thür von einem Saale auf, und zerbricht Spiegel, Gläser, Stühle und alles, was er vor sich findet. Endlich fällt er über einen zerbrochenen Stuhl. Der Diener eilet herzu, um seinem Herrn wieder aufzuhelfen. Er stößt ihn aber unter den erschröcklichsten Flüchen von sich. Kurz darauf schläft er ein, und in diesem Zustande bemächtiget man sich seiner, und bringt ihn ins Bette.

Seine Frau hatte sich während der Zeit von ihrem Schrecken wieder ein wenig erholet. Sie eilt herzu, und setzt sich in einen Lehnstuhl vor das Bett. Ein ganzer Strom Thränen fließt über ihre Wangen, und doch verschluckt sie die Seufzer, um ihren Mann nicht aus dem Schlafe zu wecken. Sie hatte ihn noch niemalen in diesem Zustande gesehen. Sie fürchtet, daß ihm irgend ein großes Unglück begegnet sey, oder daß er vielleicht gar den Verstand verlohren. Sie schläft endlich selbst auf dem Lehnstuhl ein.

Valerian erwacht des Morgens zuerst. Er suchet seine Frau im Bette; er weis nicht, wo er ist. Endlich siehet er selbige bleich, und mit verbundenem Kopfe auf dem Lehnstuhl schlafen.

An jedem Auge hieng noch eine Zähre, die vielleicht während ihrem Schlafe herausgedrungen war. Er wischt sich selbst die Augen aus, und glaubt, daß er bezaubert worden. Er erinnert sich nicht das geringste von demjenigen, was ihm am vorigen Tage widerfahren. Es überfällt ihn ein Schauer, weil er glaubt, daß seine Gemahlin todt sey, und er macht in der Angst ein Geschrey. Hierüber erwacht seine Frau, und wirft einen Blick voll Furcht und Zärtlichkeit auf ihn. Die Thränen zittern an ihren schönen Augen, und stürzen sich endlich über die Wangen herunter. Gerechter Himmel! was sehe ich! ruft Valerian aus. Habe ich etwa meine geliebte Gattin beleidiget? Das wolle GOtt nicht! Ich weis nicht was mir seit gestern begegnet ist. Solte ich etwa = =

Bey diesen Worten fiel ihm seine Ehegattin um den Hals, und benezte ihn mit ihren Thränen. Unter den zärtlichsten Liebkosungen entdeckt sie ihm endlich seine gestrige Aufführung, wobey sie jedoch den Antheil, den sie selbst daran genommen, sorgfältig verbirgt. Valerian ist untröstbar. Er weinet als ein Kind, und will sich nicht zufrieden geben. Er läßt seine

Kin=

Kinder und alles Gesinde vor sich kommen, und bittet sie såmtlich um Verzeihung. Er beschenkt seinen alten Bedienten, und überhåuft ihn mit Wohlthaten.

Seit diesem unglücklichen Tage, trinkt Valerian niemals mehr als drey Gläser Wein. Nichts in der Welt ist vermögend, ihn dahin zu bereden, dieses sich selbst vorgeschriebene Gesetz zu überschreiten. Er würde gar keinen Wein mehr trinken, wenn es ohne Verletzung seiner Gesundheit geschehen könnte, weil seine Natur schon von Jugend auf daran gewöhnet ist. Wie vernünftig handelt nicht dieser tugendhafte Mann, daß er auch sogar die entfernteste Gelegenheit, lasterhaft zu werden, vermeidet.

Vorrede zu einem Brief.

Ich muß meinen Lesern heute einen Brief mittheilen, den ich, wie man zu sagen pflegt, per fas & nefas in meine Hände bekommen. Man wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in diesem Stücke aufrichtiger bin, als hundert andere Menschen, die sich wohl eher ganzer Capitalien, nebst Haus und Hof ihres Nächsten per fas & nefas bemächtiget, ohne jemals ein Wort davon zu gestehen. Ich muß zwar bekennen, daß die deutsche Bedeutung von dieser zierlichen lateinischen Redensart so gar vortheilhaft nicht ist, ich will aber doch nicht hoffen, daß man mich einer kleinen erlaubten Betriegerei halber, gleich für einen wirklichen Betrieger ausschreien wird: Denn ob es gleich nach dem alten Sprichwort wahr ist, daß man die kleinen Diebe hängt, und die großen laufen läßt, so weiß ich doch auch, daß unsere hiesige Welt, zumal seit dem letzten Kriege, durch den Umgang mit einer der artig-

sten Nationen, selbst so artig geworden ist, daß sie wohl weiß, daß man nach der neueren Denkungsart dasjenige, was man per fas & nefas erhalten, auf eine sehr legale und rechtmäßige Art besitzen kan. Ich hätte freylich nicht nöthig, meinen Lesern zu sagen, auf was Art ich zu diesem Brief gekommen bin, und es stünde noch jetzo in meiner Gewalt, sie in der Ungewisheit zu lassen, ob ihn mir ein Diener, oder ein artiges Cammermädgen überbracht, oder ob ich ihn nicht vielleicht gar selbst erdichtet. Das ist eben der gröste Vortheil eines Schriftstellers, daß er ein unumschränkter Beherrscher der menschlichen Seelen ist, und darin die Gedanken nach seinem eigenen Belieben hervorbringt, Irrthümer und Wahrheiten darin ausstreuet, und sie auf Begriffe lenkt, darauf sie zuweilen von selbst nicht würden gefallen seyn. Man würde manchen nicht für gelehrt halten, wenn er es in seinen Schriften nicht selbst von sich sagte.

Nur über einen einzigen Gedanken sind wir Schriftsteller noch nicht Herr. So viel Mühe wir uns auch öfters geben, unsere Leser von unserer Klugheit zu überzeugen, so können wir doch nicht verhindern, daß selbigen nicht dann und

und wann der Gedanke einfallen sollte, daß der Herr Autor wohl ein Narr seyn könne. Es giebt so gar Leute, denen dieser Gedanke so geläufig ist, daß er ihnen öfters schon bey Erblickung des Titelblattes einfällt. Ich fand neulich einen Mann im Buchladen, der mit großer Begierde alle Titelblätter las, die ihm in die Augen fielen. Bey einigen schüttelte er mit dem Kopf, andere begrüßte er mit einem freundlichen Lächeln, noch andere lernte er auf der Stelle auswendig. Endlich hob er ein spöttisches Gelächter an, und sagte ganz laut: „Der Kerl ist gewis ein Narr!„ Ich mochte ihn nicht fragen, wen er mit diesem schönen Lobspruch beehrte, denn im Vertrauen gesagt, mir war bange, er möchte etwa eins von meinen Wochenblättern vor sich haben. Wenn mich aber mein blödes Gesicht nicht betrogen hat, so war auf dem Titel, darüber er sich ärgerte, so etwas von güldenen Aepfeln in silbernen Schalen. Der wunderliche Mann! Er wird doch nicht wollen, daß man silberne Aepfel in güldene Schalen legen soll. Das käme eben so heraus, als wenn man den Unsichtbaren in Franzband einbinden liesse.

Wem es etwa lächerlich vorkommen möchte, daß ich gesagt, der vorerwehnte Criticus habe einige von den Titelblättern auswendig gelernt, dem dienet zur Nachricht, daß ich mich hierüber nicht weiter herauslassen darf. So ein würdiges Mitglied ich auch von dem fürtreflichen Orden der Unverschwiegenheit bin, so sind doch gewisse Geheimnisse, die von den strengen Gesetzen dieses Ordens ausgenommen sind, und dieses blos deswegen, weil eben dieses Jahr ein Frauenzimmer unsere Präsidentin ist, für die es sich eben nicht schicken würde, in das Allerheiligste der Gelehrsamkeit einzuschauen. Man dürfte dieser sonst würdigen Frauen nur ein halbes Wort davon sagen, daß vieler Leute Gelehrsamkeit in nichts anders bestehet, als daß sie einige hundert und mehrere Titel von alten und neuen Büchern in einem Athem hersagen können, ohne jemals ein Blatt darinn gelesen zu haben, man dürfte ihr, sage ich, nur ein halbes Wort davon sagen, so würde es in weniger denn vier und zwanzig Stunden die ganze Stadt wissen.

Ueberdies halte ich diese Art Leute, die man lebendige Bücherverzeichnisse, oder besser auf

fran=

fanzösisch Catalogues ambulans nennen könnte, für sehr nützliche und nöthige Mitglieder der gelehrten Welt. Man kan sie als Handlanger gebrauchen, die die Materialien zu einem gelehrten Baue herbey tragen helfen. Man muß freylich nicht von ihnen verlangen, daß sie die Güte und Eigenschaften der Materien selbst kennen sollen: Denn das würde eben so thöricht seyn, als wenn man von einem botanischen Gärtner, der der lebendige Kräuter-Catalogus ist, fordern wollte, daß er die Eigenschaft und Wirkung aller Kräuter kennen, und deren Gebrauch anzugeben wissen müsse; oder auch, wenn man einem Manne, der den Fremden eine Raritäten- und Naturalienkammer sehen läßt, zumuthen wollte, ein jedes besonderes Stück zu erklären.

Es müssen also Leute in der Welt seyn, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, Titel von Büchern auswendig zu lernen. Sie gehören mit zur besten Welt, und sind in dem Zusammenhange aller Dinge eben so nothwendig, als die Marketenter bey einer Armee. Es ist noch nicht gar lange, daß man den Nutzen dieser Beschäftigung eingesehen, und seit der Zeit ha-

ben sich sehr viele im Ernste darauf gelegt. Sogar Leute, die eigentlich keine Profeßion von der Gelehrsamkeit machen, Kaufleute, Handwerker, Pächter u. d. g. suchen durch einen verbotenen Schleichhandel den Gelehrten Abbruch zu thun. Sie kaufen auf den Auctionen andern ehrlichen Männern alles vor der Nase weg, nur blos um die Titelblätter auswendig zu lernen. Die guten Leute! Sie dürften nur alle Tage eine Stunde in einem Buchladen zubringen, oder sich einen Catalogum gratis geben lassen, so könnten sie Titel genug lernen, und ihr Geld im Sacke behalten.

Um mich aber nicht in Nebensachen einzulassen, dazu ich von Natur leider so geneigt bin als ein Commentarienschreiber, so will ich jetzt meinen das Labirinth der Gedanken durchwandelnden Geist, aus dem unbegränzten Reiche möglicher Ideen wieder in den engen Bezirk der würklichen, mächtig zurück rufen, und meinem Versprechen gemäß, dem geneigten Leser ohne alle weitere Umstände sagen, wie ich zu dem Briefe, davon ich oben geredet, gekommen bin.

Die Göttin Nacht hielt die Helfte unserer Erdkugel noch unter ihrer aschgrauen Saloppe ver=

verdeckt, obgleich Aurora schon den linken Fuß aus dem Bette gesetzt hatte, um die Welt nach einer Reise von vier Stunden, mit einem freundlichen Lächeln zu begrüssen, und den Bewohnern derselben eine neue Epoche von dreyhundert und fünf und sechzig Tagen anzukündigen, ich wollte sagen, es war am Neujahrstage, des Morgens um vier Uhr, als ich plötzlich aus dem Schlafe erwachte.

Wenn ich eine so lebhafte Einbildungskraft hätte, als Don Silvio von Rosalva, so würde ich mir eingebildet haben, daß ich in einem bezauberten Schlosse sey, wo eine Fee mich aus dem Schlafe erwecket, um mich mit einer entzauberten Prinzeßin an eine prächtige Tafel zu setzen, während der Zeit, daß ein Chor Silphiden uns durch eine harmonische Music erlustigen würde. Ich hörte wirklich eine schöne Symphonie, und war, um mich nach der neuen Mundart auszudrücken, ganz Ohr. Nach Verlauf einiger Minuten fieng ich aus gewissen Umständen an zu muthmassen, daß ich wohl nirgends anders als in meinem Bette seyn könne, und eine kurze Untersuchung überzeugte mich, daß ich nicht unrecht geurtheilet. Es kostete

nunmehro nicht viel Mühe, zu begreifen, daß die Musik ganz natürlich, und unten auf der Gassen seyn müsse, und da ich mich vollends erinnerte, daß es der erste Tag im Jahr sey, wo verliebte Stutzer ihre Schönen mit Harfen und Geigen aus dem Bette zu gratuliren pflegen, so hatte ich weiter kein Bedenken dabey.

Weil ich nicht gewis errathen konnte, wem diese Höflichkeit gelten solte, und mir bange war, daß der zärtliche Nachtschwärmer gar leicht in Verzweiflung gerathen könne, wenn er nicht so glücklich wäre, wenigstens ein Fenster eröfnen zu sehen, so wagte ich es, mein Bette zu verlassen, und machte ihm diese Freude. Es war ziemlich kalt, und der erste Gedanke, der mir einfiel, war dieser, daß ich während einem verliebten Paroxismo, wenn es auch in Spanien wäre, lieber weiblichen als männlichen Geschlechts seyn möchte, weil ich es für bequemer halte bey dem Klang einer Guitarre im Bette einzuschlafen, als draussen unter dem Fenster seiner Schönen mit steifen Fingern Triller zu schlagen.

Ohngeachtet der Fackel, die gleich einem Nordschein, ein strahlendes Licht über die Gasse

hinwarf, so konnte ich doch den Nachtritter nicht erkennen, und folglich auch nicht wahrnehmen, ob Vergnügen oder Traurigkeit in seinen Mienen herrschte, und ob er in der Liebe schon zum Durchbruch gekommen, oder nicht. Ich glaube indessen, daß die Music die abwechselnden Bewegungen seines Herzens ausdrückte, die entweder lustig oder traurig lautete, nachdem Hofnung oder Verzweiflung die Instrumente in Moll oder Dur gestimmt hatten.

So vergnügt auch meine Ohren bey dieser nächtlichen Serenade waren, so wenigen Antheil nahmen die übrigen Theile meines Körpers daran, und da sie mir durch ein heftiges Zittern zu verstehen gaben, daß sie lieber unter der Decke der Ruhe geniessen möchten, so folgte ich dem natürlichen Instinkt, und verließ unsern Ritter in der zweifelhaften Erwartung, ob man sich für seine Mühe bedanken werde, oder nicht.

Kaum hatte ich mein Nachtquartier wieder bezogen, als ich in einen sanften Schlaf fiel, und da meine Seele die vorher gefaßten Ideen noch immer fortsetzte, so hörte ich auch im Traume noch immer die schönsten Concerte, und ich

wäre vermögend gewesen, im Schlafe zu schwören, daß das Orchester mit lauter Quanzen und Bendaren besetzt sey. Endlich veränderte sich auf einmal die Scene. Es ward Krieg in meiner Seele. Die Türken überschwemmten das deutsche Reich, und wollten alle Christen daraus vertilgen. Ich sahe sie bereits mit einem unzählbaren Heere gegen unsere Stadt anrücken, und es währete nicht lange, so waren sie Meister davon. Sie zogen mit ihrer unglaubigen Music durch die Gassen, und erfüllten die Luft mit einem blutigen Jubelgeschrey. Voller Angst und Schrecken und von einem patriotischen Eifer entflammt, sprang ich aus dem Bette, und grif zuerst nach meinem Degen. Ich hatte schon in Gedanken mehr als zwanzig Türkenköpfe heruntergehauen, als ich durch das Fenster gewahr ward, daß ich von einem Traume betrogen worden, und mir unnöthige Sorgen gemacht. Es waren dem Himmel sey Dank! keine Türken, sondern unsere Garnisons-Trommelschläger, die den Herren Staabsofficieren, mit einer Janitscharenmusic zum neuen Jahre aufwarteten. Wie angenehm war mir nicht dieser Betrug, zumal da ich in der Angst, anstatt des Degens den Bogen von

einer Baßgeige in die Hand genommen hatte, womit ich eben nicht viel Türkenköpfe würde abgehauen haben.

Nach einem so romanenmäßigen Anfange müssen meine Leser natürlicher Weise eine Erzehlung der wunderbarsten Abentheuer, die mir an diesem merkwürdigen Tage begegnet, erwarten. Ich würde Ihnen auch wirklich damit aufwarten können, wenn mir nicht eben jetzo der Brief wieder in die Augen fiele, den ich mitzutheilen versprochen habe. Ueber mein Wort halte ich so fest als ein Abt, und ich wollte es mir um vieles nicht nachsagen lassen, daß ich ein Versprechen nicht erfüllet. Ich will mich also der Kürze befleißigen, und man wird es mir vermuthlich zu gute halten, wenn ich für diesesmal in meiner Erzehlung einen eben so beherzten Sprung wage, als jener junge Prediger, der um die Zeit und die Ohren seiner Zuhörer zu schonen, gleich von dem Exordio zur Application hinüber hüpfte, ohnerachtet er seine Predigt vorher sehr ordentlich einzutheilen beschlossen hatte.

Ausserdem ist mein heutiges Blatt, wie der gelehrte und hocherleuchtete Theil meiner Leser ein=

einsehen wird, ganz historisch, und es ist mir folglich auch erlaubt, dem Beyspiele berühmter Historienschreiber zu folgen, die aus gewissen, ihnen selbst am besten bekannt seyenden Ursachen, öfters ganze Epochen mit Stillschweigen übergangen haben. Ich bediene mich also derselbigen Vorrechte, und übergehe mit gutem Bedachte, in der wunderbaren und wahrhaften Geschichte meines Lebens am Neujahrstage eine Epoche von sieben Seculis, ein jedes zu sechzig Minuten gerechnet. Ich habe dieses nothwendig erinnern müssen, um zu verhindern, daß die Nachwelt sich nicht etwa in der Zeitrechnung irre, wodurch sich gar leicht gelehrte Kriege entspinnen könnten. Hätten alle Geschichtschreiber von Moses an, bis auf mich gerechnet, diese Aufmerksamkeit für die Nachwelt bezeuget, so würden auch alle Völker in der Welt in der Zeitrechnung eins seyn, und es würde gar nicht schwer fallen, zu entscheiden, ob wir, oder die Chineser, die Zeit, seit Erschaffung der Welt richtig berechnet.

Dieses aber beyseite gesetzt, so muß ich nunmehro sagen, daß ich des Nachmittages um vier Uhr aus dem Hause gieng, um ein wenig

frische Luft zu schöpfen. Ich hatte kaum zehn Schritte gethan, als ich von einer Menge Leute umringet wurde, die einen so ausserordentlichen Antheil an meiner zukünftigen Gesundheit und Wohlfarth zu nehmen schienen, daß sie mir ihre freundschaftliche Gesinnungen mit Worten und Gebehrden nicht sattsam genug an den Tag zu legen wusten. Es befremdete mich einigermassen, daß ich in einer Stadt, woselbst ich mich kaum drey Monate aufgehalten, bereits so viele unbekannte Freunde hatte. Ich war eben im Begrif, meinen Gönnern, in einem wohlgesetzten Gegenwunsche meine Danbarkeit zu bezeugen, als mir einige derselben gar höflich zu verstehen gaben, daß sie mich für etwas weniges Geld dieser Mühe überheben wollten. Sie hielten auch wirklich ihr Wort: Denn kaum hatten sie meine Danksagung in den Händen, so verliessen sie mich, um einem jungen Herrn, der eben vorüber gieng, gleiche Freundschaft zu erweisen. Unter allen gefiel mir der eifrige Wunsch einer alten Frauen, die mir für einen Batzen mit thränenden Augen, noch in diesem Jahre, die ewige Seligkeit wünschte. Die gute Frau! Sie hätte nicht mehr thun können, wenn ich ihr auch einen Gulden gegeben hätte.

Ich hätte wirklich Mühe über den Roßmarkt zu kommen, so viele Freunde fanden sich, die mir alle für Geld Glück im neuen Jahre wünschten, und ein ziemlich starker Handwerksbursche, der mich vermuthlich aus lauter Freundschaft umarmen wollte, hätte mich beynahe über den Haufen gratulirt.

Diese und andere dergleichen übertriebene Höflichkeiten fiengen mir an beschwerlich zu werden. Ich steckte meinen Ring an den Finger, und setzte meine Gratulanten in eine nicht geringe Bestürzung, da sie mich auf einmal verschwinden sahen, und sich genöthiget fanden, ihre Hände, die sie, da ich nach meinem Ringe grif, schon ausgestreckt hatten, wieder leer zurück zu ziehen.

Mein Vorsatz war, ein wenig innerhalb der Stadt spatzieren zu gehen. Man muß mir nicht einwenden, daß es an diesem Tage des Nachmittages geregnet, denn ich sehe nicht gerne, daß man mir ins Wort fällt. Und wenn es auch würklich geregnet hätte, so steht es mir an meinem Schreibtische so gut als einem Poeten und Calendermacher frey, das Wetter nach meinem eigenen Belieben anzuordnen, und wenn man mich böse macht, so bin ich im Stande, es donnern

und blitzen zu lassen = = Aber fürchten sie sich nur nicht, schöne Wilhelmine, blos um ihrentwillen soll es nicht geschehen, und auch um derjenigen frommen Seelen willen nicht, die eine so lebendige Erkenntnis von ihrem begnadigten Zustande haben, daß sie bey dem geringsten Gewitter befürchten, unser Herr Gott werde sie aus Liebe erschlagen.

Kurz es regnete nicht, man mag auch dawider einwenden was man will. In einer der breitesten Gassen dieser Stadt, begegneten mir zwey ansehnliche Männer, deren einer das Wort unsichtbar aussprach, und mich dadurch so neugierig machte, daß ich ihm auf dem Fuß nachfolgte. Ich habe den Brief schon vierzehn Tage im Sacke, sagte eben dieser Mann, und ich weis nicht, auf was Art ich ihn sicher in des Unsichtbaren Hände bringe. Ich könnte ihn zwar in den Buchladen des Verlegers abgeben, ich wollte aber um vieles nicht, daß er in fremde Hände käme. Es ist hier um gar wichtige Sachen zu thun. Bey diesen Worten waren wir bey der Thür eines Hauses, woselbst diese beyde Herren ihre Neujahrsgratulation ablegen wollten, und ich folgte ihnen bis in das Zimmer,

wo

wo sie von dem Herrn und der Frau des Hauses bewillkommet wurden. Der Mann schien mir einer von denenjenigen zu seyn, die die Ruhe lieben, und sich gerne mit allen Leuten vertragen. Der Frau ihre Mienen aber sagten etwas mehreres; sie dankte bey dem Complimente, welches ihr die beyden Freunde auf eine sehr anständige Art machten, sehr kaltsinnig, und nur blos durch ein gnädiges Kopfnicken. Auf ihrem Gesichte lag das ganze Sistem von Hochmuth, Eigensinn und Dummheit, dadurch sie ihrem Manne wohl schwerlich zu aller Zeit gefallen konnte. Daß ich mich nicht betrogen, davon überzeugte mich folgende Aufführung.

Man hatte die beyden Herren sich niederzusetzen genöthiget. Es war in dem Zimmer alles in derjenigen Bereitschaft, die erfordert wird, wenn man Besuch erwartet. Der Caffeetisch war bereits mit schönem Porzellain gezieret, und der feinste Canarienzucker beschämte durch sein blendendes Weiß die polierte silberne Schale, worinn man ihn vorsetzte. Confitüren, Gebackenes und andere Erfrischungen, warteten gleichsam darauf, um den Magen desjenigen, der sie genießen würde, zu verderben. Ich zwei-

felte im geringsten nicht, diese beyde Herren würden ihren Antheil daran haben, und der Herr des Hauses bath sie wirklich, in den höflichsten Ausdrücken, den Caffee bey ihm zu trinken, und ihm die Ehre ihrer Gegenwart wenigstens eine Stunde zu gönnen. Himmel! was machte die Frau dem Manne bey diesen Worten für ein Gesicht! Zorn und Unwillen strahlte aus ihren Augen hervor, und der arme Mann, der diese Art von Erinnerungen schon gewohnt seyn mochte, verlohr auf einmal die Sprache. Es schien, als ob er einen gewissen Schlag durch alle Nerven empfände, der demjenigen ähnlich seyn mochte, den man zu empfinden pflegt, wenn man in der einen Hand die geladene Muschenbrockische Flasche hält, und mit der Hand den electrischen Drath berühret. Ich selbst, so beherzt ich auch bin, war ein wenig darüber betroffen: Denn wer ist so herzhaft, daß er den zornigen Blick eines Frauenzimmers auch nur eine Secunde lang ausstehen kan, ohne an Händen und Füssen gelähmet zu werden. Ob es die beyden Herren gemerkt, das kan ich nicht zuverläßig sagen; so viel ist indessen gewis, daß sie sich kurz darauf empfahlen, und die Ehre hatten, mit einem abermaligen gnädigen Kopfnicken begleitet zu werden. Noch ehe sie aber fortgiengen,

Bayerische Staatsbibliothek München

hatte ich Gelegenheit, dem einen Manne, den oft-erwehnten Brief aus dem Sacke zu ziehen, und in weniger als einer Secunde in den meinigen so geschicklich hinüber zu transportiren, daß vielleicht Cartusch selbst nicht behender dabey hätte zu Werke gehen können. Als die beyde Herren weggiengen, blieb ich noch ein wenig im Zimmer, weil es mir bey dem warmen Ofen nicht gar übel gefiel. Der Mann hatte seine Freunde begleitet, und als er wieder in das Zimmer kam, wurde er von seiner Gebieterin mit einem ziemlich harten Verweis empfangen, daß er es sich unterstanden, diese Leute zu nöthigen, ohne vorher die Erlaubnis dazu aus den Augen seiner Frauen zu lesen. Die Strafpredigt würde vielleicht länger gedauert haben, es wurde aber geschellet, man zog auf, und es erschienen einige Dames. Meine Neugier, den so glücklich erwischten Brief zu lesen, war viel zu groß, als daß ich länger hätte da bleiben mögen. Ich schlich mich zur Thür hinaus, und verfügte mich nach Hause, wo ich dasjenige las, was meine Leser im folgenden Stück finden werden.

Send-

Sendschreiben des Herrn Adrian Selbstklug an den Unsichtbaren.

Mein lieber Herr Unsichtbarer!

Länger kan ich unmöglich schweigen. Es geht mir wie dem Elihu. Ich bin der Rede so voll, daß mich der Athem in meinem Bauch ängstet. Sie sind ein gar allerliebster Mann! Erscheinen Sie mir doch nur ein einzigesmal sichtbar, damit ich mich recht satt an Ihnen küssen kan. Es ist nunmehro auch fest beschlossen; kein Mensch soll meine Tochter haben, als Sie: Und wenn es auch ein französischer Commissarius wäre; er soll sie nicht haben. So einen Schwiegersohn wie Sie, habe ich mir längst gewünschet. Doch davon wollen wir ein andermal sprechen, denn ich hoffe nunmehro näher mit Ihnen bekannt zu werden.

Ich habe ein Project entworfen, und blos aus Liebe zu Ihnen habe ich es entworfen, und ich hoffe, daß wir dadurch in der gelehrten

Welt so viel, und noch mehr Aufsehens machen wollen, als Herr Rousseau mit seinem Catechismus.

Hören Sie mir nur mit Gedult zu. Sie schreiben ein Wochenblatt, und ich glaube es Ihnen auf Ihr Wort, daß Sie sich unsichtbar machen können: Denn warum sollte man dieses läugnen? Glaube ich doch Geister und Monaden, und ich weis eben so wenig warum. In der Natur stecken viele Geheimnisse verborgen. Konnte sich doch der berühmte Raymond Lullius auch unsichtbar machen, und sogar in einen Bären oder Auerochsen verwandeln. Und hat nicht der kluge Graf Gabalis mit den Sylphen, Gnomen, Salamandern und andern Geistern einen verliebten Umgang gepflogen? Es wird vielleicht künftig noch vieles entdeckt werden. Boerhave sagte, wenn man das Quecksilber zu einer metallischen Consistenz bringen könnte, so würde es nicht mehr schwer seyn, Gold zu machen. Viele haben sich an diesem Proceß arm und zu Tode gearbeitet. Endlich ist es doch erfunden worden. Das ganze Kunststück bestehet, wie sie wissen, in einigen Tropfen Spiritus Nitri, und in einer Handvoll Schnee. Warum macht man

denn nun kein Gold? Ich schiebe dieses den Alchimisten in ihr Gewissen, denn mit solchen Kleinigkeiten wollen wir uns eben nicht befassen.

Um aber nicht zu weitläuftig zu werden, so will ich Ihnen nur kurz meine Meynung sagen. Sie müssen sich bey Ihrem Wochenblatt nicht mit allgemeinen und schon bekannten Sachen aufhalten. Das ist gar der Weg nicht, um berühmt zu werden, und ich wollte doch gerne, daß Sie es würden. Sie müssen ganz andere Sachen schreiben. Wir leben anjetzo in einem Jahrhunderte, da die Leute einen gar besonderen Geschmack haben. Alles muß neu und unerwartet seyn. Je närrischer, je besser. Dieser Geschmack herrscht anjetzt in allen Theilen der Gelehrsamkeit: Und nicht in der Gelehrsamkeit allein; er herrscht überhaupt in allen Dingen, und übet sogar seine Tiranney über den schönen und häßlichen Theil des menschlichen Geschlechts aus. Glauben Sie, daß ein Franzose liebenswürdiger und besser gemacht ist, als ein ehrlicher Deutscher? Kein Mensch wird das glauben. Und doch haben wir hier die Zeiten erlebt, da die Franzosen bey unserm Frauenzimmer besser gelitten waren, als unsere eigene Lands-

leute. Blos dem veränderlichen Geschmack unserer Zeiten ist dieses zuzuschreiben. Vielleicht hätten auch hier die Franzosen ihre so leicht gemachte Eroberungen wieder verlohren, wenn jemals die fleischigte Wade eines Engelländers in unserer Stadt sichtbar geworden wäre.

Wollen Sie also in der gelehrten Welt ein Aufsehen machen, so müssen Sie ganz neu und ausländisch erscheinen. Sie müssen lauter Materien abhandeln, die noch kein Mensch vor Ihnen abgehandelt hat. Sie müssen der erste in Ihrer Art seyn. An Nachfolgern wird es Ihnen nicht fehlen. Boileau hat schon gesagt, daß keine Sache so närrisch erdacht werden kan, die nicht ihre Anhänger fände. Dahin zielt mein ganzes Project ab, und ich habe blos aus Liebe zu Ihnen und meiner Tochter, einen Entwurf zu Papier gebracht, davon ich Ihnen jetzo nur vorläufig einen Auszug geben will, und den Sie als einen Leitfaden durch das ganze Reich der Wissenschaften gebrauchen können.

Vor diesem legten sich die Gelehrten ein jeder nur auf eine besondere Wissenschaft, weil man glaubte, daß ein jeder Hauptheil der Geleh-

lehrsamkeit, schon für sich einen ganzen Mann erfordere. So albern ist man heut zu Tage nicht mehr. Wer bey unserer jetzigen Welt den Namen eines Gelehrten behaupten will, der muß ein Omnis homo seyn. Alle Fächer muß man durchkrochen haben, und wenigstens von allem in einem entscheidenden Tone zu sprechen wissen. Da Sie noch jung, und also in diesem glücklichen Zeitalter gebohren sind, so zweifele ich nicht, man werde Ihnen diese Maximen schon mit der Grammatik eingeprägt haben.

Dieses also vorausgesetzt, so will ich Sie durch alle Theile der Gelehrsamkeit durchführen, und Ihnen zeigen, wie Sie nach dem jetzigen neuen Geschmack, am allergeschwindesten den höchsten Gipfel des Ruhms besteigen können. Um bey der einmal gemachten Rangordnung zu bleiben, so wollen wir bey der Theologie anfangen.

Wenn nicht schon so vieles von den Präadamiten gesagt wäre, so hätte ich gerne gesehen, daß Sie bis in die Zeiten vor dem Adam hinausgegangen wären. Es gehört nur ein gewisses Dichterfeuer, oder planer zu reden, ein ge-

wisser Schwindel dazu, um unser Gehirn in diejenige wirbelmäßige Bewegung zu setzen, die dazu erfordert wird, wenn wir Erscheinungen haben, und Dinge sehen wollen, die ein anderer nicht sehen kan, und die auch nirgend anders als in einer erhitzten Einbildungskraft zu suchen sind. Durch diese Art der Begeisterung sahe Don Quixotte die Windmühlen, und der getreue Pedrillo des Don Silvio die Eichbäume vor Riesen an. Milton bauete Schlösser und Palläste in einem leeren Raume, der schon von Ewigkeit her von Pech und Schwefel brannte, und unsere neuere Homere lassen die Engel mit bleiernen Flügeln die Luft durchschwimmen. Miltons Palläste fallen im leeren Raume nicht um, und verbrennen auch nicht, denn vermuthlich hatte er sie von Asbest gebauet, welches ihm als einem Dichter frey stund, und die Engel mit den bleiernen Flügeln, bewegen sich eben so leicht, als ein Spatz. Auf eben solche Art hätten wir uns in das Nichts, woraus vor etwas weniger als sechstausend Jahren die Welt erschaffen worden ist, hinein wagen, und unsere Präadamiten nach eigenem Gefallen bilden können. Als Zwerge oder Riesen, einäugigt oder sechsäugigt, mit Schwänzen oder ohne

Schwän-

Schwänze, in der Figur von Orgelpfeifen oder Baßgeigen, wie es uns beliebt hätte. Es kostet unserer Einbildungskraft nicht mehr und nicht weniger Mühe.

Doch wie gesagt, die Materie von den Präadamiten ist schon zu abgedroschen, und wenn man einem gewissen Gemählde, welches ich, ich weiß nicht in welcher Kirche in Lübeck gesehen, Glauben beymessen muß, so ist es bereits ausgemacht und erwiesen, daß die Präadamiten Litzenbrüder gewesen sind.

Schon vor fünf Jahren bin ich darauf gefallen, daß man, ohnerachtet alles dessen, was schon in vielen Quartanten davon gesagt ist, doch noch ein ziemlich grosses, gelehrtes und weitläuftiges Werk über den Namen Adam schreiben könne. Der Herr Professor .... ist mir aber zuvor gekommen, obgleich seiner Ausarbeitung noch ein Hauptstück der Gründlichkeit, ich meyne die Weitläuftigkeit, fehlet.

Es ärgert mich immer, wenn mir so ein gelehrter Brocken aus dem Munde genommen wird: Denn was ist das nicht für eine Ehre, so wichtige Wahrheiten zu entdecken! Und was

giebt das unserer Religion nicht für einen Schwung, wenn wir wissen, daß Min haadamah nicht sowohl rothe Erde bedeutet, daraus der Mensch gemacht worden, sondern daß dieser Ausdruck einen besondern Glanz bezeichne, womit der Körper des ersten Menschen begabt gewesen. Jetzt wissen wir es; Adam und Eva haben glänzende Körper gehabt. Wichtige Entdeckung!

Wollen Sie sich nun auch verdient um die christliche Kirche machen, so müssen Sie auch auf eine dergleichen gelehrte Abhandlung studiren. Mir ist eine beygefallen: Schreiben Sie ein Blatt: De extincta lampade Jacobi Patriarchae. (dem Frauenzimmer zu gefallen, will ich es deutsch sagen: Von der verlöschten Lampe des Erzvaters Jacob.) Das ist eine ganz neue unvergleichliche Materie. Es stehet nicht zu vermuthen, daß Laban seinen Eidam die erste Nacht ohne Lampe zu Bette gehen lassen. Kerzen brannte man damals noch nicht. Es frägt sich also, ob die Lampe von selbst, etwa aus Mangel des Oels ausgelöschet ist, oder ob Laban, dem ohnehin nicht viel zu trauen war, sich der damals im Schwang gehenden natürli-

chen

chen Zauberkunst dabey bedient, daß sie auslöschen müssen? Gebrannt hat sie gewis nicht, sonst hätte Jacob wohl gesehen, ob er die Rahel oder die Lea, mit zu Bette genommen. Wenn sie diese Materie in ein völliges Licht setzen, so müsten die theologischen Facultäten sehr neidisch seyn, wenn sie Ihnen nicht einen gedruckten Freyheitsbrief gäben, Ihrem Nahmen hinkünftig gewisse ansehnliche Buchstaben hinzuzufügen.

Dieß mag von der Theologie genug seyn. Wenn Sie erst mein Eidam seyn werden, denn will ich Ihnen noch ganz andere Materien an die Hand geben. Ich habe schon ein ganzes Register davon in Bereitschaft. Nur einige will ich noch hersetzen. Z. B.

Gründliche und erbauliche Erörterung der Frage: Ob Simson den Füchsen Holzbrände, oder Pechfackeln zwischen die Schwänze gebunden?

Schriftmäßiger Beweis, daß der Oelkrug der Wittwe zu Zarphad von Stein, und so gereift gewesen, als er in Hübners Historie abgebildet ist.

Seelen-

Seelenerquickende Gedanken von der Laterne Josephs, wobey zugleich untersucht wird, ob sie von Holz oder von Blech gewesen.

Genaue Berechnung der Leiter, worauf der Hahn gesessen, der bey der Verläugnung Petri gekrähet, verglichen mit derjenigen Leiter, die herauskommen würde, wenn man alle Stücke zusammen setzte, die noch hie und da, als Reliquen aufbehalten werden.

Mehr will ich für diesesmal nicht anführen. Wie gesagt, wenn Sie erst mein Eidam sind, denn sollen Sie meinen ganzen Schatz haben.

In der Rechtsgelahrtheit müssen Sie sich auch sehen lassen. Da ich mich in einem Brief kurz fassen muß, so will ich Ihnen nur ohnmaßgeblich ein Thema an die Hand geben. Schreiben Sie ein Blatt über die Definition: Jus est constans & perpetua voluntas &c. &c. (Ich wollte es wohl auf deutsch sagen, aber juristische Sachen lassen sich nicht gut übersetzen.) Es ist ein fruchtbares Thema; führen Sie es gut aus, Sie werden Ehre davon haben. Zeigen Sie, daß sich diese Definition in unsere Zeiten gar nicht mehr schickt, und daß

dasjenige, was zu Kayser Justiniani Zeiten wahr gewesen, nicht eben auch jetzo wahr seyn müsse. Beweisen Sie Ihren Satz mit hundert und mehr Folianten, und mit dem Zeugniß eben so vieler lebenden Rechtsgelehrten, die ohnmöglich über einerley Sache so verschiedener Meinung seyn könnten, wenn Jus constans & perpetua voluntas wäre.

Sie könnten nach meiner unvorgreiflichen Meynung auch einen Vorschlag thun, daß man die Gerechtigkeit inskünftige nicht mehr mit verbundenen Augen vorstellen möchte: Und dieses zwar aus der Ursache, weil man ihr bishero öfters schlechthaltige Münzen für gute, in die Hand gedrückt. Es wird also besser seyn, wenn sie sehen kan, was man ihr giebt. Wollen Sie ihr anstatt der Wage einen Probierstein in die Hand geben, das mögen Sie auch thun.

In der Arzeneywissenschaft können Sie sich auch zeigen. Thun Sie nur den Aerzten fürs erste den Vorschlag, daß sie inskünftige die Recepte deutsch, und ohne Abreviaturen schreiben, damit der Kranke wissen könne, was er geniessen soll, und ob er die Genesmittel, wofür er

in den Apotheken einen Gulden bezahlen muß, bey den Kräuterweibern nicht etwa für drey Kreutzer bekommen könne.

Wollen Sie auch etwas von der Zergliederungskunst sagen, so schreiben Sie einen Bogen von dem Häusgen der Seele. Berufen Sie sich nur auf das Zeugniß des langen rothbäckigten holländischen Mädgens, die in Leyden auf der sogenannten Schneidekammer mit ihrem Stöckgen, einem jeden Fremden, vor einige Stüber, ein dergleichen Häusgen zeiget, worinnen ehedem auch schon eine Seele gewohnet.

In der Physik, Mathematik, Astronomie, Botanik und allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit sind gleichfalls mehr als hundert bisher noch unerörterte wichtige Sachen, davon Sie künftig meinen Aufsatz sehen sollen.

Jetzt komme ich auch auf die Poesie. Ach die Poesie! Wer die nicht liebt, der muß ein steinernes Herz haben. Es hat mir recht wohl gefallen, daß Sie darinn auch etwas gethan haben. Sie müssen aber nicht immer bey einer Leyer bleiben. In einem jeden Stücke eine Abwechselung. Bald jambisch, bald trochäisch,

bald

bald daktilisch. Einmal sapphisch und dann wieder adonisch. Alkaisch, chorijambisch, anakreontisch, glykonisch, asclepiadisch; von allen möglichen Gattungen müssen Sie Proben liefern, und zwar Proben nach dem neuesten Geschmacke. Zuweilen ein wenig schwülstig, fein unverständlich und verworren: Denn dadurch unterscheiden sich die höhern Dichter, von dem niedrigen Haufen der Reimer. O! wenn Sie meine Tochter erst kennen werden, von der können Sie noch vieles in der Poesie lernen. Wenigstens bin ich Ihnen gut dafür, daß sie zuweilen so schwindlich ist, als M... jemals gewesen seyn mag, und daß sie die geistigen und ungeistigen Monaden so gut kennet, als Madam R.... Ich würde noch mehres zu ihrem Ruhme sagen, wenn es nicht wider den Wohlstand wäre, sein eigenes Kind zu loben.

Noch eins. Sie müssen doch auch etwas für die galante Welt schreiben. Sie suchen sich ohnehin um das Frauenzimmer verdient zu machen; arbeiten Sie also auch etwas zum Nutzen des schönen Geschlechts aus. Die Madam Beaumont hat von den Dormeusen, Eclipsen

Eclipsen und anderen Hauptzierrathen geschrieben. Schreiben Sie nunmehro eine gründliche Abhandlung von den Unterröckgen der Damen. Was giebt das nicht schon für einen schönen Titel! Und um dem Werke noch ein besser und gelehrter Ansehen zu geben, so lassen Sie einen der niedlichsten Unterröcke in Kupfer stechen, und vor den Titel setzen. Wenn Ihnen etwa ein Original dazu fehlet, so schicken Sie nur zu mir; meine Tochter wird Ihnen damit aufwarten. Dieß kan ein sehr starkes und mit vielen Kupfern geziertes Werk werden: Denn was für ein weites Feld von Materie eröfnet Ihnen nicht der Unterrock eines Frauenzimmers! Machen Sie sich an diese Abhandlung. Auf mein Wort, Sie werden besser dabey fahren, als wenn Sie von der Sturmhaube des Aeneas, oder von den Dudaim der Rahel geschrieben hätten.

Für allen Dingen untersuchen Sie den Ursprung der Unterröcke mit eben so vieler Gründlichkeit und Fleiß, als jener Gelehrte angewendet, den Ursprung unserer Beinkleider richtig zu bestimmen. Wenn Sie den Vorzug in Erwegung ziehen, den ein Frauen-

zimmer ohnehin vor einer Mannsperson voraus hat, so begreifen Sie auch von selbst, daß die Unterröcke eine dergleichen Untersuchung noch vorzüglicher verdienen, als die Beinkleider. Fangen Sie bey der Frau Eva an. Beschreiben Sie alsdann den Unterrock von Ihro Gnaden der Frau Sara, u. s. w. Bezeichnen Sie alle Veränderungen, die damit vorgegangen, bis auf die Zeiten der Durchlauchtigsten Prinzeßin Dido. Endlich wird Sie eine natürliche Folge der Zeitordnung bis auf die französischen und Wiener-Unterröcke unserer heutigen Damen bringen. Hier lasse ich Sie stecken; Sie mögen sich selbst weiter helfen; mein Brief möchte zu lang werden.

Finden Sie meinen Anschlag gegründet, so dürfen Sie nur zu mir kommen; wir wollen das Weitere mit einander verabreden. Beyliegende Addresse bezeichnet Ihnen meine Wohnung. Ich liebe Sie zärtlich, und bin

Mein lieber Herr Unsichtbarer

Dero aufrichtiger Freund

Adrian Selbstklug.

Die Spieler.

Hätten mich doch alle höllische Furien eher zerrissen, und wäre ich lieber von der Erde verschlungen worden, ehe mein Fuß dieses Haus des Unglücks betreten! Abscheulicher Mensch! Unglückseliges Geschöpf! In was für einen erschrecklichen Abgrund des Elendes hast du dich selbst gestürzet! Was sind dir für Mittel übrig, dich aus dem Unglück zu retten, worin dich die unersättliche Begierde nach Reichthümern versenket hat? Gar kein einziges — In der besten Blüthe deiner Jahre — stark und gesund — zu angenehmen Tagen und zum Müßiggange gewöhnt — Mangel an allem — Vorwürfe der Menschen — Anklage des Gewissens — Verachtung und Spott deiner ehemaligen Freunde — Himmel! wie soll ich mich retten! Wie soll ich mir mein Unglück erträglich machen! Keinen Vater — er starb vor Betrübnis über die Laster und Ausschweifungen eines ungerathenen Sohns. Sein letzter Seufzer war ein Fluch — Segnen konnte er mich nicht. Jetzt füh-

fühle ich ihn, den väterlichen Fluch, in seiner ganzen Schwere. Keine Mutter — Ihr eigenes Kind brachte sie an den Bettelstab, und verschwendete ihr tägliches Brod. Gerechter GOtt! darf ich deinen Namen noch nennen, und duldest du dergleichen Geschöpfe, die die Menschheit entehren? Nein! stirb nur Verlaßener — Die Erde mit meinem Blute zu besudeln, das sey noch meine letzte Schandthat —

So hörte ich einen Verzweifelten lästern, der mir mit blosem Degen, entgegen kam, als ich vor einigen Jahren, in Amsterdam ein gewißes Haus besuchen wollte, das wegen geheimer Zusammenkünfte verdächtig war. Ob ich mich gleich unsichtbar gemacht, und also nichts zu besorgen hatte, so überfiel mich gleichwohl ein kalter Schauer, bey dem Anblick dieses Unsinnigen, der eben im Begrif war, den mörderischen Stahl durch sein Eingeweide zu stoßen. Ich grif ihm in den Degen, und die Furcht die den Missethäter ohnehin begleitet, machte daß ihm das Gewehr aus den Händen fiel. Er blieb unbeweglich stehen und zitterte an seinem ganzen Leibe. Endlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, und ein

Strohm von Thränen überschwemmte sein Angesicht. Ich näherte mich ihm, und sagte mit lauter Stimme: Unglücklicher! Rufe deine Vernunft zurück, und bereue dein Verbrechen — Vielleicht sind noch Mittel übrig, dich zu retten — Er seufzte noch einmal, nahm seinen Degen wieder zu sich, und lief so geschwinde zum Hause hinaus, daß es mir unmöglich gewesen seyn würde, ihm zu folgen.

Ich gieng durch einen langen Gang ohne weiter jemand gewahr zu werden. Endlich stieg ich die Treppe hinauf. Eine tiefe Stille regierte im ganzen Hause. Ich sahe nur zwey Bediente, die zuweilen die Thür zu einem Vorzimmer öfneten, darinn es ganz dunkel war. Ich nahm die Gelegenheit in acht, und schlich mit hinein. Einige unverständliche Worte, die ich in dem Nebenzimmer murmeln hörte, und ein öfteres Geraßel mit Geld, brachte mich auf die Gedanken, daß ich mich verirret, und auf ein Wechselcomptoir gerathen seyn müsse. Ich war noch in dieser Meynung, als sich eine Thür öfnete, durch welche ein Herr, ein schönes junges Frauenzimmer bey der Hand ins Vorgemach, und von hier weiter in ein daran

stos-

stossendes Zimmer führte, wohin ich ihnen folgte. Hundert Louis — Lieber Melindo, wie glücklich sind Sie, sagte diese Grazie. Sie sollen Ihren Antheil davon haben, schönste Laura, antwortete Melindo: Ein Glück, das ich nicht mit Ihnen theilen darf, ist für mich kein Glück.

Er zog darauf einen Beutel heraus, und zählte seiner Schönen fünfzig Louisd'or in die Hand. Sie weigerte sich selbige anzunehmen. Ungerechter Melindo, rief sie mit einer verächtlichen Miene aus, kennen Sie Ihre Laura noch nicht besser? Glauben Sie, daß mir meine Zärtlichkeit feil ist? Ach! wie beleidigen Sie mich. Ich, die ich Sie auch in den schlechtesten Umständen lieben würde. Behalten Sie Ihr Geld, und lieben Sie mich aufrichtiger — Melindo! soll ich Ihnen diese Beleidigung verzeihen? — Bey diesen Worten setzte sich Laura nachläßig auf ein Canape. Melindo bath auf die demüthigste Art um Verzeihung. Laura vergab ihrem Liebhaber, und ließ sich endlich auch bereden, die funfzig Louisd'or anzunehmen. Sie schien beruhiget, und vergalt endlich gar die Freygebigkeit des Herrn Melindo mit der schändlichsten Dankbarkeit.

Die ganze Nachcomödie enthielt nichts reizendes für mich. Ich gieng ziemlich hart zur Thüre hinaus, ob ich gleich zweifele, daß die beyden Verliebte in ihren Entzückungen etwas davon vernommen. Kaum war ich wieder in das Vorgemach getreten, als ein anderer Herr, unter erschrecklichen Flüchen, aus eben dem Zimmer kam, woher ich den Melindo mit der keuschen Laura kommen sehen. Herr Bruder, sagte er, als er die Thür noch halb eröfnet in den Händen hielt, du wirst mir wenigstens erlauben, daß ich mich noch heute meiner Kutsche bedienen darf. Ein anderer folgte den Augenblick nach, und gieng sehr tiefsinnig und langsam durch das Zimmer. Seine Gesichtsbildung war edel, und zeugte von Verdiensten. Seine Miene war indessen so traurig, als die Farbe seines Kleides. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen her, davon ich aber nichts verstehen konnte, als etwa diese Worte: Verfluchte Knochen! Ich wollte, daß ich euch nie gesehen hätte — Jetzt wird aus der ganzen Historie nichts. Sein Diener wartete seiner schon an der Thüre, zu welchem er auf eine sehr verdriesliche Art sagte: Laß mir morgen den

Juden Amschel kommen. Aber, erwiederte der Diener, die Interessen! —

Betrieger! Erzjauner! Vermaledeyete Seele! rief in diesem Augenblick einer in dem Zimmer, wo die Gesellschaft war, du sollst es nicht ungerochen genießen. — Zieh von Leder, Canaille. — Voller Angst und Schrecken sprang ich in das Zimmer hinein, woselbst die bisherige Stille sich bereits in einen fürchterlichen Lermen verwandelt hatte. Alles war in Unordnung. Stühle und Tische wurden über den Haufen geworfen, und zwey Herren waren bereits in dem heftigsten Zweykampf begriffen. Ich konnte nicht so geschwinde hinzueilen, um das befürchtete Unglück zu verhindern. Melindo, den ich mit seiner Laura im Nebenzimmer verlassen, und der vermuthlich durch eine andere Thür wieder in den Saal zurückgekommen war, fiel, ehe ich den Streich verhindern konnte, verwundet zur Erden. Sein Gegner hatte ihm einen gefährlichen Hieb über den Kopf versetzt, der ihn einige Minuten lang seiner Sinnen beraubte. Endlich erhohlte er sich wieder. Laura verband ihm, während der Zeit, daß man nach einem Wundarzt schickte, mit ihrem

Schnupftuche den Kopf, und führte ihn in ein anderes Zimmer. Die ganze Gesellschaft verlohr sich einen Augenblick hernach, und ließ mich in nicht weniger Bestürzung als Ungewisheit alleine zurück.

Ich begab mich nach Hause, und war über dasjenige, was ich gesehen und gehöret, um so viel mehr betreten, da ich die wahre Ursache davon nicht erfahren können. Täglich hofte ich diesem oder jenem von den Bedienten zu begegnen, die ich in diesem unglücklichen Hause gesehen; meine Hofnung war aber vergeblich, ich erfuhr nicht eher, als nach Verlauf eines halben Jahres die Entwickelung dieses Trauerspiels.

Als ich eines Tages am Wasser spazieren gieng, um mich durch den Anblick der Schiffe und der Menge Volks zu belustigen, näherte sich mir mit einer furchtsamen Miene, ein Mensch in Matrosenkleidern, dessen Gesichtszüge mir sehr bekannt vorkamen. Er bath mich mit niedergeschlagenen Augen, um ein Allmosen, und drückte sich dabey auf eine Art aus, die mehr als eine gemeine Erziehung verrieth.

Ich

Ich betrachtete ihn sehr aufmerksam, und erkannte ihn endlich. Es war Melindo, der prächtige Melindo, der noch vor sechs Monaten funfzig Louisd'or verschwendet hatte, um sich die Gefälligkeit einer Buhlerin zu erkaufen. Eine grosse Narbe, die ihm von dem Hieb, den er über das Gesicht bekommen, übrig geblieben war, machte ihn mir noch kenntlicher. Wie! Melindo, sagte ich zu ihm, Sie sprechen mich heute um eine Gabe an, da Sie doch noch vor kurzem ein halb Pfund Gold für nichts achteten. Sollte Ihre Laura so undankbar seyn, und ihren Liebhaber darben lassen? Oder sind sie vielleicht beyde — Um Gottes willen, fiel mir Melindo in die Rede, und sahe mich mit starren Augen an, darinn ich Scham, Furcht und Verzweiflung las, erinnern Sie mich nicht an mein Unglück! Ich sehe, daß Sie mich kennen, und vielleicht besser, als ich wünsche, von irgend jemand gekannt zu seyn. Haben Sie Mitleiden mit einem Unglücklichen, und vermehren Sie durch Ihre Vorwürfe nicht die Verzweiflung, gegen welche meine Vernunft fast nichts mehr vermag. Ich bin strafbar, ich läugne es nicht: Aber seyn Sie gerecht. Gott! wie bin ich so elend! —

Bey diesen Worten wollte er fortgehen; ich hielt ihn aber zurück, und nöthigte ihn mit mir in ein benachbartes Wirthshaus zu treten. Er folgte mir ungerne, und betrachtete mich den ganzen Weg über, mit der grösten Neugier. Er konnte mich unmöglich kennen, da er mich niemalen sichtbar gesehen hatte. Ich führte ihn in ein besonderes Zimmer, und bath den Wirth uns allein zu lassen.

Melindo, sagte ich endlich zu ihm, als wir uns niedergesetzt hatten, es ist wahr, ich kenne Sie von einer sehr schlechten Seite. Ich habe Sie lasterhaft gesehen, und wundere mich derohalben nicht, Sie auch unglücklich zu sehen. Nur wenige entgehen diesem Schicksale, obgleich nicht alle in die elenden Umstände gerathen, darinn Sie sich wirklich zu befinden scheinen. Ich bin ein Augenzeuge Ihrer thörichten Verschwendung gewesen, womit Sie sich die Ersättigung Ihrer wollüstigen Begierden theuer genung erkauften. Ich war gleichfalls gegenwärtig, als einer von ihren vormaligen Freunden, Ihnen den tödtlichen Hieb versetzte, davon Sie das Merkzeichen noch im Gesichte tragen. Sie kennen mich nicht, weil Sie mich niemals gesehen.

hen. Dieses ist ein Geheimnis, dessen Auflösung Ihnen ganz unnütz seyn würde. Fordern Sie es also nicht von mir. Glauben Sie indessen, daß ich an Ihrem Unglücke Theil nehme, und wenn Sie desselben auch ganz würdig wären. Ich verabscheue die Laster; ich hasse aber den Lasterhaften nicht, sondern ich habe Mitleiden mit ihm, und seufze über die Thorheiten der Sterblichen.

Melindo schien durch diese Worte einigermassen beruhiget zu werden. Einige Thränen, die ihm über die Backen herabliefen, zeugten von seiner innern Betrübnis. Er nahm mich bey der Hand, und drückte mir selbige auf eine vertrauliche Art. Sie sind also ein Augenzeuge meiner Ausschweifungen, und meines Unglücks gewesen, sagte er endlich. Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen eine umständliche Nachricht von meinen Thorheiten geben soll. Blos das Andenken davon ist vermögend, mich in Verzweiflung zu setzen. Genug, ich bin für meine Laster gestraft. Laura war das schändlichste Frauenzimmer, das jemals die Erde getragen. Ich bin nicht der einzige, den Sie ins Elend gestürzt hat. Laura ist aber auch nicht

die

die einzige Ursache meines Unglücks. Eine andere Leidenschaft, die wo nicht strafbarer, doch wenigstens weit gefährlicher ist, hatte mich und meine Gefährten dahin gerissen. Keiner von uns ist dem Verderben entgangen. Einige sind Schulden halber ins Gefängnis geworfen worden; andere haben sich durch die Flucht gerettet, und ihren ehrlichen Nahmen dabey eingebüßt; noch ein anderer, ist von eben demjenigen, der mir den Hieb versetzet, erstochen worden, und ich bin anjetzo im Begriff nach Indien zu gehen, um allda unbekannt den Rest meines unglücklichen Lebens zu beschliessen.

Ich würde vielleicht noch die Geschichte seines Lebens von ihm herausgepreßt haben, wenn nicht ein anderer Matrose, der sein Camerad war, und der uns in dieses Wirthshaus hinein gehen sehen, dazu gekommen, und dem Melindo angedeutet hätte, daß er sich augenblicklich aufs Schiff begeben müsse, weil man guten Wind bekommen, und Willens sey, noch an eben dem Tage abzusegeln. Kaum hatte ich noch so viel Zeit übrig, ihm einige Gulden zu geben die er mit dem grösten Dank annahm.

Einige Tage nachher erkannte ich unter einer Menge Bedienten, die ich vor einem Hause stehen sah, einen von denjenigen, die ich schon lange zu sehen gewünschet. Ich zog ihn bey Seite, und bath ihn, mir doch einige Erläuterung von denen Personen zu geben, deren Schicksal ich erst vor einigen Tagen von dem Melindo erfahren. Er konnte sich lange nicht besinnen, ob ich ihm gleich das Haus beschrieb, und alle Umstände erzehlte. Endlich rief er überlaut aus: Ja, ja, der Henker! jetzt weiß ich es. O! mein Herr, die sind alle zum T.... Das ist auch mein Seel kein Wunder. Leute, die so ein Leben alle Tage führen, die müssen wohl zu Grunde gehen. Da heißt es, heute mir, morgen dir; heute ein reicher Herr, und morgen ein Bettler. Ich habe schon bey gar viel dergleichen Herren gedienet. Bisweilen habe ich Geld gehabt wie Heu, und ehe ichs mich versahe, so hatten ich und mein Herr alle beyde nichts. Es ist doch kein Seegen dabey, glauben Sie es mir. Haben, ist besser als kriegen. Hohl der Henker das Geld! Ich denke immer, man soll nur zufrieden seyn mit dem, was einem unser Herr Gott gegeben hat. Es ist doch nicht recht, daß man seinem Nächsten

das Seinige abnimmt, oder daß man sich selbst und seine Kinder zu Bettlern macht. Das weiß die Obrigkeit auch recht gut; darum hat sie es auch verboten. Aber es wird doch heimlich genug getrieben — Dieser geschwätzige Diener würde noch lange in diesem Tone fortgeschwatzt haben, ohne mir eigentlich auf meine Frage zu antworten. Ich unterbrach ihn aber und bath ihn nochmals, mir nur zu sagen, wer denn die Leute gewesen wären. Ey Sapperment, wie können Sie doch so fragen, antwortete er endlich ganz unwillig; Das Mensch war eine Hure, und die Herren waren Spieler.

Der

Der Unsichtbare bekommt einen wichtigen Auftrag.

Wie es scheint, so werde ich nach und nach in einen ziemlich weitläuftigen Briefwechsel mit meinen Lesern gerathen. Ich habe schon daran gedacht, ob es nicht nöthig sey, mich bald nach einem Secretär umzusehen, der jedesmal die Briefe empfängt, und sie mir eröfnet mit einer höflichen Verbeugung in die Hand liefert. Vor einen Mann, der schon dreymal in seinem Leben selbst diese Stelle bekleidet, wäre es eben nicht zu viel. Ich könnte alsdann auch die Mühe ersparen, mir selbst die Augen zu verderben und die Finger stumpf zu schreiben. Der Secretär müßte arbeiten, und ich hätte die Ehre davon. Taugt die Arbeit nichts, so sage ich der Secretär hat es gemacht. Geräth es gut, so setze ich meinen Namen darunter, und kein Mensch zweifelt, daß ich nicht der Verfaßer davon sey. Es geht bey dem Secretariat wie im Kriege. Läuft die Sache gut ab, so hat es der General gethan, und

wenn

wenn er auch eine halbe Meile davon auf einem Berg gehalten und durch ein Vergrösserungsglas gekukt hätte. Giebt es aber Schläge, so sind die Officiers und Soldaten Schuld daran.

Um mich aber meiner gewöhnlichen Kürze zu bedienen, davon ich ein so großer Liebhaber bin, als des Herrn Prof. Krügers sein Barbier, so kann ich meinen Lesern im Vertrauen sagen, daß ich mir nicht wenig darauf einbilde, daß verschiedene von dem hiesigen Frauenzimmer, mich ihres Vertrauens würdigen, und mich durch ihre Zuschriften beehren. Es ist nur Schade, daß ich nicht immer weiß, mit wem ich es zu thun habe, und daß ich meine schöne Correspondentinnen nicht allemal von Person kenne. Meine Antworten würden Ihnen weit besser gefallen, wenn ich sie selbst überbringen dürfte. Und was braucht denn die ganze Stadt ihre Geheimniße zu wissen? Ueberlegen Sie dieses meine Dames! Wäre es — Aber genug gesagt. Hier ist der Brief nebst der Antwort.

Mein Herr Unsichtbarer!

Ob ich gleich von der Natur mit keiner blendenden Schönheit begabt worden, so suche ich mich doch durch ein vernünftiges, leutseliges und freundliches Betragen, meinem Manne, den ich in der That liebe, und meiner Pflicht nach hochachte, angenehm zu machen, um ihn hierdurch zu gleichmäßiger Liebe zu bewegen. Mehr wird man wohl von einem Frauenzimmer, in Rücksicht auf den ehlichen Umgang nicht verlangen. Mein Bestreben scheint aber seit einiger Zeit ganz unwirksam zu seyn, und mein Mann läßt eine gewisse Kaltsinnigkeit gegen mich spüren, für deren Folgen ich erzittere. Das bedenklichste in seiner Aufführung ist dieses, daß seine Entfernung aus dem Hause ihre bestimmte Stunde hat, woraus ich eben nichts gutes argwohnen darf. Ich gehöre nicht mit unter die Zahl der eifersüchtigen Frauen; ich glaube aber, daß der strengste Sittenrichter, mit Grund nichts dazu sagen kann, wenn ich zu wissen begierig bin: Ob mein Mann, die Hochachtung, die ich ihm erweise, verdienet, oder nicht. In dieser Gesinnung kann ich mich an niemand mit mehrerer Zuverläßigkeit, als an

Sie, mein Herr Unsichtbarer, wenden. Haben Sie die Gütigkeit für mich, und nehmen meines Mannes Gänge, die er des Nachmittags zwischen zwey und vier Uhr um die Thore herum zu thun vorgiebt, in Dero Obacht, und erforschen, ob er nicht etwa verdächtige Oerter besucht, die mich seiner liederlichen Ausschweifungen versichern. Nicht die bloße ehliche Liebe, sondern die besorgliche Unordnung im Hauswesen und der Nahrung, bewegen mich zu diesem Schritt, und Sie, mein Herr, verbinden dadurch Ihre

sehr ergebene Dienerinn
C * *

Das hätte ich mir wohl in meinem Leben nicht träumen lassen, daß ich endlich noch zu dem wichtigen und ansehnlichen Posten eines Spions erhoben werden sollte. Es ist doch immer die Wahrheit, daß Verdienste nicht unbelohnet bleiben. Jetzt ist der Grund zu meinem künftigen Glücke gelegt. Wer weis, was noch dereinst aus mir werden kann. Und was das beste bey der Sache ist, so darf ich fürs Henken nicht bange seyn. Wie mancher wäre im letzten Kriege gerne Spion gewesen, wenn er sich

nicht

nicht für dergleichen Sporteln gefürchtet hätte. Wenn ich, wie ich hoffe, bey dem sämtlichen schönen Geschlechte unter diesem Character accreditirt werden solte, so zweifele ich auch nicht, man werde mir nicht nur eine förmliche Bestallung darüber ausfertigen lassen, sondern mir auch ein hinlängliches Gehalt aussetzen, wovon ich als ein ehrlicher Spion leben kann.

Ich schmeichle mir übrigens sogar mit der Hofnung, daß die Herrn Ehemänner, gekrönte und ungekrönte, verliebte und unverliebte, die im Kampf der Liebe begriffen seyende junge und alte Herren nicht ausgenommen, mich endlich auch noch samt und sonders zu Dero Agenten bey der Republic des schönen Geschlechts ernennen, und mit einem anständigen Apointement, wie es bey vornehmen Leuten heißt, versehen werden.

Wenn man mir den Vorwurf machen wollte, als ob es nicht ehrlich sey, beyden Partheien zu dienen, so würde ich darüber ein rechtliches Gutachten, von einem gewißen Rechtsgelehrten auf einer berühmten Universität einholen, von dem ich gewis versichert bin, daß er

zu meinem Vortheil sprechen wird. In solchen Fällen dient man allezeit derjenigen Parthei am ehrlichsten, die am besten bezahlt, denn es versteht sich ja von selbsten, daß eine Ohm Wein, mehr Erkentlichkeit verdient, als ein Kalbsbraten.

Ich hätte gewünscht, daß die Frau C * * mir wenigstens einige nöthige Erläuterungen über die Person ihres Herrn Gemahls hätte geben wollen: Denn wie soll ich doch in aller Welt wissen, wer dieser ehrliche Mann ist, der das Unglück gehabt, seiner lieben Frauen dergleichen Argwohn einzuflößen! Wenn ich wenigstens nur das Glück hätte die Frau C * * zu kennen, so würde ich ohngefähr aus ihrem Charakter schon wahrscheinlich schliessen können, in wie ferne die Klagen über ihres Mannes räthselhafte Aufführung gegründet seyn möchten oder nicht.

Ich habe zwar bey meinen öfteren Spaziergängen, die ich um die Stadt herum thue, verschiedene Männer kennen gelernet, von denen ich, nach oft wiederhohlten Beobachtungen, nunmehro für gewis behaupten kann, daß Sie nicht allemal der Gesundheit wegen, spazieren gehen

gehen. Ich werde also nicht besser thun können, als wenn ich meiner Correspondentin, einige von diesen würdigen Männern schildere. Vielleicht findet Sie den ihrigen darunter; ob ich gleich zu ihrer eigenen Beruhigung herzlich wünsche, daß ihr Argwohn nicht gegründet seyn möge.

Ein langer hagerer Mann, der aus einer sehr dick gewölkten Perüke ein finsteres Gesicht heraussteckt, geht gemeiniglich um zwey Uhr des Nachmittages vor das Thor spazieren. Er nimmt aber seinen Weg ordentlicher Weise nicht um die Stadt herum, sondern verliert sich in den Fussteigen, die zwischen den Kohl- und Weingärten hinlaufen. Ich hatte ihn schon einigemal diesen Weg nehmen sehen, und glaubte anfänglich daß er in der Gegend selbst einen Garten habe, den er als ein guter Haushalter so fleißig besuchte. Eines Tages fiel es mir ein, ihn zu begleiten. Ich hielt mich so nahe hinter ihm, als es sich thun lies, um nicht an meinem Gange bemerkt zu werden, ob ich gleich unsichtbar war. Wir kamen endlich auf eine kleine Ebene, und ich sahe nunmehro, daß es gerade auf eins der nächsten Dörfer zugieng, das ich

damals noch nicht zu nennen wuste. Wir erreichten es bald, und traten in ein Wirthshaus, wo mein Führer schon ziemlich bekannt zu seyn schien. Ein junges Mädgen von ohngefähr achtzehn Jahren, die wohl ein recht ehrbares Frauenzimmer seyn mochte, hatte ihn in ein kleines Nebenzimmer geführt, und bewirthete ihren Gast mit einer Flasche Wein. Es waren noch zwey Männer in eben der Stube, die von dem Betragen der Pforte in Ansehung der Pohlnischen Königswahl, so vernünftig mit einander sprachen, daß ich sie in meinem Herzen zu Starosten machte. Ich war so aufmerksam auf das politische Gespräch dieser Staatsmänner gewesen, daß mein Reisegefährte mit samt dem Mädgen unsichtbar geworden, ohne daß ich es gemerkt hatte.

Ich war auf mich selbst verdrieslich, daß ich so unachtsam gewesen, und nicht beßer auf meinen Mann Acht gegeben hatte. Er war indessen weg, und ich stand im Begrif, meine Rükreise nach der Stadt anzutreten, als sich zwischen denen beyden vorerwehnten Männern, folgendes kurzes Gespräch anhob.

A. Kennen sie den Mann mit der großen Perüke, der eben jetzo hier im Zimmer war?

B. Nein, ich weis nicht, wer er ist, ohnerachtet ich ihn schon öfters gesehen habe. Sie werden ihn vermuthlich kennen?

A. Ja, ja, — ich kenne ihn schon — Er ist auch einer von denen — Wir haben deren Gott behüts, mehrere in der Stadt. Er thäte auch beßer, wenn er daheim für seine arme Frau und Kinder sorgte, als daß er in die Wein- und Hurhäuser läuft. Mich deucht aber immer, ich sehe noch das Ende davon, so wie von vielen andern —

B. Behüte mich Gott! Ich will nicht hoffen, daß wir uns etwa in einem schlechten Hause befinden. Herr A. * * * Sie werden doch nimmermehr —

A. Ach! Bekümmern Sie sich doch nur um nichts. Ich weis wohl, wo man einen ehrlichen Mann hinführen kann. Wer böses thun will, findet allenthalben Gelegenheit dazu. Und gesetzt — Ich will eben nicht sagen — aber unterdessen — Sie verstehen mich wohl. Ich will nur so viel sagen,

daß wir doch Leute sind, die es thun können. So ein Mädgen kostet doch wahrhaftig des Jahrs etwas ehrliches zu unterhalten. Und der gute Mann, hat es in Wahrheit nicht so dicke — Gewis nicht so dicke — Ich kenne seine Umstände. Mich jammert nur die arme Frau. Es ist bey meiner Treu, ein braves rechtschaffenes Weib. — Er hat sie nun auch so bekommen — Was soll man viel dazu sagen. Die Eltern sind bisweilen wunderlich. Das arme Mädgen hatte nichts, und dieser Monsieur war der einzige Sohn von einem reichen Vater. Alles um des leidigen Geldes willen — Jetzt ist das Capitalgen verthan — Mein Herr ist das liederliche Leben gewohnt. Die Frau muß mit ihren Kindern darben, und sich von den Juden plagen laßen, und der liebe Mann sitzt hier, so alt er ist, und careßirt mit so einem Kätzgen, die ihm den Beutel vollends fegt, und ihn dabey ins Fäustgen auslacht. Denn glauben Sie mir auf mein Wort — Ich will nichts weiter sagen. Aber Sie sollen es selbst sehen und hören; wir wollen einmal des Vormittags hergehn, wenn der alte Schurke nicht hier ist —

B. Ich

B. Ich bedanke mich zum schönsten für Ihre Freundschaft. Ich bin aber nicht Willens Gebrauch davon zu machen. Ich hätte Sie für einen honettern Mann angesehen, mein lieber Herr A . . . Ich habe mich aber sehr betrogen. Pfui — schämen Sie sich — Sie halten sich über jenen auf, und Sie sind nicht ein Haar beßer. Glauben Sie, weil Sie mehr Geld haben, daß Sie auch mit mehrerem Rechte gottlos seyn können? Oder bilden Sie sich etwa ein, daß ein unverheiratheter —

Der Wirth trat bey diesen Worten ins Zimmer und machte dem Gespräche ein Ende. Ich sahe meinen Geleitsmann nicht wieder, und war genöthiget den Rückweg nach der Stadt alleine anzutreten.

War dieses etwa Ihr Mann, meine liebe Frau C * *?

Ein gewißer ansehnlicher und wohlgebildeter Mann, geht gemeiniglich des Nachmittags bey gutem Wetter vor das Thor. Wenn er seinen Spaziergang geendiget, so geht er in einen

bekannten Garten und trinkt ein halbes Maas oder nach Befinden der Umstände, auch wohl ein Maas Wein. Weiter thut er nichts böses, als daß er bisweilen einen Reichsfürsten absetzt, und einen Plan zu einer neuen Policeyordnung entwirft. Er schläft sehr oft bey seinen Projecten ein, und geht erst spät nach Hause.

Wenn dieser der Frau C * * ihr Mann ist, so darf sie ihn nur ruhig gehen laßen; ein so unschuldiges Vergnügen muß man niemanden misgönnen. Sie wird dagegen die Erlaubnis haben, Caffevisiten zu geben und anzunehmen, so oft es ihr beliebet.

Mehrere Nachrichten kann ich für diesesmal der Frau C * * nicht geben. Ich habe ihr wenigstens meinen guten Willen zeigen wollen, ohnerachtet ich, im Ernste zu reden, lieber mit dergleichen Aufträgen verschont seyn möchte. Ein Frauenzimmer findet niemalen eine bessere Gelegenheit, ihre Vernunft zu zeigen, als bey dergleichen Fällen. Ich erinnnere mich einmal eine Geschichte von einer Englischen Dame gelesen

lesen zu haben, die ich der Frau C * * zu Gefallen, hier hersetzen will.

Ein englischer Lord hatte eine schöne und vernünftige Gemahlin. Tugend und Verdienste waren die Mitgabe gewesen, worauf der Lord mehr, als auf ihr übriges Vermögen gesehen hatte. Beyde waren einander werth, und beyde liebten sich aufs zärtlichste. Einige Jahre waren bereits in dieser glücklichen Ehe verstrichen, als die Gemahlin des Lords, einigen Kaltsinn in den Umarmungen ihres Geliebten wahrzunehmen glaubte. Er entfernte sich öfter als gewöhnlich von ihr, und es kam ihr vor, als ob ihm dann und wann die Zeit in ihrer Gesellschaft lang würde. Sie machte ihm deswegen die zärtlichsten Vorwürfe; der Lord beantwortete dieselben schlecht, und vermehrte dadurch die Unruhe seiner Gemahlin. Es war im Sommer, und der Lord ritte sehr oft nach einem Landgute, welches ihm zugehörte, und welches nur einige Meilen von Londen entfernt war. Hier brachte er öfters ganze Tage ohne die geringste Gesellschaft, und unter dem Vorwande zu, daß er sich von dem Geräusch der Stadt entfernt, in der Einsamkeit ergötzen, und

sich durch Anordnung eines neuen Blumenstückes, wovon er ein großer Liebhaber war, belustigen wolle.

Er muste sich, wenn er draußen war, in dem Hause seines Gärtners, in einem kleinen Zimmer behelfen, weil er das Guth erst vor kurzem gekauft hatte, und noch keine Wohnung für sich selbst aufbauen können. Der Gärtner hatte eine schöne Tochter, deren Anblick gar bald ein unerlaubtes Feuer in dem Herzen ihres Herrn anzündete. Der Lord war ein Herr, der in der großen Welt erzogen worden, und also über die Vorurtheile des bürgerlichen Standes hinweg war. Er sahe seine Neigung gegen dieses Mädgen als einen erlaubten Zeitvertreib an, und es fiel ihm nicht einmal ein, daß ein Mann von seinem Stande sich ein Gewissen darüber machen müße, dann und wann in den Armen einer Buhlerin eine Veränderung zu genießen. Der Gärtner sowohl als seine Frau, merkten gar bald die Schwäche ihres Herrn, und fanden nicht für rathsam, den Nutzen, der ihnen daraus erwachsen konnte, aus den Händen zu laßen. Sie suchten selbst die Hand zu allem zu bieten, und räumten gar bald die

Einwendungen und Gewissensscrupel aus dem Wege, die noch dann und wann in dem Herzen, ihrer bisher unschuldigen Tochter, aufsteigen wolten. Einige Geschenke und vortheilhafte Versprechungen, überzeugten sie endlich vollends, von der Ehre, die ihnen durch den vertrauten Umgang des Lords mit ihrer Tochter wiederführe, und diese machte keine Schwürigkeiten mehr ihrem Herrn und Liebhaber alle mögliche Freyheiten einzuräumen.

So sorgfältig auch der Lord diesen Umgang vor seiner Gemahlin zu verbergen suchte, so kam selbige endlich doch auf eine besondere Art dahinter. Eines Tages als der Lord auf seinem Landgute war, und mit seiner Nimphe spazieren gieng, geschahe es von ohngefehr, daß ein gewißer Edelmann, aus Londen, sich in diese Gegend verirret hatte, und gerade auf unsern Lord zustieß. Der Lord empfieng ihn seiner gewöhnlichen Art nach sehr freundlich, und nöthigte ihn einige Stunden zu verziehen, da er dann mit ihm nach Londen zurückreiten wollte. Dem fremden Edelmann konnte der vertrauliche Umgang des Lords mit seiner schönen Gärtnerinn nicht verborgen bleiben, und

er

er bemerkte sogar, daß letztere den gefährlichen Uebergang, aus dem jungfräulichen Zustande in den weiblichen, bereits vor vielen Monaten müße gewagt haben. Er scherzte selbst mit dem Lord darüber, und da dieser in keiner weiteren Bekanntschaft mit dem Edelmanne stand, so machte er auch kein Geheimnis daraus.

Einige Tage nachher, fügte es sich, daß eben dieser Edelmann in London mit der Gemahlin des Lords in Gesellschaft gerieth, ohne sie jedoch zu kennen. Er machte sich ein Vergnügen daraus, der Gesellschaft sein Abentheuer, und die Liebe des Lords und seiner Landgöttin zu erzehlen. Er wuste indessen den Namen des Lords nicht, und es konnte also auch niemand errathen, wer die Person seyn müße. Die Lady aber fiel gar bald auf die Gedanken, daß dieses wohl ihr eigener Mann seyn könne. Sie schickte deshalb unter der Hand einen treuen Bedienten ab, und dieser erfuhr gar bald den ganzen Handel, und daß die Tochter des Gärtners wirklich schwanger sey. Anstatt hierüber in Zorn und Eifer zu gerathen, verbarg sie vielmehr ihren Verdruß, und sann auf Mittel, sich der ganzen Liebe ihres Gemahls wieder zu versichern. Sie ließ eines

nes Tages, da ihr Gemahl in Londen beschäftiget war, verschiedene Mobilien und Geräthe hinaus auf das Landgut bringen, und damit das kleine Zimmer, worinn der Lord ihrer so oft vergeßen hatte, in der Geschwindigkeit und aufs beste auszieren; überdem aber lies sie auch ihr eigenes Gemählde, das bisher in einem Saale gehangen, dahin bringen, und neben dem Bette hängen, darinn der Lord seine Beyschläferin zu empfangen pflegte. Alles dieses geschahe in der grösten Stille. Dem Gärtner war, unter großen Versprechungen befohlen, dem Lords nicht davon im voraus zu sagen, weil man ihn überraschen wolte.

Den folgenden Tag erschien der Lord. Er war spät aus Londen geritten, und kam folglich auch spät auf seinem Landgute an. Man führte ihn in das gewöhnliche Gemach. Er wunderte sich nicht wenig, selbiges so aufgeziert zu finden, und da er vollends das Portrait seiner Gemahlin sahe, so wuste er gar nicht was er davon denken solte. Er rief den Gärtner, und verlangte eine Erläuterung darüber. Dieser antwortete ihm mit der einfältigsten Miene: Daß die Lady selbst diese Anordnung gemacht, weil sie besorget,

get, es möchte ihm hier an den nöthigen Bequemlichkeiten mangeln. Der Lord, dem es so wenig an Verstand als Grosmuth fehlte, empfand in diesem Augenblick die ganze Größe seiner Ausschweifung. Seine Liebe für seine tugendhafte und vernünftige Gemahlin siegte über alle Leidenschaften. Er weinte vor Freuden; er küßte das Gemählde, und stellte sich wie ein Wahnwitziger an. Endlich ohne weiter ein Wort mit dem Gärtner, oder seiner Tochter zu reden, setzte er sich noch in der Nacht wieder zu Pferde, und ritt nach London zurück. Er verlangte seine Gemahlin, die schon im Bette war, zu sprechen. Sie lies ihn vor sich, und hatte bald das Vergnügen, ihren Mann vor ihrem Bette auf den Knien zu sehen. Er bath in den beweglichsten Ausdrücken um Vergebung, und da sie an seiner Reue nicht zweifelte, so waren sie bald mit einander ausgesöhnt.

Die Tochter des Gärtners ward nachhero durch Vermittelung der Lady, mit einer ansehnlichen Aussteuer verheyrathet, und der Lord verkaufte das Landguth, um auch sogar den Ort nicht mehr zu sehen, wo er die Liebe der würdigsten Gemahlin, mit der schändlichsten Untreue vergolten hatte.

Ernsthafte Gedanken.

Unter der grossen Anzahl Menschen, die ich bereits kennen gelernt, habe ich nur sehr wenige gefunden, die mit ihrem Schicksale zufrieden waren. Auch unter diesen Wenigen hatten die mehresten ihre innere Ruhe und Zufriedenheit, mehr ihrem glücklichen Temperamente, als ihrer Vernunft zu verdanken. Es scheint dem menschlichen Geschlechte natürlich zu seyn, immer mehr zu wünschen, und durch den wirklichen Genuß des Gewünschten niemalen gesättiget zu werden. Der Genuß eines jeden Glücks ist für uns das Ende des daraus erwarteten Vergnügens, und die Quelle zu neuen Begierden. So lange wir eine Sache wünschen, und unsere Einbildungskraft die Seele mit den Vorstellungen, des damit verknüpften Vergnügens nähret, so lange, und nicht länger dauret auch unser Glück. Das Wirkliche reizt uns nur halb so sehr, als die Chimäre.

So geht es uns von der Wiege an, bis zum Grabe. Das Kind freuet sich das ganze Jahr hindurch auf den Neujahrstag, oder sonst auf irgend ein anderes Fest, weil es zu dieser Zeit beschenkt wird, und nicht in die Schule gehen darf. Er kommt endlich, dieser so sehnlich gewünschte Tag, und die Freude verschwindet mit demselben; er ist vergangen, ehe man sich desselben versiehet. Bisweilen wird das Kind an eben diesem Tage in seiner Freude gestöret, und bringt selbigen sehr verdrieslich zu. War es also in der Erwartung nicht glücklicher, als in dem Genusse selbst? So betriegt man sich von einer Zeit zur andern, bis in das späteste Alter, und endlich, wenn wir am Rande der Ewigkeit stehen, so haben wir noch tausend Wünsche in Bereitschaft, deren Erfüllung wir noch gerne erst abwarten möchten.

Elmire liebt den jungen Cleodon. Sie wünscht nichts mehr als mit ihm vereiniget zu werden. Die Hofnung dazu bietet ihrer Einbildungskraft die schönsten Bilder dar, womit sich ihre Seele belustiget. Sie hat die schönsten Aussichten, und träumt von lauter Vergnügen. So lange Elmire in dieser angenehmen

men Erwartung steht, ist sie glücklich. Sie geniesset dasjenige in der Einbildung, was sie vielleicht niemals in der That geniessen wird. Cleodon ist in ihren Augen der allervollkommenste Mensch. Sie sieht ihn nur von der besten Seite, und selbst seine Fehler sind ihr angenehm. Wenigstens sind selbige in ihren Augen zu geringe, als daß sie deshalb einiges Misvergnügen schöpfen sollte. Die Liebe deckt alles zu, und Elmire wäre noch glücklicher, wenn sie Zeitlebens in diesem angenehmen Irthume bleiben könnte. Sie sieht endlich das Ziel ihrer Wünsche. Cleodon wird ihr Mann. Die Freude macht sie auf einige Zeit unempfindlich. Nachgerade besinnt sie sich, und wird unruhig, da sie sich auf einmal in einem ganz anderen Zustande befindet. Ihre Seele scheint ganz leer und erschöpft zu seyn. Alle angenehme Bilder, womit sie sich sonst beschäftigte, sind verschwunden. Der Genuß des erwarteten Glücks war das Ende desselben. Cleodon wird ihr von Tage zu Tage gleichgültiger, weil sie ihn täglich sieht, und in seinem Umgange Gelegenheit hat, auch seine Fehler zu entdecken. Sie liebt ihn zwar noch immer, aber sie empfindet dasjenige nicht mehr, was sie ehemals em-

pfand, da sie ihn nur selten sahe. Sein Kuß erregt in ihr nicht mehr dasjenige Feuer, welches sie ehedem empfunden, wenn er sie verstohlner Weise umarmte. Kurz sie war in der Einbildung glücklicher, als sie anjetzo ist.

Narcis hat einige Loose in der Lotterie. Er schmeichelt sich mit der Hofnung, ein ansehnliches Capital zu gewinnen. In dieser Erwartung macht er tausend angenehme Entwürfe. Er macht in Gedanken die schönste Eintheilung mit dem gewonnenen Gelde. Den ganzen Tag beschäftiget er sich damit, wie er es gut anlegen, und sich damit auf Zeitlebens glücklich machen will. Man sieht es ihm an seinen Mienen an, daß seine Einbildungskraft mit den angenehmsten Bildern angefüllet ist. Er träumt sogar davon, und ist so vergnügt als ein König. Der Tag, da die Lotterie gezogen wird. Kommt endlich heran, und Narcis wird von Tage zu Tage unruhiger. Das Loos wird gezogen und er gewinnt noch mehr als er gewünscht hat. Er taumelt vor Vergnügen nach Hause, um den Seinigen diese angenehme Nachricht zu überbringen. Endlich siehet er das Geld in seinen Händen.

Die Furcht dasselbe wieder zu verlieren, macht ihm schlaflose Nächte. Er fängt an ein groses Haus zu bauen, und sieht wider Vermuthen, daß das dazu bestimmte Capital nicht zureicht. Er muß also seinen gemachten Entwurf ändern, und es an einem andern Ort fehlen lassen. Tausend unerwartete Verdrieslichkeiten machen ihm das Leben sauer, und in der Ungedult wünscht er, daß er kein Geld gewonnen hätte. War Narcis in seinen mittelmäßigen Umständen, und während der Zeit da er vom Glücke träumte, nicht glücklicher, als jetzo, da er es wirklich besitzt?

Honorius lebt in der Niedrigkeit, und verdient durch seine Arbeit sein tägliches Brod. Er ist aber mit seinem Stande nicht zufrieden, und möchte gerne eine bessere Figur unter seinen Mitbürgern machen. Alle seine Bemühungen gehen dahin, gros zu werden, und er wolte gerne hungern, wenn er nur einen vornehmen Titel hätte. Es gelingt ihm endlich, sich die Gunst einiger grosser Herren zu erwerben, und da er wirkliche Verdienste hat, so sieht er sich bald hervorgezogen. Jetzt fängt er an von neuem zu leben. Die Hof-

nung, dereinst noch eine der höchsten Ehrenstaffeln zu erreichen, erhitzt seine Einbildungskraft, und erfüllt ihn mit lauter angenehmen Ideen. Er ist in seinen Gedanken schon ein Staatsminister, und setzt sich über alle seines Gleichen hinaus. Ein besonderer Dienst, den er dem Staate erwiesen, erwirbt ihm eine ansehnliche Bedienung, und erhebt ihn bis zu der Ehre, ein Vertrauter des Fürsten zu werden. Kaum sieht sich Honorius in diesem neuen Glanze, als er auch schon wahrnimmt, daß seine Tritte nicht mehr so sicher sind als vorhin. Er sieht sich von einer Menge Schmeichler umringt, deren jeder den Anschlag gemacht, sein Glück zu untergraben. Keinen Augenblick ist er sicher, daß er nicht durch die Bosheit seiner heimlichen Feinde gestürzt, und um Ehre und Vermögen gebracht wird. Schlaflose Nächte und beständige Sorgen entkräften seinen Körper, und bringen ihn endlich dahin, daß er seine Thorheit verwünscht, und lieber noch in der Niedrigkeit leben möchte.

Wo wir nur hinsehen, da finden wir Beyspiele, daß das Glück der Menschen, nur in der Einbildung bestehet, und daß es die erste

Regel eines vernünftigen Menschen seyn müsse, sich zu gewöhnen, mit seinem Zustande zufrieden zu seyn. Die Erfahrung überzeugt uns, daß so weit wir auch nur immer unsere Wünsche treiben mögen, dennoch die Erfüllung derselben, allezeit eine neue Quelle neuer Wünsche ist, und daß unsere Begierden niemals gesättiget werden. Derjenige, der am wenigsten wünscht, ist der glücklichste, und ein Mensch, der mit seinem Glücke zufrieden ist, besitzt die grösten Reichthümer.

Ich kam neulich des Abends sehr spät aus einer Gesellschaft. Ich hatte mir einen Menschen gemerkt, der sehr tiefsinnig und Melancolisch war. Ohnerachtet ich ihn einigemal angeredet, so wollte er sich doch mit mir in kein förmliches Gespräch einlassen. Man hält ihn überall vor einen artigen und verständigen Menschen. Ich war neugierig die Ursache seiner Melancolie zu wissen, und schlich ihm ohngesehen bis in sein Zimmer nach. Er gieng fast eine Stunde lang mit großen Schritten auf und ab. Endlich setzte er sich an seinen Tisch, und schrieb folgendes:

Klagen des Phalermon.

Hier sitze ich jetzt einsam und stille! Alles um mich her ist dunkel und Finsternis. Die Nacht hat ihren schwarzen Schleyer über die Erde ausgespannt, und die Welt zu einer Einöde gemacht. Noch hie und da schwärmen finstere Geister im Dunkeln herum, die gleich den melancolischen Nachteulen die Sonne scheuen; unter der Anführung des Geistes der Finsternis, durchwandern sie mit Bosheit bewafnet, die schlafende Welt, und besudeln den Schauplatz der göttlichen Allmacht mit ihren Schandthaten.

Der erquickende Schlaf, der Vorschmack des Todes, hat anjetzo die Helfte der Erdbürger in einer angenehmen Unempfindlichkeit begraben; alles genießet der Ruhe. Nur ich, ich Unglücklicher, sitze hier noch tiefsinnig und einsam. Tausend fürchterliche Gedanken durchwandern die verzagte Seele; einer immer noch trauriger als der andere. Ein ganzes Heer schreckender Bilder drängt sich durch das Gehirn; das zitternde Herz ist voller Empfindungen, lauter dunkler Empfindungen, die selbst den Körper abmatten.

Und warum bin ich so traurig? Warum bebt die furchtsame Seele der Zukunft so ängstlich entgegen? Bin ich denn der einzige Verlassene, der unbemerkt von dem allsehenden Auge der Vorsicht, hülflos und ohne Hofnung im Staube lechzen und verschmachten soll? Ist denn die ganze Schale der Leiden nur allein über mein unglückliches Haupt dahin gegossen? Ist gar keine Hofnung für mich mehr übrig? Schrecklicher Gedanke! Warum schuf die Hand des Allmächtigen einen Wurm voller Empfindungen, voller tödtender Gedanken? Warum gab sie der Seele die unglückliche Fähigkeit sich selbst zu foltern! Ach wie quält mich der Gedanke, daß ich ein Mensch bin! Edler und erhabener als alle Geschöpfe; mehr als ein Engel: Denn für Engel hat der Sohn des Ewigen nicht geblutet. Der Seraph ist gegen den Menschen gerechnet, nur ein niedriges Geschöpf. Sie fielen auch die Seraphe; doch sie wurden keiner Erlösung würdig geachtet. Der Allmächtige stürzte sie auf ewig in den Abgrund. Eine dicke Nacht, noch finsterer, als die Nacht, darin das Chaos schwamm, ehe der Schöpfer rief, daß Welten entstehen sollten, hält sie in dieser Tiefe auf immer von

dem Angesichte des Ewigen entfernt. Aber der Mensch, und auch ich, unter dem Geschlechte Adams, war nur allein der Versöhnung würdig. Die Seele des Sünders zu retten, stieg GOtt selbst vom Throne hernieder und ward auch ein Sterblicher; aus eben dem Leime gebildet als ich. Der Allmächtige kroch im Staube herum, und vergoß menschliches Blut. Wie sehr erhöht mich dieser Gedanke! Und doch bin ich elend; elender als das Insect, das unter meinen Füssen sich krümmt und den thierischen Geist aufgiebt. Selbst der Vorzug, ein Mensch zu seyn, hat nichts reizendes für mich. Wäre ich nur ein Wurm, ein Insect ‥‥ GOtt! wohin verirre ich mich! ‥‥ Zu was für thörichten Ausschweifungen verleitet mich die Vernunft! Bin ich denn in der That so unglücklich als ich es mir einbilde? Und ist es wohl der Mühe werth, einer ungewissen Zukunft wegen bekümmert zu seyn? Werde ich denn nimmer weise? Der morgende Tag erschreckt mich, und er ist noch nicht mein. Wie wenn er nun glücklich für mich wäre! Mit Furcht und Zittern denke ich an mein künftiges Schicksal. Der immer unruhige, der nie zufriedene Geist,

schaft

schaft sich selbst Qualen, die mich vielleicht niemals treffen werden. Ich sehe lauter trübe Wolken sich über meinem Haupte zusammen ziehen; ein drohendes Ungewitter rauscht fürchterlich daher, und erschreckt mich; ich zittere für den morgenden Tag. Er kommt endlich, und ich ringe die Hände. Auf einmal verschwindet der Nebel für meinen Augen; die Sonne geht auf, und es wird ein heiterer Tag. War ich nicht ein Thor!

Wie ist das menschliche Herz so trotzig und so verzagt! Gleich dem unruhigen Weltmeer schwillt es auf, und hochmüthige thörichte Entwürfe steigen gleich Dünsten aus demselben empor, und machen das Haupt schwindlicht. Ausschweifend und nimmer zufrieden im Glück, verliert sich der Mensch in dem Labirinthe unersättlicher Begierden, und vergißt, daß er ein endliches, ein sterbliches Geschöpf ist. Kleinmüthig und verzagt sinkt er in seiner Ohnmacht dahin, sobald sich nur ein Ungewitter von ferne zeigt, und er bebt schon für dem Donner, noch ehe er den Blitz gesehen. In einem beständigen Widerspruch taumelt er durch die Welt, glücklich genug, wenn er nach Verlauf

eines

eines halben Jahrhunderts sich endlich besinnt, und an seine Bestimmung denkt.

Schon lange habe ich geseufzt und über mein Schicksal gejammert. Wie viel thörichte Mitbrüder werde ich nicht täglich um und neben mir gewahr, die nicht vergnügter sind als ich. Und was ist die Ursache dieser Unruhe? Ich bin gesund, und habe noch keinen Mangel gelitten; vielleicht wäre manchem Unglücklichen mit demjenigen geholfen gewesen, was ich noch heute unnütz verschwendet. Mein Körper ist für Blöße und Kälte bedeckt, und meine Arme sind stark und geschickt genug, mir den nothdürftigen Unterhalt zu verdienen. Aber dort fährt jemand in einer Kutsche. Die reiche Kleidung seiner Bedienten, das glänzende Geschirr, und selbst der trotzige Gang der Pferde, verräth den Reichthum ihres Herren. Vielleicht ist dieser ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ein unwürdiger Bürger unserer Stadt. Er lebt indessen gemächlich, und es fehlt ihm nichts zu seiner Glückseligkeit. Warum hat mich der Himmel auch nicht so glücklich gemacht? War ich es weniger würdig? Oder bin ich nicht ein

eben

eben so edles Geschöpf als er? Wie kommts, daß ich mein Brod kümmerlich und mit Mühe und Arbeit suchen muß, da unterdessen dieser Liebling des Himmels seine Tage in einer beständigen Ruhe und im Ueberflusse dahin bringt? Was höre ich! Eine Stimme, wie die Stimme der Engel ruft mir zu: Folge ihm nach. Jetzt hält die Kutsche vor der prächtigen Pforte eines Pallastes. Die Bedienten schleudern sich mit unglaublicher Geschwindigkeit von ihrem erhabenen Stande herunter, und eröfnen ihrem Gebieter die Thür. Mit einer gravitätischen Nachläßigkeit läßt er sich von seinen Sclaven unterstützt bis zur Erden hernieder, und schleppt einen mageren Körper mühsam die Treppe hinauf. Auf einmal öfnen sich die Thüren, und ein prächtiges Zimmer empfängt den vergoldeten Herrn, der dasselbe kaum eines Anblicks würdiget. Jetzt wirft er sich auf einem reichen Sopha nieder, gleich einem Menschen, der von einer mühsamen Arbeit ausruhen will. Wie ist sein Gesicht so finster und melancolisch! Was fehlt ihm denn noch zu seinem Glücke? Nach einem tiefen Seufzen stottert er endlich diese bedenkliche Worte heraus: Wie unglücklich bin ich mitten

in

in meinem Ueberflusse! = = = Was helfen mir alle Reichthümer! = = = Wäre ich nur ein Bettler, so wäre ich vielleicht vergnügt! Kaum höre ich diese Worte, so bebt mir mein Herz, und eine Schamröthe überzieht mein Gesicht. Ich eile die Treppe herunter, und verlasse den prächtigen Pallast, mit dem festen Vorsatz, das Glück der Reichen nicht mehr zu beneiden. Ich bin nunmehro überzeugt, daß man um glücklich zu seyn, nicht eben begütert seyn müsse, und daß die Vergnügsamkeit der gröste Reichthum ist.

In einer dunklen und schmutzigen Gasse höre ich die Stimme eines Klagenden. Ich nähere mich einem kleinen Fenster, wodurch der Mond in eine schlechte Kammer fällt, und den innern Raum derselben so helle macht, daß ich alles, was darinnen vorgeht, deutlich wahrnehmen kan. Gott! welch ein Anblick! Drey unmündige Kinder kriechen nackend auf dem kalten Boden herum, und jammern um einen Bissen Brod. In einem Winkel liegt auf einer Handvoll Stroh die halbtodte Mutter, und vertröstet mit einer ohnmächtigen Stimme, die kleinen Geschöpfe, bis zur Wiederkunft ihres

Vaters. Endlich kommt dieser unglückliche Vater. Ein lahmer Arm und ein hölzernes Bein bezeichnen ihn mir als einen Kriegsmann. Er hat für sein Vaterland gefochten, und seine Gesundheit und Gliedmassen dabey eingebüßt. Jetzt geht er im Elende herum, und muß in eben dem Vaterlande sein Brod kümmerlich erbetteln. Er hat kaum soviel erhalten, als zur Befriedigung seines eigenen Magens nöthig wäre; allein die Kinder winseln ihm um den Füssen herum; er vertheilt unter sie seinen ganzen Vorrath, und sieht selbigen in einem Augenblick verzehrt. O Gott! seufzet er überlaut, es ist genug, nimm meine Seele zu dir! Hierauf wirft er sich neben seiner ächzenden Frau auf die Erde nieder, und verschluckt die Thränen, die ihm häufig über die Backen hinrollen.

Habe ich jetzt wohl Ursache zu klagen! Ich, den der Himmel, in Betracht so vieler tausend meiner Mitbrüder, so glücklich gemacht. Jetzt will ich nicht mehr traurig seyn, und wenn ich ja dann und wann seufze, so soll es nur über meine eigene Thorheiten geschehen. Wie wird mir mein Herze so leicht! Wie vergnügt bin ich anjetzt mit meinem Zustande. Nun will ich

mich

mich hinlegen und schlafen. Ich fühle schon in meinem Körper die Wirkungen eines ruhigen Gemüths. Eine angenehme Mattigkeit überfällt mich; ein sanfter Schlummer drückt mir die Augen zu: Die Seele allein ist noch geschäftig! O! daß ich einmal so sanft entschlafen möchte, wenn mich der Tod ruft, allen meinen Bemühungen ein Ende zu machen = = = Süßer Schlaf! wie erquickend = = bist = = = du.

Bey diesen letzten Worten schlief er ein, und ich nahm ihm das Papier weg, und begab mich nach Hause.

Ein Brief, wodurch der Unsichtbare in neue Bekanntschaft geräth.

Mein Herr!

Da ich vollkommen überzeugt bin, daß meine Bekanntschaft von einem grossen Nutzen für Sie seyn werde, so trage ich kein Bedenken, Ihnen hiedurch meine Freundschaft und zugleich meine Dienste anzubieten. Wenn Ihnen Ihr Ring die Gelegenheit verschaft, die Menschen in ihrer wahren Gestalt, und nicht wie sie oftmals nur von aussen zu seyn scheinen, zu erblicken, so habe ich meinem Fleisse eine Erfindung zu danken, die gewiß nicht weniger Aufmerksamkeit verdienet, und die ich allen andern dergleichen, ja sogar Ihrem Ringe, vorzuziehen in Versuchung gerathen würde, wenn nicht der Mangel, darin ich mich leider nur gar zu oft befinde, den Werth derselben erniedrigte, und mir das traurige Geständniß abnöthigte, daß sie unter die brodlosen Künste gehöre. Sollte indessen Ihr Ring nicht eben sowohl — Doch ich will Sie nicht länger aufhalten.

Ich bin von Jugend auf ein ungemeiner Liebhaber der speculativischen Wissenschaften gewesen, und habe es darin so weit gebracht, daß ich mich rühmen kan, zukünftige Dinge vorherzusehen. Mein Vater war ein Kaufmann und zugleich ein eifriger Verehrer der edlen Rechenkunst, ob er gleich das Unglück gehabt, sich in seinen häuslichen Umständen dergestalt zu verrechnen, daß er keinen Heller hinterlassen. Da er wie mehrere seines gleichen in der festen Einbildung stand, daß der Grund der menschlichen Weisheit in dem Ein mal Eins verborgen liege, so wendete er auch seine Hauptsorgfalt dahin an, mich im Rechnen hinlänglich zu unterweisen. Schon in meinem dreyzehenden Jahre, waren mir alle, oft den grösten Philosophen unbekannte geheime Eigenschaften der Zahlen bewußt, und die unerforschlichen Tiefen der cabalistischen Abgründe eröffnet. Bey herannahenden mannbaren Jahren, war es insonderheit die Lehre von den Verhältnissen und Fortschreitungen, woran ich ein grosses Belieben trug. Diese führten mich auf die Meßkunst und endlich zu den algebraischen Gleichungen, und in die unabsehliche Felder kluger und abgeschmackter Möglichkeiten. Meine weitläuftige

tige Reisen, vielfältige Erfahrungen, ein beständiger Umgang mit grossen Geistern, besonders aber mit einem persianischen Weisen, den ich auf einer Reise von Marseille nach der Levante kennen lernen, nebst einem dreyßigjährigen Fleisse haben mich endlich in den Stand gesetzt, aus blossem Anschauen der Personen und Vergleichung der mit denselben verknüpften Dinge, deren künftiges Schicksal zu entdecken. So habe ich z. B. schon vor einigen Jahren, bey Erblickung des muthigen Pferdes, auf welchem ein junger hiesiger Handelsmann, in den Hof des Forsthauses geritten kam, und aus dessen Verhältnissen, bey dem Auf- und Absteigen, augenblicklich den Zeitraum benahmt, in welchem eben dieses Pferd, das ganze Waarenlager seines damaligen Besitzers, zum Thore hinaus tragen werde. Bey einem andern, habe ich aus der blosen Bewegung des Arms, und Beobachtung des Bogens, den seine rechte Hand aus der Hosentasche bis zu dem Munde gemacht, den Tag und die Stunde seines damals noch von niemand vermutheten Falliments zu verkündigen gewußt. Auf gleiche Weise ist mir aus dem blosen Anschauen des prächtigen Alcove der Madame A * * * und des darinn aufgethürmten

kostbar ausgeschmückten Bettes, zu der Zeit, da ihr der Bediente ihres Liebhabers ein Billet von demselben überbrachte, nicht schwer zu errathen gewesen, daß ausser ihrem unempfindlichen Ehegatten, und obengedachtem ihrem weibisch schönen Liebhaber, auch dessen bräunlicher Conrad, sich eines fleißigen Genusses ihrer geheimen Gunstbezeugungen zu rühmen habe.

Es würde zu weitläuftig fallen, mehrere Proben meiner Geschicklichkeit in dergleichen oder ähnlichen Fällen, allhier anzuführen. Ich will also nur noch bemerken, daß meine weitläuftige Bekanntschaften mir auch den Weg an Höfe und in die Cabinetter gebahnet, und vielleicht sind blos meine Beobachtungen Ursache, daß in einem grossen ansehnlichen Staate von Europa, die so oft aufs Tapet gebrachte Truppenvermehrung noch nicht Platz gefunden.

Sie werden also wohl vermuthen, daß ich durch dieses sonderbare Kunststück sehr grosse Schätze gesammlet haben müsse? Keinesweges, mein Herr! Eben diese meine Wissenschaft hat mich gelehrt, daß alle meine Bemühungen hierin vergeblich seyn werden, so lange ich nicht von einer ausserordentlichen, mir aber noch zur

Zeit

Zeit verborgenen Kraft unterstützt werde, so viel Mühe ich auch bereits angewendet, das über mir schwebende Verhängniß zu besänftigen. Ich will Ihnen also nur gestehen, daß ich bisher als ein irrender Ritter gelebt, und nirgends einen beständigen Aufenthalt gehabt. Meine meiste Lebenszeit habe ich in Frankreich, sonderlich zu Paris zugebracht, wo ich unter andern eine ziemliche Menge, das schöne Geschlecht betreffende Anmerkungen, gesammlet, womit ich Sie vielleicht einmal zu einer andern Zeit unterhalten kan.

Während des letzten Krieges entdeckte ich durch meine Kunst nicht wenig Leute, die aus Deutschland zurückkamen, und daselbst Mittel gefunden hatten, die ehedem getragene Liverey mit reich galonirten Kleidern, und zum Theil wohl gar mit prächtigen Equipagen zu verwechseln. Der Gedanke, vielleicht auf gleiche Art, das mir noch verborgene Glück antreffen zu können, trieb mich nach Deutschland, und lockte mich erstlich nach Frankfurt, von hier aber weiter nach Cassel. Ich kam aber überall zu spät. Die unglückliche Affaire bey Grebenstein warf alle meine Hofnung mit

der französischen Armee übern Haufen, und ich hatte noch dazu das Unglück, auf dem Rückwege nach Frankfurt mit ein Paar ungezogenen alliirten Husaren und Jägern in Bekanntschaft zu gerathen, die mir das wenige übrige vollends abnahmen. Hierdurch sahe ich mich genöthiget, meinen Aufenthalt zu Frankfurt zu verlängern, und es gefiel mir zuletzt hier so wohl, daß ich schon damals mich gerne für beständig in dieser Stadt würde festgesetzt haben, wenn sich ein rechtschaffenes Mädgen finden wollen, die Lust gehabt, meiner Kunst mit etwa zwanzig oder dreyßig tausend Thalern unter die Arme zu greifen. Ich habe aber durchgängig bemerkt, daß sich das schöne Geschlecht für mir gescheuet, sobald sie von meiner Wissenschaft Nachricht bekommen, vermuthlich aus Furcht, durch frühzeitige Entdeckung ihrer Absichten oder Anschläge in Gefahr zu gerathen.

Die im vorigen Jahre erfolgte Römisch Königliche Wahl und Krönung, erneuerte meine Hofnung, das bisher vergeblich erwartete Glück zu finden, indem ein vornehmer junger Cavalier mir den Antrag that, mich mit an

den

den : : : : Hof zu nehmen, um sich mittelst meiner Beobachtungen einen Weg zu den wichtigsten Ehrenstellen zu bahnen; allein ein unglückliches Sept le va vereitelte auch dieses Project, und nöthigte meinen vermeyntlichen Beförderer so schleunig zur Abreise, daß er sogar Abschied bey mir zu nehmen vergas.

Nicht lange hernach ward ich von einigen Freunden abermalen nach Paris berufen, wo man sich bey der vorhabenden neuen Einrichtung des Finanzwesens goldene Berge von meiner Kunst versprach. Allein meine Prophezeyungen trafen mit den gewinnsüchtigen Anschlägen meiner Gönner so wenig überein, und die Offenherzigkeit, womit ich solche verkündigte, erweckte eine solche Kaltsinnigkeit gegen mich in den Gemüthern dieser Patrioten, daß ich froh war, Frankfurt wieder suchen zu können, ohne Gefahr zu laufen, durch die Bastille daran verhindert zu werden. Bey meinem ersten Eintritt in das Gasthaus zum * * * fand ich Ihre Blätter auf dem Tische. Die Nachricht von Ihrem Ringe, schien mir etwas ähnliches mit meiner Wissenschaft zu entdecken, und ich empfand sogleich eine heftige Be-

Begierde, näher mit Ihnen bekannt zu werden. eben dieses hat mich veranlaßet, Ihnen durch gegenwärtiges meine Dienste anzubieten.

Ohnerachtet ich erst alsdann im Stande seyn werde, unser gemeinschaftliches Schicksal abzumessen, wenn es Ihnen belieben wird, mir sichtbar zu erscheinen, so bin ich doch bereits aus ein und andern in Ihren Blättern enthaltenen Umständen und deren Zusammensetzung zum voraus versichert, daß unsere Freundschaft für uns beyde nicht ohne Vortheil seyn werde. Erlauben Sie mir also, Sie um die Ihrige höflichst zu begrüssen, und glauben Sie, daß ich mit der grösten Hochachtung sey,

Ihr ganz ergebenster

David Meßmann.

Die Bekanntschaft des Herrn Meßmann hätte mir niemals zu einer gelegenern Zeit kommen können. In denen Gesellschaften, Bällen, und anderen Assembleen, darin ich mich zeithero fleißig finden lassen, habe ich mir eine ziemliche Anzahl Personen gemerkt, aus deren Betragen sowohl, als aus gewissen Zügen, die

mir

mir zu aller Zeit verdächtig vorkommen, ich schon selbst, ich weis nicht was für ein Prognosticon gezogen, das vielleicht nicht ganz und gar ungegründet seyn mag. Ich sahe es z. B. einem jungen Herrn, an einem gewissen Zuge im Gesichte an, daß das reichbesetzte Kleid, womit er die Augen so mancher Schönen auf sich zog, noch nicht bezahlt sey, und auch vielleicht in der künftigen Messe noch nicht bezahlt werden möchte. Ich konnte auch gar deutlich aus den Bewegungen, die ein anderer machte, abnehmen, daß er das Geld, welches er auf die Fastnachtslustbarkeiten verwendet, mit vieler Mühe gegen Pfand und zwölf Procent von einem Juden gellehen, der sich schon in Gedanken darauf freuet, daß der Eigenthümer das Unterpfand in der bestimmten Zeit nicht wieder auslösen werde.

Aus den Augen einer schmachtenden Blondine, las ich das Geständnis, daß ihr Herz eben jetzo in derjenigen Crisi sey, darinn sich ein junges Mädgen zu befinden pflegt, wenn es zum erstenmale die Regungen der Liebe empfindet, und gerne das Gebot ihrer Mutter übertreten möchte. Eine sehr wohlgebildete

Brünette tanzte mit weit mehrerer Lebhaftigkeit, und ihre Füsse bewegten sich viel regelmäßiger, wenn sie von einem gewissen jungen Herrn aufgefordert wurde, als wenn ihr eigener Mann ihr diese Höflichkeit erwies. Alle diese Beobachtungen leiteten mich natürlicher Weise auf gewisse Ideen, die ich für mich behalten will, weil ich für deren Richtigkeit nicht Bürge werden kan. Wäre der Herr Meßmann bey mir gewesen, so würde ich noch am selbigen Abend gewußt haben: Wie lange man etwa noch dem galonirten Herrn die Kleider borgen werde? Ob der andere noch viel Pfänder zu versetzen habe? Ob die Blondine ihre ganze Unschuld wieder vom Balle mit nach Hause bringen? Und ob die Brünette ihren pflegmatischen Mann noch lange betriegen werde?

Ja, ja mein werthester Herr Meßmann, Ihre Bekanntschaft wird mir ungemein nützlich seyn. Ich schätze mich glücklich, daß Ihnen meine Blätter in die Hände gerathen sind, und brenne vor Begierde, Sie selbst näher kennen zu lernen. Der Verleger dieser Blätter wird Ihnen meine Wohnung bezeichnen. Eilen Sie meine Neugier zu befriedigen,

gen, und fahren Sie fort, mir Ihre Beobachtungen mitzutheilen. Ist Ihre Kunst gleich brodlos, so ist sie doch nützlich und angenehm; Und wenn Ihnen niemand in der Welt Dank dafür wissen sollte, so verpflichten Sie sich doch dadurch ohnstreitig

den Unsichtbaren.

Er-

Erfindung einer neuen Luftpumpe.

Vor einigen Tagen bin ich mit einem Fremden bekannt worden, der ein grosser Naturforscher, und der Erfinder von einer neuen Luftpumpe ist, die sowohl in Ansehung ihrer Zusammensetzung als Wirkung, von der gewöhnlichen Luftpumpe ganz und gar unterschieden ist. Diese Maschine ist nicht blos zum Vergnügen erfunden, sondern sie kan dem menschlichen Geschlechte sehr nutzbar und vielleicht noch gar unentbehrlich werden, Die Liebhaber der Experimental-Physik, mögen nach Gefallen mit der bekannten Luftpumpe Katzen und Mäuse tödten und wieder lebendig machen; sie mögen dem Golde seine Schwere, und der Pflaumfeder ihre Leichtigkeit benehmen, sie mögen, wenn sie können, einem Elephanten die Luft auspumpen, und alle Lungen in der Welt ausleeren, ich bin gewiß gut dafür, sie werden alle ihre Luftpumpen in einen Winkel stellen und verrosten lassen,

sen, so bald sie die Maschine meines Künstlers gesehen, und von den wunderbaren Wirkungen derselben unterrichtet sind.

Man hat es hier nicht mit der groben Luft zu thun, die unsern Körper umgiebt, und die wir und alle lebendige Geschöpfe einathmen. Der neue Künstler will die Creatur nicht tödten, und er ist kein Freund von dem grausamen Vergnügen die Thiere zu martern. Seine Maschine hat es mit einer feineren etherischen Luft zu thun, die in dem Gehirn des Menschen erzeugt wird, und mehr oder weniger Unordnung darinn verursachet, je nachdem die Zwirbeldrüse dadurch mehr oder weniger in eine unordentliche Bewegung gesetzt wird. In der Beschreibung der Maschine sowohl als ihrer besonderen Wirkungen, die er nächstens selbst ans Licht geben wird, setzt er eine gar artige Hypothese fest, daraus er nachhero alle Erscheinungen erkläret und berechnet.

Er vergleichet das Gehirn in den menschlichen Köpfen mit einem Meere, worauf der Verstand hin und her schift. Aus diesem Meere steigen Dünste auf, und eine gewisse etherische

Luft

Luft wird darinn auf eben die Art erzeuget, wie die Winde in dem Ocean. Die Dünste sammlen sich zu Wolken, und weil dadurch ein ungleicher Druck in der obern Luft entstehet, so geräth die Oberfläche des Gehirns auch in Bewegung; Wenn diese Bewegung lange hinter einander fortgesetzt wird, so entsteht endlich ein Sturm daraus, der das Schifgen des Verstandes auf eine gewaltsame Art herum treibt, und öfters gar in Gefahr setzt zu zerscheitern, da alsdann weiter keine Rettung übrig ist, als in irgend einem von denen Häfen, die man Tollhäuser nennet, vor Anker zu legen und auf guten Wind zu warten. Sehr oft legt sich der Sturm nicht eher, als mit dem völligen Untergange dieser kleinen Welt.

Wer jemals dergleichen Häfen besucht hat, wo man öfters eine ganze Flotte verunglückter Vernunftschiffe, kaum mit Ketten und Banden fest genug halten kann, um zu verhindern, daß sie nicht von den Wirbelwinden losgerissen werden, und andere Schiffe mit sich zu Grunde richten, der wird von den erstaunlichen Wirkungen dieser feinen etherischen Luft in dem Gehirne sattsam überzeugt seyn.

Herr

Herr Ventilus (so nennt sich der Erfinder) glaubt nicht, daß die Luft allein aus dem Gehirne, welches wir, um bey seiner Allegorie zu bleiben, inskünftige immer ein Meer oder eine See nennen wollen, ihren Ursprung habe. Er hat die Tiefen sorgfältig untersucht und selbige bey vielen Personen sehr ungleich befunden. Es giebt darinn Sandbänke, Klippen und Strudel. Auf seiner Carte, die er seiner Beschreibung beyfügen wird, hat er verschiedene derselben sorgfältig bezeichnet, und benennet. Man findet z. B. die Sandbänke der Dummheit, des Aberglaubens, der Unwissenheit u. s. w. Die gefährlichste Klippen sind, Hochmuth, Selbstliebe, unreifer Witz und dergleichen. Unter den Strudeln sind erhitzte Einbildungskraft und der Strudel unordentlicher Leidenschaften die merkwürdigsten.

Man weiß aus der Erfahrung, daß eine See, die viel Untiefen und Klippen hat, allezeit unruhig und stürmisch ist. Es muß also in dem menschlichen Gehirne eben die Ursache gelten. Durch vieles Nachdenken und oft wiederhohlte Beobachtungen hat Herr

Ventilus endlich zwey Mittel erfunden, einen beständig gleichen und vortheilhaften Wind auf dieser ungestümmen See zu erhalten, und dadurch die Schiffart des Verstandes sicher zu machen.

Das erste Mittel wäre nach seiner Meynung dieses, daß man die See selbst von allen Sandbänken, Klippen und den daher entstehenden Strudeln säubern, und ein gewisses Instrument erfinden müsse, den Grund eben, und aller Orten gleich zu machen. So viel Mühe und Zeit auch der Herr Ventilus auf die Erfindung dieses Instruments verwandt, so versichert er dennoch, daß er damit nicht zu Stande kommen können. Das zweyte Mittel welches er angiebt, ist dasjenige, welches er durch Anwendung seiner neuen Luftpumpe wirklich bewährt gemacht hat.

Es muß, sagt er selbst, beständig eine gewisse Portion Luft vorhanden seyn, - wodurch die Oberfläche des Gehirns, und durch diese das Vernunftschiff in Bewegung erhalten und fortgetrieben wird. Eine vollkommene Windstille, wäre zwar nicht so gefährlich als ein

Sturm-

Sturmwind, es würde aber dadurch eine Unthätigkeit verursachet, die nicht weniger nachtheilig ist. Vor beyde Extrema weiß Herr Ventilus Rath. Bey einem etwa noch zu besorgenden, oder schon wirklich entstandenen Sturm, pumpt er den überflüßigen Wind heraus, und bey einer Windstille, läßt er so viel Luft hinein, als dazu erfordert wird, die Oberfläche in eine mäßige Bewegung zu setzen. Die Art, wie er dieses bewerkstelliget, kan nicht besser als durch eine deutliche Erklärung der Experimente selbst, die er bereits in verschiedenen Ländern gemacht, begriffen werden. Er hat mir einen vorläufigen Aufsatz davon gegeben, den ich meinen Lesern getreulich mittheilen will.

Die erste Probe machte Herr Ventilus an einem jungen Menschen in Frankreich, dessen Gehirn schon seit einiger Zeit durch einen wirklichen Sturm beunruhiget worden war. Er hatte sein Daseyn einem reichen Pachter zu danken, der durch seine gute Oeconomie die Einkünfte seines Principals in der Maße verringert, als die seinigen zugenommen hatten, und der es endlich durch vieljährige treue

Dienste soweit gebracht, daß er von seinen Renten leben, und grossen Herren Gelder vorschießen konnte. Er hatte nur diesen einzigen Sohn, und da es ihm nicht an Vermögen fehlte, so wünschte er, daß selbiger dereinst eine solche Figur in der Welt machen möchte, dadurch die niedrige Abkunft seiner Voreltern, die in der Normandie ehrliche Schweinhändler gewesen, einigermaßen bedeckt würde. Um nun schon von der Geburt an seinem Sohne diejenige Erziehung zu geben, die dazu erfordert wird, wenn man in der Welt eine etwas mehr als bürgerliche Rolle spielen, und sich aus dem niedrigen Dunstkreis der Einfalt, bis zu einer gewissen Höhe schwingen will, wo man auch ohne Verdienste von dem blödsinnigen Pöbel angegaft wird, so ersparte der Herr Fümier (dis war der Name des Pachters) keine Mühe und Kosten, die zu Erreichung dieses Endzwecks erfordert wurden. Er hatte auch ausserdem gewisse gegründete Ursachen, sich die schmeichelhafteste Hofnung zu machen, daß sein Sohn dereinst bis zu einer ansehnlichen Stufe der Ehre und des Ruhms hinaufsteigen, und die Wünsche seines Vaters in vollem Maße erfüllen

füllen werde. Denn als der junge Fümier auf die Welt kam, stieß er mit einem Fusse (denn er kam mit den Füssen zuerst) der Hebamme die Mütze vom Kopfe, und machte dabey eine so vornehme Miene, daß diese ehrliche Frau ihm sogleich das Prognosticon stellte, er werde dereinst ein vornehmer Mann werden. Sein Vater, der über diese Weissagung sehr erfreuet war, hohlte sogleich seinen Calender, und taumelte vor Vergnügen, als er sahe, daß das Zeichen, in welchem der junge Prinz gebohren war, die Aussage der Hebamme bestätigte.

Ohnerachtet die Mutter des jungen Fümier, ihrer Abkunft nach eine Bäurin, und so gebauet war, daß sie in dem vornehmsten Hause als Säugamme hätte dienen können, so wollte doch ihr Herr Gemahl durchaus nicht daß sein Herr Sohn, nach Art der gemeinen Leute, die Milch seiner Mutter trinken, und mit derselben etwas von ihrem unedlen Geblüte einsaugen solte. Er war schon lange vorher auf diesen Umstand bedacht gewesen, und hatte sein Augenmerk auf ein gewisses junges Mädgen gerichtet, die zwar auch nur

von geringem Herkommen und aus der Provinz gebürtig war, die aber mit einem gewissen vornehmen Edelmann, bey dessen Gemahlin sie als Cammermädgen gedienet, in eine so genaue Verwandtschaft gerathen, daß niemand mehr an der Vermischung des adlichen Geblüts mit dem ihrigen zweifelte. Die gnädige Frau, die vermuthlich ihre Ursachen hatte, sich diese Verwandtschaft zur Schande zu rechnen, bemerkte nicht sobald bey ihrer Magd die wirkliche Existens eines adlichen Embrio, der mit nächstem sichtbar zu werden drohete, als sie selbige unbarmherziger Weise aus dem Hause jagte, und ihr den Zutritt in dasselbe auf ewig untersagte.

Hr. Fümier, der dieses Verfahren nicht billigte, hatte sich mehr aus christlicher Liebe, als durch die Geschenke des Edelmanns dahin bereden lassen, diesem armen Mädgen eine Zuflucht in seinem Hause zu verstatten, und da selbige kurz vor der Niederkunft seiner Frauen, einen jungen Ritter zur Welt gebracht, der aber kurz nach der Geburt starb, so hatte Herr Fümier beschlossen, sich dieser guten Gelegenheit zu Nutze zu machen, um

seinem neugebohrnen Kinde eine Amme zu geben, deren Säfte durch eine glückliche Mischung von den groben Theilen schon zur Hälfte geläutert waren. Seine Frau machte dawider viele Einwendungen, worunter sie diese für die wichtigste hielt, daß sie glaubte eine jede Mutter sey schuldig ihr Kind selbst aufzuziehen, wenn sie anders nicht durch eine wirkliche Unmöglichkeit daran gehindert würde. Hauptsächlich aber machte ihr der ledige Stand der Amme, den der gemeine Mann mit einer gewissen Unehre beleget, sehr viele Gewissensbeängstigungen, und sie nahm sich so gar die Freyheit ihrem Manne zu sagen, daß die Milch einer liederlichen Weibsperson einen Einfluß in das Temperament des kleinen Fümier haben, und er schon gleichsam mit der ersten Nahrung den Grund zu künftigen unordentlichen Begierden einsaugen könne.

Sie richtete indessen durch alle diese Einwendungen nichts aus. Es war beschlossen, daß das Kind eine Amme haben solte, und zwar eine Amme, wie sie die vornehmen Leute gemeiniglich zu haben pflegen. Herr Fümier lachte nur über die Einfalt seiner Frauen,

und sahe daraus, wie nöthig es sey, sich mit der grossen Welt bekannt zu machen, um von den Vorurtheilen des Pöbels entledigt zu werden.

Sobald sich die ersten Merkmale des wirklichen Daseyns einer menschlichen Seele bey dem jungen Knaben verspüren liessen, so fieng man auch schon an, ihm durch allerhand Bilder diejenige Ideen einzuflössen, die dem Character, dazu man ihn bestimmt hatte, gemäß waren. Niemand durfte es sich unterstehen, dem Kinde zu widersprechen, oder ihm das geringste abzuschlagen. Wornach es grif, oder was es nur verlangte, das muste es haben, und noch ehe es sprechen konnte, legte es bereits Proben ab, daß ein vornehmes und zum Befehlen geschaffenes Herz in ihm wohne: Denn als einsmal die Mutter ihrem Söhnchen eine Schere aus den Händen nehmen wollte, so schlug selbiges auf Anrathen der Amme, seiner Mutter mit der kleinen geballten Faust ziemlich nachdrücklich ins Auge, worüber Herr Fümier eine ungemeine Freude hatte. Dieses war der erste Grund zu einer gefährlichen Klippe des Eigensinns und Hoch-

muths,

muths, deren Spitze schon in dem Gehirne des jungen Fümier sichtbarlich hervorragte, noch ehe er aus dem Gängelbande kam.

Das erste Wort, das er deutlich aussprechen lernte, war Coquin, und der Vater konnte sich nicht satt daran hören, so gerne lies er sich mit diesem Titel beehren. Als der Knabe acht Jahr alt war, und es bereits in der Regierungskunst so weit gebracht hatte, daß weder Vater noch Mutter, noch sonst jemand im Hause sich unterstehen durfte, ihm zu widersprechen; so glaubten die Eltern, daß es nunmehro auch Zeit sey, ihn in die Schule zu schicken, um in diesem Stücke wenigstens der allgemeinen Mode zu folgen, ob sie gleich sonst vollkommen überzeugt waren, daß ihr Söhnlein alle diese Schulfüchsereyen nicht nöthig habe, weil ihm sein glückliches Genie und der Geldbeutel seines Vaters, statt aller Gelehrsamkeit dienen würden. Damit man aber nichts versäumen möge, was dazu gehört, um einen vornehmen Mann zu bilden, so sahe man sich nach einem Informator um, der den jungen Fümier recht nobel erziehen solte.

Der Pfarrer derjenigen Parochei, worunter Herr Fümier gehörte, schlug seinen Vetter, einen angehenden Geistlichen vor, der zwar noch jung, dabey aber sehr gesittet, und nach seinen Umständen auch ziemlich wohl in den Wissenschaften bewandert war. Dieser ehrliche Mann hatte aber kaum die Bedingungen gehöret, unter welchen er sein Amt führen solte, und die hauptsächlich darinn bestanden, daß er ein Untergebener seines Untergebenen seyn müsse, als er bereits wieder seinen Abschied nahm, und sich für die Ehre, der Knecht eines ungeschliffenen Pachters, und der Sclave seines ungezogenen Söhnleins zu seyn, recht höflich bedankte. Herr Fümier tröstete sich gar leicht darüber, und schrieb die unerwartete Aufführung des jungen Candidaten, seiner mittelmäßigen Abkunft und dem wenigen Umgange, den er mit vornehmen Leuten gehabt, zu. Er schrieb nach Paris, an einen gewissen Herrn, der die Ehre hatte, ein Freund des Herrn Fümier zu seyn, weil er ein ansehnliches Capital von selbigem in Händen hatte, das er ihm nicht wieder zu bezahlen gedachte. Er that ihm den Auftrag, in der Residenz einen Mann zur Erziehung sei=

seines Sohns auszulesen. Die Bedingungen des Herrn Fůmier waren sehr ansehnlich, und überschritten beynahe die Denkungsart eines Pachters. Wenn es aber auf die Erziehung seines Herrn Sohns ankam, so war Herr Fůmier verschwenderischer als jemand. Der Marquis le Vuide (so hies der Freund des alten Fůmier) der sich bey dieser Gelegenheit seinem Gläubiger verbindlich machen, und zu gleicher Zeit, einen seiner Verwandten, einen gewissen Chevalier Sansfoy von der Bastille retten konnte, that dem Herrn Fůmier in einem Antwortsschreiben die Ehre, ihm diesen seinen eigenen Vetter zum Hofmeister bey seinem Sohn vorzuschlagen, wenn er demselben ein Capital von zehntausend Livres auf seine Güter, die vermuthlich im Planeten Nazar lagen, vorschiessen, und ihn dadurch in Stand setzen wolte, seine häußlichen Umstände in eine gewisse vortheilhafte Ordnung zu setzen, darin sich selbige nothwendig während seiner Abwesenheit befinden mußten. Herr Fůmier konnte beynahe vor Freuden den Brief nicht zu Ende lesen. Die Vorstellung, einen so vornehmen Herrn, der zu Paris erzogen worden,

zum Hofmeister bey seinem Sohne zu bekommen, bezauberte ihn dergestalt, daß er sich nunmehro fest einbildete, es stecke in dem Knaben etwas sonderbares, und da er sich vollends dabey der Begebenheit mit der Mütze der Hebamme erinnerte, so zweifelte er gar nicht mehr daran, daß sein Sohn noch dereinst wo nicht ein regierender Herr, doch wenigstens ein grosser General, oder Gouverneur einer Provinz in America werden müsse.

Die Frau Fůmier war so dumm, und von einer so båurischen Denkungsart, daß sie die Prophezeyungen ihres Mannes, und den Anschlag, einen Pariser Stutzer, als Hofmeister ins Haus zu nehmen, für sehr abgeschmackt hielt, und ihren Mann in Verdacht hatte, daß es zuweilen im Kopfe bey ihm nicht gar zu richtig seyn müsse. Ihre natürliche Blödsinnigkeit verleitete sie sogar dahin, daß sie in die Ehrlichkeit des Chevalier einigen Zweifel setzte, und wegen der zehntausend Livres besorgt war. Es half aber nichts; Herr Fůmier war Herr im Hause; Der Marquis le Vuide erhielt die verlangten zehntausend Livres, und der Herr Chevalier Sansfoy trat seine Hofmeisterstelle an.

Der junge Fümier hatte kaum vier Wochen den Unterricht seines Lehrmeisters genossen, als man schon die Früchte davon gar deutlich an ihm verspürte. Er machte sein Compliment so gut als irgend ein Stutzer in Paris; er wuste dem Frauenzimmer allerhand artige Sachen vorzusagen, die man an einigen Orten in Deutschland Grobheiten nennt, und er schimpfte bereits auf die Geistlichen und auf die ganze Religion, so gut, als ein Freygeist. In weniger als vierzehen Tagen hatte er acht französische Modelieder singen gelernt, und statt des Abend- und Morgengebets trillerte er eine sinnreiche Arie, nach der Weise des berühmten Pierot St. Ouën.

Der Herr Hofmeister, war mit seinem Untergebenen sehr wohl zufrieden, und da er ihn so gelehrig fand, so hielt er es nicht für nöthig sich länger als höchstens zwey Stunden des Morgens mit ihm zu beschäftigen. Die übrige Zeit brachte er theils mit Jagen, theils aber auch damit zu, daß er einigen jungen Landnimphen Unterricht ertheilte, wie man als ein honettes Frauenzimmer in der Welt leben, und sich von dem dummen Pöbel un-

terscheiden müsse. Kurz Herr Sansfoy und Herr Fümier vertrugen sich beyde so gut mit einander, daß ersterer sechs ganzer Jahre in dem Hause des letztern blieb, und von selbigem alle Merkmale der Hochachtung und Zufriedenheit erhielt.

Jetzt nahete die Zeit heran, daß der junge Fümier das väterliche Haus verlassen, und seine Rolle auf dem grossen Theater der Welt spielen sollte. In seinem Gehirne sahe es ziemlich finster und leer aus. Das Vernunftschif war von einem schlechten Meister sehr leicht und unregelmäßig gebauet. Die See, worauf es seine erste Fahrt thun sollte, war stürmisch und voller Klippen und Sandbänke. Was Wunder, wenn es also gleich auf der ersten Reise verunglückte. Sansfoy war kaum mit seinem Untergebenen zu Paris angelangt, als sich dieser allen Ausschweifungen der Jugend überließ. Einige junge Leute, die weniger reich als lasterhaft waren, nahmen ihn in ihre Gesellschaften auf, und vollendeten in kurzer Zeit, was Herr Sansfoy noch bishero an der guten Erziehung fehlen lassen. Drey ganzer Jahre schwärmete der junge Fümier auf diese Art in Paris herum, in welcher Zeit sich

sich so viel überflüßiger Wind in seinem Gehirne sammlete, daß ihm der Kopf davon ganz aufgetrieben war. Der Vater, der endlich eine gar zu merkliche Abnahme seiner Capitalien verspürte, und übrigens auch dafür hielt, daß man in Paris für achtzehn tausend Livres schon so viel Witz und Gelehrsamkeit haben könne, als zu einem vornehmen Manne erfordert wird, berief endlich seinen Sohn wieder nach Hause, und war sehr vergnügt über dessen Gelehrsamkeit. Er hatte es zu seinem grösten Unglück, durch den treuen Unterricht seines wohlverdienten Hofmeisters, in den Wissenschaften und freien Künsten so weit gebracht, daß er alle Bücher die in seiner Muttersprache geschrieben waren lesen konnte. Da er aber eine mehr als gemeine Erziehnng geniesen sollte, so hatte man ihm in der Jugend nichts als Romanen und Comödien in die Hände gegeben, dadurch natürlicher Weise in seinem Gehirne, der gefährliche Strudel der erhitzten Einbildungskraft entstand. Das Wunderbare, das Unerwartete, das Ausschweifende ist gemeiniglich dasjenige, was den leeren Köpfen, am besten in diesen Büchern gefällt, und da der Herr Hofmeister, in der Auswahl derselben, eben nicht zu gewis-

senhaft gewesen war, so hatte der junge Fümier Gelegenheit gehabt sich eine sehr artige Sammlung der schmutzigsten und unanständigsten Ausdrücke zu machen, daran es, zumal in unsern neuern Zeiten, in Frankreich nicht fehlet. Während seines Aufenthalts in Paris hatte er nichts als Religionsspöttereyen und verliebte Sachen gelesen, weil er glaubte, daß dieses die erhabenen Wissenschaften wären, darauf sich ein junger Stutzer hauptsächlich legen müsse, wenn er dereinst eine ansehnliche Stelle in der Welt bekleiden will. Die starken Geister (in unserer Muttersprache Religionsspötter) und eine gewisse Gattung Frauenzimmer, die nach der französischen Mundart zu reden, Lebensart verstehen, sind diejenigen, die nunmehro beynahe seit einem Jahrhunderte, das Glück und die Ehre der übrigen Sterblichen bestimmen. Unreifer Wiz und Unverschämtheit sind ihr Eigenthum. Beydes mußte der junge Fümier besitzen, wenn er in ihren Gesellschaften Zutritt haben wollte, und er erlangte wirklich darin eine solche Fertigkeit, daß kein Geistlicher und kein ehrbares Frauenzimmer für seinen Verfolgungen und Spöttereyen mehr sicher war. Was war es also Wunder, wenn in seinem Gehirne ein

un=

unaufhörlicher Sturm herrschte, der das ohnehin noch nicht völlig ausgebauete Vernunftschif auf die gewaltsamste Art hin und her trieb? Der Vater merkte es endlich selbst, daß es mit dem Herrn Sohn nicht recht richtig war, und fieng an, darüber verlegen zu werden. Zum grossen Glücke für den Vater und Sohn, kam Herr Ventilus in diese Gegend, und both dem alten Fümier seine Dienste an, ob er gleich selbst zweifelte, daß ihm seine Kunst an diesem Patienten gelingen werde. Er pumpte ihm indessen zu dreyen verschiedenen malen eine ziemliche Quantität Wind aus; die Klippen und Sandbänke aber konnte er nicht ganz ausrotten, weil der Grund zu hart war. Jetzt hat der junge Fümier einen verständigen alten Mann zu seiner Gesellschaft, der ihm sein Vernunftschiff ausbessert, und ihm die Kunst das Steuerruder zu regieren lernet.

Azakia,
eine americanische Geschichte.

Die ehemahligen Einwohner von Canada, waren nicht nur dem Namen nach Wilde, sondern man konnte sie in der That dafür ausgeben. Das Schicksal derjenigen Franzosen, die zuerst das Unglück hatten, diesen Theil der neuen Welt zu betreten, ist ein sattsamer Beweis davon. Sie kamen dahin, um den ungesitteten Bewohnern dieses Landes, die Menschlichkeit und die französischen Sitten zu predigen. Es gelang ihnen aber sehr schlecht. Zum Lohne ihrer mühsamen Unternehmung, wurden sie von ihren Schülern aufgefressen.

Man machte neue Versuche, und war darinn glücklicher. Die Wilden wurden bis tief in das Land hinein zurück getrieben, und endlich schlos man einen Frieden mit ihnen, der von beyden Seiten schlecht genug gehalten wurde. Die beste Art sie zu demüthigen,

war

war endlich diese, daß man ihnen alle Lebensmittel abschnitte, und sie dadurch zwang, den Europäern gute Worte zu geben. Unser Toback und Brandwein thaten die besten Wirkungen. Man richtete mehr damit aus, als wenn man mit Gewalt wider sie zu Felde zog. Nach und nach, wurden beyde Nationen besser miteinander bekannt; die Freundschaft ward aufrichtiger, und man besuchte einander wechselsweise, ohne sich im geringsten zu beleidigen.

Selbst die Weiber und Töchter der Wilden, kamen ohne alle Furcht zu den Franzosen, und diese durften wieder zu jenen kommen. Die Weiber von Canada sind fast ohne Ausnahme schön, und sie sind es noch um so viel mehr, da sie ihre Schönheit nicht der Kunst, sondern einzig und allein der Natur zu danken haben. Sie sind sehr freundlich und aufgeweckt, und in ihren Manieren ungezwungen und angenehm. Bey allem diesem aber sind sie ausserordentlich verliebt, und da es einem wilden Mädgen frey stehet, ihrer Neigung ungehindert zu folgen, so treiben sie selbige auch sehr oft bis zur grösten Ausschweifung. Mit den Weibern verhält es sich ganz anders. Diese halten es für

ihre Pflicht, ihren Männern getreu zu seyn, und was noch das wunderbarste dabey ist, so erfüllen sie auch wirklich diese Pflicht aufs allergenaueste. Ein hinlänglicher Beweis, daß diesen Leuten noch immer etwas von ihrer alten wilden Lebensart anklebet, und daß es denen Franzosen noch nicht gänzlich gelungen, ihnen die europäischen Sitten einzuprägen.

Eine von diesen tugendhaften Wilden, hatte sich eines Tages in einem Wald verirret, der nahe an die Gegenden stieß, die von ihren Landsleuten bewohnet wurden. Sie hatte das Unglück, einem französischen Soldaten in die Hände zu fallen, der ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob diese Wilde verheirathet oder unverheirathet sey, sie auf gut französisch begrüßte, und gewisse Gegencomplimente verlangte, dazu sich Azakia (dieses war der Name der wilden Frau) nicht gutwillig verstehen wollte. Sie gab ihm zu erkennen, daß sie einen Mann habe, dem es nur allein erlaubt sey, sich dergleichen Freyheiten zu bedienen. Der französische Soldat fand diese Einwendung sehr lächerlich, und so wenig europäisch, daß er kein Bedenken trug, an der Wahrheit derselben zu zwei-

zweifeln, und sich diejenige Gefälligkeiten mit Gewalt zu verschaffen, die man ihm gutwillig nicht erweisen wolte. Vielleicht sahe er die abschlägige Antwort der Azakia auch nur für ein bloses Compliment an, dergleichen man in Europa wohl gewohnt ist, ohne sich jedoch dadurch abschrecken zu lassen, weil man schon zum voraus weis, daß die Wohlanständigkeit diese kleine Weigerung erfordert. Azakia war aber wirklich noch zu wild zu dergleichen Verstellung. Sie wolte in allem Ernste tugendhaft seyn, und widersetzte sich den Anfällen ihres Feindes aus allen Kräften, wobey sie zugleich ein jämmerliches Geschrey machte. Sie würde endlich doch haben unterliegen müssen, wenn nicht zu allem Glücke der Baron von Saint-Castins in diese Gegend gekommen, und sie aus den Armen eines Ungestümmen erlöset hätte. Er war Officier unter den französischen Truppen in Canada, und seine Gegenwart war hinlänglich um den Soldaten zu vermögen, seinen Raub fahren zu lassen. Vielleicht würde er diesen Verwegenen sogar deshalb bestraft haben, wenn nicht die Schönheit der Wilden eine Entschuldigung für ihn gewesen wäre.

Azakia wuste nicht Worte genug zu finden, ihrem Erretter ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Sie drückte sich so lebhaft und reizend aus, daß Saint-Castins nicht wuste ob er ihre Schönheit, oder ihren Verstand am meisten bewundern solte. Dieser höfliche Franzose müste ein sehr kaltes Blut gehabt haben, wenn so viele Vorzüge keinen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hätten. Er empfand gar bald eben dieselben Neigungen, die den Soldaten so kühn gemacht hatten, und blos seine edle Denkungsart, war schuld daran, daß er nicht eben so ungestümm und strafbar wurde.

Er sagte indessen der schönen Azakia tausend Schmeicheleyen vor. Sie beantwortete selbige auf eine Art, die den Franzosen in Bewunderung sezte. Endlich drang er näher in sie, und forderte, wiewol auf eine höfliche Art, eben diejenige Gefälligkeit, die sich der Soldat durch Gewalt hatte verschaffen wollen. Er war aber nicht glücklicher. Azakia antwortete ihm sehr freymüthig. Der Freund, den ich für Augen habe, gestattet mir nicht, dir zu Willen zu seyn. Dieses

ist eine Redensart, wodurch eine Wilde zu verstehen giebt, daß sie einen Mann habe, dem sie eine ewige Treue zugesagt. Man darf diese Redensart der Wilden, nicht als ein bloses nichts bedeutendes Formular ansehen; sie meynen es in allem Ernste so, und ein dergleichen Ausdruck enthält bey allen wilden Nationen dieser Gegend, eine förmliche abschlägige Antwort.

Saint-Castins der nebst der Sprache auch die Sitten und Gebräuche dieser Nation kannte, sahe nunmehro wohl, daß er nichts zu hoffen habe. Er war übrigens viel zu grosmüthig, als daß er sich der Schwäche eines Weibes, die sich ohne allen Beystand an einem einsamen Orte befand, hätte zu Nutze machen wollen. Er erboth sich selbige bis zu ihrer Wohnung zu begleiten, und erhielte während des Weges von seiner Wilden alle mögliche Kennzeichen der Dankbarkeit, ausgenommen diejenige, die der Treue, die sie ihrem Manne schuldig zu seyn glaubte, hätte nachtheilig seyn können.

Nach Verlauf einiger Zeit fand sich Saint Castins, von einem andern Officier beleidiget. Er forderte denselben zu einem Duell aus, und hatte das Unglück seinen Feind zu erlegen. Der getödtete Officier war ein Enkel des Generalgouverneurs der Colonie, eines sehr hitzigen und rachgierigen Mannes. Saint-Castins sahe sich genöthiget, sich durch die Flucht in Sicherheit zu setzen. Er entwischte glücklich, und man muthmassete, daß er zu den Engländern in Neu-York übergegangen sey. Diese Muthmassung war sehr wahrscheinlich, und hatte die Folge, daß man keine fernere Nachsuchungen that. Saint = Castins hatte indessen eine ganz andere Freystadt gesucht. Er flohe zu den Wohnungen der Azakia, und zweifelte nicht bey dieser wilden Nation, auf eine Zeitlang in Sicherheit zu seyn. Vielleicht hatte die Begierde seine schöne Wilde wiederzusehen, einen grosen Antheil an diesem Entschluß.

Er betrog sich in seiner Erwartung im geringsten nicht. Azakia erkannte sogleich ihren ehemaligen Erretter. Sie war unge-

mein

mein vergnügt ihn wiederzusehen, und lies die deutlichsten Merkmale ihrer Freude an sich blicken. Sie verschwendete tausend Schmeicheleyen gegen den Flüchtling, und trug kein Bedenken selbst in Gegenwart ihres Mannes, ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen zu überhäufen. Der Wilde, der sich Ouabi nannte, schien über das Betragen seiner Frauen im geringsten nicht betreten: Er folgte vielmehr ihrem Beyspiele, und gab dem Saint-Castins die überzeugendsten Merkmale seiner Hochachtung und Freundschaft. Als dieser ihm die Ursache seiner Flucht eröfnet, so hob er die Hände gen Himmel, und sagte mit der aufrichtigsten Miene: Der große Geist sey gelobet, der dich glücklich zu uns geführet hat. Dieser Leib, fuhr er fort, indem er die Hand auf die Brust legte, soll dir zur Vormauer dienen: und diese Keule soll alle deine Feinde zerschmettern. Meine Wohnung soll auch die deinige seyn: du wirst darin die Sonne auf- und untergehen sehen, ohne daß dir etwas mangelt, oder daß dir jemand Leides thun solte.

Saint = Castins erklärte sich, daß er durchaus nichts vor ihnen voraus haben, sondern ihre Arbeit mit ihnen theilen, und ganz auf ihre Art leben wolte. Ich will eure Sitten annehmen, sagte er, und euch in euren Kriegen dienen, um mich durch meinen Fleiß und Tapferkeit, eurer Freundschaft würdig zu machen. Diese Antwort vergnügte den Wilden ungemein, und Azakia war für Freuden ausser sich, daß sie ihren Erretter künftig, als einen Hausgenossen betrachten, und beständig Gelegenheit haben solte, ihm seine Großmuth zu belohnen. Ouabi war der Vornehmste unter seinen Landsleuten, und hatte sich durch seine Tapferkeit und fürtrefliche Eigenschaften ein groses Ansehen erworben. Er both dem Saint = Castins eine Officierstelle an; dieser schlug sie aber aus, und wolte nur als gemeiner Soldat unter ihm stehen.

Diese Nation war damals mit den Iroquesen in einem blutigen Krieg verwickelt. Man war gesonnen selbige anzugreifen. Saint = Castins würde es sich zur Schande

gerech=

gerechnet haben, diese Gelegenheit zu versäumen, Proben von seiner Tapferkeit abzulegen. Er fochte mit unerschrockenem Muthe, und würde sich die gröste Ehre erworben haben, wenn er nicht verwundet worden wäre. Man brachte ihn in einer Art von Sänfte bis in das Haus des Quabi zurück. Azakia war über diesen Anblick nicht wenig bestürzt. Sie empfing ihren Freund mit den aufrichtigsten Merkmalen des Mitleidens, und vergas nichts, was zu Linderung seiner Schmerzen etwas beytragen konnte. Es fehlte ihr nicht an Sclavinnen die ihren Befehlen gehorchen musten. Sie wolte aber keiner von diesen, die Sorge für den Saint-Castins anvertrauen. Er war ihr zu lieb, als daß sie ihn nur einen Augenblick hätte verlassen können. Ihre Aufmerksamkeit gieng so weit, daß man darunter gar füglich eine verborgene Liebe hätte argwohnen können.

Saint-Castins dachte noch zu europäisch, als daß er die ausserordentliche Gefälligkeit der Azakia der bloßen Freundschaft und Dankbegierde hätte zuschreiben können. Er

zog daraus die vortheilhaftesten Muthmassungen, und fachte dadurch dasjenige Feuer in seiner Seele von neuem an, daß die Großmuth und Vernunft bereits ausgelöscht hatte. Seine Liebe nahm von Tage zu Tage zu, und würde in einem weniger edlen Herzen bis zur größten Ausschweifung angewachsen seyn. Der Gedanke, daß er dem Quabi so vielen Dank schuldig sey, beunruhigte ihn am meisten. Solte er seinen Wohlthäter auf eine so schändliche Art belohnen? Aber Quabi ist nur ein Wilder, wandte sich Saint-Castins selbst ein: Solte ein Einwohner von Canada in diesem Stücke gewissenhafter seyn, als unsere gesittete Europäer? Und ist es nicht lächerlich, daß ich über eine Sache Bedenken trage, die in meinem Vaterlande durch die Gewohnheit bereits unschuldig geworden ist? Diese Gründe, so seicht sie auch waren, schienen diesem Franzosen sehr wichtig und vollkommen zureichend, den wenigen Zweifel der noch bey ihm übrig war, vollends zu ersticken. Er wagte also einen neuen Versuch auf die Tugend der Azakia, und wunderte sich nicht wenig, grösseren Widerstand, als jemals, zu finden.

Halt,

Halt, Celario (diesen Namen hatten ihm die Wilden gegeben) halt ein, sagte Azakia! Die Stücke von dem Stäblein, welches ich mit dem Quabi gebrochen, sind noch nicht zu Asche verbrennet. Die eine Helfte davon ist noch in seinen Händen, und ich selbst bewahre die andere Helfte. So lange dieses zerbrochene Stäblein noch unter uns aufbewahrt wird, so lange gehöre ich noch meinem Manne zu, und kann folglich unmöglich die Deinige seyn. Diese Worte, die mit der grösten Freymüthigkeit ausgesprochen wurden, brachten den verliebten Saint-Castins gänzlich zum Stillschweigen. Er hatte kaum das Herz seine Augen ferner auf eine Persohn zu werfen, deren wilde Tugend, ihn als einen gesitteten Europäer beschämt machte. So viel auch seine Vernunft über ihn vermochte, so konnte er doch seinen Verdruß über seine fehlgeschlagene Hofnung nicht verbergen, und verfiel endlich darüber in eine tiefe Melancolie.

Azakia, der die Ursache dieser Schwermuth nicht unbekannt war, wurde aufs empfindlichste gerührt. Was sollen wir thun, Celario sagte sie mit thränenden Augen? Wenn

Wenn ich die Deinige werden soll, so muß ich aufhören mit dem Quabi zu leben. Und kann ich wohl meinen geliebten Quabi verlassen, ohne ihm denselben Verdruß zu erwecken, den du anjetzo empfindest? Hat er dieses verdient? Antworte mir Celario. Nein, rief Celario aus, er verdient diese Beleidigung nicht. Ich will fliehen Azakia; ich will euch und eure Wohnungen auf ewig meiden. So lange ich dich noch sehe, Azakia, so lange bin ich noch in Gefahr, die Großmuth meines Freundes Quabi mit Undank zu belohnen.

Azakia erblaßte bey diesen Worten. Ein Strohm Thränen überschwemmte ihr Angesicht, und sie suchte ihre Traurigkeit im geringsten nicht zu verbergen. Ach! undankbarer Celario, rief sie schluckſend aus, und drückte seine Hände in die ihrigen, undankbarer Celario, woltest du die Wohnung deiner Freunde verlassen, denen du so lieb bist, als das Licht der Sonnen? Was haben wir dir Uebels gethan, daß du unsere Wohnung fliehen wilst? Mangelt dir etwas? Bin ich nicht zu jeder Stunde und Minute bereit, als eine

Scla-

Sclavin auf deinen Wink zu gehorsamen? Willst du denn, daß Azakia vor Kummer und Betrübnis sterben soll? Kannst du sie wol verlassen, ohne ihre Seele mit dir hinweg zu nehmen? Ach! Celario meine Seele gehöret dir zu, so wie mein Körper dem Quabi.

Die Ankunft des lezteren, verhinderte Saint-Castins auf die Klagen und Vorwürfe der Azakia zu antworten, die noch immer fort weinte, ohne die Gegenwart ihres Mannes zu scheuen. Sie entdeckte ihm sogar die Ursache ihrer Betrübnis. Freund, sagte sie zu dem Wilden, du siehest anjetzo den Celario! noch. Noch siehest du ihn, und hörest seine Stimme. Aber bald wirst du ihn nicht mehr sehen! Er wird unsere Wohnung verlassen, um sich bessere Freunde zu suchen. — Bessere Freunde! rief Quabi ganz erschrocken aus. Und was ist denn die Ursache, liebster Celario! daß du dich von uns entfernen willst? Hat man dich hier beleidiget; oder ist dir sonst etwas zuwider. Antworte mir! Du weißt, daß ich Macht und Gewalt habe, dir Genugthuung zu verschaffen. Ich schwere bey dem großen Geist, ich will mich an deinen Feinden rächen!

Saint-

Saint-Castins war über diese Fragen nicht wenig betreten. Er hatte nicht die geringste Ursache unzufrieden zu seyn, und wolte doch auch nicht, daß die wahre Ursache seines gefaßten Entschlusses dem Quabi bekannt seyn solte. Er suchte also einige andere nichts bedeutende Gründe hervor, darüber er von dem Quabi ausgelacht wurde. Wir wollen von etwas anders reden, sagte dieser. Morgen denke ich etwas wider die Iroquesen zu unternehmen, und heute Abend gebe ich nach unserer alten Gewohnheit meinen Kriegern ein Mahl. Komm, liebster Celario, und nimm an diesem Vergnügen Theil. — Ich will nicht nur hieran, sondern auch an der Gefahr, und dem Siege mit Theil nehmen, versetzte Celario. Du hast mehr Muth als Kräfte, erwiederte der Befehlshaber der Wilden. Es ist nicht genug, daß man den Tod verachtet; man muß auch überwinden können. Wir müssen den Feind verfolgen, wenn wir so glücklich sind, ihn zu schlagen, und wenn er uns überlegen ist, so müssen wir ihm auszuweichen wissen. Dieses sind von je her unsere Maximen im Kriege gewesen. Du wirst also am besten thun, wenn du für jetzo nur

blos

blos an die Wiederherstellung deiner Gesundheit gedenkest, und während meiner Abwesenheit die Aufsicht über mein Hauswesen führest. Ich vertraue dir dasselbe an, und hoffe du werdest die Sorge dafür um so eher übernehmen, da du ohnehin weißt, daß du die Herrschaft mit mir gemein hast, und daß Azakia dich liebet.

Es wäre vergeblich gewesen, wenn Saint-Castins weitere Einwendungen hätte machen wollen. Die Befehlshaber der Wilden hatten sich bereits zum Feste versammlet, und als dieses geendiget, machte sich der ganze Trup auf den Weg. Saint-Castins blieb in dem Hause des Quabi zurück, und sahe sich den Versuchungen, darin ihn die Schönheit der Azakia schon so oft gestürzt, von neuem blosgestellt.

Die junge Wilde liebte indessen den Fremdlings bis zur Ausschweifung. Sie hätte ihn gerne glücklich gesehen; allein die Gesetze der Ehe, die bey ihrer Nation so heilig gehalten wurden, erlaubten ihr nicht, ihre Gegenliebe bis zur Thätlichkeit kommen zu lassen. Sie faßte deshalb einen Entschluß, den man vielleicht in Canada leichter nehmen kann, als

in andern Ländern. Sie wolte ihrem Freunde diejenigen Ergötzlichkeiten bey einer andern Persohn verschaffen, die sie ihm selbst nicht gestatten durfte. Ihre Wahl fiel auf eine schöne junge Wilde, die vollkommen geschickt war, das Herz einer Mannsperson empfindlich zu machen. Ein Mädgen von achtzehen Jahren, die bey einer blendenden Schönheit, die angenehmste Creatur von der Welt war, schien der Liebe des Celario nicht unwehrt zu seyn. Ihr Nahme war Zisma, und als einem noch unverheyratheten Frauenzimmer, stand es ihr frey, ihre Gunstbezeugungen an wenn sie wolte, zu verschwenden. Die Gewohnheiten des Landes erlaubten ihr dieses.

Azakia führte sie selbst zu ihrem Freunde, der nach einem kurzen Umgange mit dieser Schönen, seinen Sieg bereits aus ihren Augen lás, und sich die sichere Rechnung machen konte, daß er nicht unerhört bleiben würde. Die Geschichte sagt nicht, ob er sich dieses Vortheils zu Nutze gemacht; so viel ist indessen gewiß, daß Zisma mit aller ihrer Schönheit, das Bild der Azakia in seiner Seele nicht auszulöschen vermochte. Er hätte

die-

dieses zu seiner eigenen Beruhigung gewünscht. Seine Liebe zu selbiger war aber schon zu tief gewurzelt, als daß irgend etwas vermögend gewesen wäre, ihn davon zu befreyen. In diesen kritischen Umständen befand sich Saint-Castins, als ein unerwarteter Zufall, der ihn in einem jeden andern Lande, außer Canada, hätte vollkommen glücklich machen können, alle seine Hofnung auf einmal zernichtete, und ihm mit einer ewigen Trennung von seiner geliebten Azakia drohete.

Einige Flüchtlinge, die dem Feinde entgangen waren, überbrachten die Nachricht, daß Ouabi ein Treffen verlohren, und selbst darin umgekommen sey. Saint-Castins war darüber aufs äusserste betrübt. Er hatte in der Persohn dieses grosmüthigen Wilden, einen Freund verlohren, dem er so vieles zu verdanken hatte. Es regten sich auf einmal in ihm alle die edlen Gesinnungen, damit seine Seele von Natur angefüllet war, und er vergas darüber daß Ouabi sein Nebenbuhler gewesen. Ausserdem muste er befürchten, durch diesen Zufall auch seine Azakia auf ewig zu verlieren. Das Leben dieser Schönen hieng

von diesem Augenblick an, nur blos von einem Traume ab. Vermöge einer alten abergläubischen Gewohnheit, die unter diesen Völkern bereits zum Gesetz geworden war, muste eine Wittwe sich selbst das Leben nehmen, wenn ihr verstorbener Mann, ihr während den ersten vierzig Tagen nach seinem Ableben, zweymal im Traume erschien. Man nahm dieses für ein Zeichen an, daß der Verstorbene seine nachgebliebene Gattin im Reiche der Todten bey sich zu haben wünsche. Die Wittwe muste alsdann gehorchen, und kein Gesetz war vermögend, sie vom Tode freyzusprechen.

Azakia war fest entschlossen, den Gesetzen und Gewohnheiten ihrer Nation ein Genüge zu thun, wenn der Schatten ihres Mannes ihr zweymal hinter einander im Traume erscheinen solte. Sie betraurete den Verlust ihres Ouabi aufrichtig, und ob ihr gleich Saint-Castins nicht so gleichgültig war, daß sie nicht gerne bey ihm im Leben geblieben wäre, so behielte doch das Vorurtheil und der Aberglaube die Oberhand. Man kann sich die Unruhe und den Schrecken kaum vorstellen,

len, wodurch bey diesen Umständen, der Liebhaber dieser leichtgläubigen Americanerinn gequält wurde. Eine jede Nacht war für ihn eine neue Quelle der Furcht. Sein Glück und Unglück hieng von einem leeren Traume ab, und ein jeder Morgen erschreckte ihn durch die fürchterliche Vorstellung seine Geliebte zu verlieren. Alles was ihm nur seine Vernunft und Beredsamkeit überzeugendes an die Hand gab, wurde vergeblich angewendet. Azakia wolte dem Befehle ihres Mannes nicht ungehorsam seyn, und erwartete ihr Schicksal mit eben so vieler Gedult als Standhaftigkeit.

Eines Tages als Saint-Castins seiner Gewohnheit nach, sie des Morgens besuchte, fand er sie in einer Beschäftigung, wodurch ihm sein Unglück angekündiget ward. Azakia mischte bereits den tödlichen Gift, der sie auf ewig den Armen ihres Liebhabers entreissen solte. Siehe da, liebster Celario, rief sie ihm mit einer zärtlichen doch unerschrockenen Miene zu, siehe da, die Zubereitungen zu derjenigen Reise, die ich auf Begehren meines Ouabi unternehmen muß.

Himmel! schrie Celario, kannst du einem betrügerischen Traume glauben? Azakia! schönste Azakia! du wilst also ein Opfer des Aberglaubens und thörigter Einbildungen werden? Du irrest, Celario, versetzte die Americanerinn. Ouabi ist mir in der verwichenen Nacht erschienen; er ergrif mich bey der Hand, und befahl mir ihm zu folgen. Ich wolte ihm folgen, aber ach! mein Körper war zu schwer. Ouabi verlies mich ganz traurig. Ich rief ihn wieder zurück; er antwortete mir aber nicht. Er reichte mir nur seine Hand, und in dem Augenblick verschwand er. Er wird gewiß wiederkommen, liebster Celario. Er wird wiederkommen, der Schatten meines Ouabi. Und ich werde ihm folgen. — Ich muß seinem Befehle gehorsamen. Dann werde ich noch erst deinen Verlust beweinen. — Und wenn ich genug geweint habe, alsdann will ich diesen Gift trinken, der mich augenblicklich tödten, und meinen Schatten mit dem Schatten des Ouabi vereinigen wird.

Saint = Castins war bey dieser Erklärung der Azakia mehr todt, als lebendig. Er

warf

warf sich zu ihren Füssen; bald verwies er ihr ihren Unsinn und ihre Grausamkeit auf die empfindlichste Art; bald bath er in den zärtlichsten Ausdrücken, die ihm die Liebe nur einflößte, daß sie ihres Lebens schonen und ihn glücklich machen möchte. Es war aber alles vergebens; Nichts konnte die junge Wilde dahin vermögen, ihren einmal gefaßten Entschluß zu ändern. Sie umarmete den trostlosen Celario; sie weinte, und benezte sein Angesicht mit ihren Thränen. Ihren Vorsatz aber wolte sie nicht ändern, so lieb ihr auch diejenige Person war, die sie zurücklassen solte. Alles was der verzweifelnde Europäer noch von dieser Americanerinn erhielt, war die Versprechung, daß, im Fall ihr Ouabi zum zweitenmale erscheinen solte, sie das Urtheil an sich nicht eher vollstrecken wolte, bis man sichere Nachrichten von dem Tode dieses Mannes eingezogen hätte. Denn Saint-Castins war auf die Gedanken gerathen, daß Ouabi noch am Leben, und als ein Gefangener in den Händen der Iroquesen seyn könne.

Die Wilden wissen von keiner Auswechselung der Gefangenen. Das Looß derjenigen, die in der Feinde Hände gefallen sind, ist entweder

weder die Sclaverey, oder der Tod. Die Iroquesen insonderheit hatten die barbarische Gewohnheit, daß sie ihre Gefangene lebendig verbrannten. Es war also zu vermuthen, daß Ouabi, wenn er nicht an seinen Wunden gestorben, ein gleiches Schicksal erfahren habe. Azakia hätte sich wenigstens dieses so fest eingebildet, daß sie nur auf den Augenblick wartete, da eine zweite Erscheinung sie in die traurige Nothwendigkeit setzen würde, ihrem Manne den lezten Beweis ihrer Treue zu geben. Saint-Castins der sich alle Mühe gab, den Tod des Ouabi zweifelhaft zu machen, munterte die Landsleute seiner Geliebten auf, den Feind von neuem anzugreifen, und selbigem die gemachte Beute wieder abzujagen. Er fand um so viel eher Gehör, da er bereits Proben von seiner Tapferkeit abgelegt, und sich das Vertrauen der ganzen Nation erworben hatte. Das Volk versammlete sich und ernannte den Saint-Castins einmüthig zu seinem Anführer. Er verlies also seine Azakia, nachdem er ihr vorher von neuem das Versprechen abgenöthiget hatte, daß im Fall ihr Ouabi auch wirklich zum zweiten mal erscheinen solte, sie dennoch die Ausführung ihres grausamen Entschlusses bis zu seiner Wiederkunft verschieben wolle.

Saint-

Saint = Castins marschirte darauf mit seiner Armee auf die Feinde los, und war in seinen Unternehmungen glücklich. Die Iroquesen hielten die Huronen zu schwach, als daß sie einen neuen Anfall von selbigen besorgt hätten. Diese Sicherheit kam ihnen theuer zu stehen. Saint = Castins griff sie an einem ihm sehr vortheilhaften Ort an, und schlug sie. Die feindliche Niederlage war allgemein. Was nicht entrann, wurde gefangen genommen oder getödtet. Saint = Castins begab sich mit seinem Volke nach einem gewissen Flecken der Iroquesen, woselbst er eine grose Menge derselben antraf, die eben im Begrif waren, einen von den ehemals gefangenen Huronen zu verbrennen. Dieser Unglückliche hatte bereits sein leztes Lied angestimmt. (Dies ist die Gewohnheit der Wilden, wenn sie ein Opfer ihrer rachgierigen Feinde werden sollen.) Saint = Castins stürmt mit seinen Leuten mitten unter diesen Haufen, und tödtet, oder zerstreuet sie in einem Augenblick. Kaum hat er sich Platz gemacht, als er einen Menschen an einen Pfahl gebunden siehet, der bestimmt war, nach Art der Iroquesen, bey einem gelinden Feuer langsam

gebraten zu werden. Er eilt hinzu den Unglücklichen zu retten, und Himmel! wie erschrickt er: Es ist Ouabi. Dieser tapfere Wilde war von seinen Wunden genesen. Die Feinde hatten ihm die Wahl gelassen, entweder ein ewiger Sclave zu seyn, oder verbrannt zu werden. Er hatte das lezte erwählt, und wolte lieber einen schmerzhaften Tod dulten, als sich zu einer schimpflichen Sclaverey verdammt sehen. Saint-Castins hätte nur einige Minuten später kommen dürfen; so würde er von seinem Freunde und Wohlthäter nichts als die Asche gefunden haben.

Die Freude, über dieses unvermuthete Glück, war von beiden Seiten unbeschreiblich. Der Entschluß der Azakia machte indessen den Saint = Castins unruhig. Er eilte deshalb wieder nach ihrer Wohnung zurück, und erzehlte unterweges dem Ouabi alles was bisher unter ihnen vorgegangen war. Er schilderte demselben die Angst und den Schrecken, den ihm der bereits zubereitete Gift verursachet, mit so lebhaften Farben ab, daß es jenem nicht schwer war, den Antheil, den das Herz seines Freundes daran genommen, zu bemerken. Saint-Castins sprach mit einer Heftigkeit, und drückte

sei-

seine Empfindungen so rührend aus, daß Ouabi, der ohnehin schon ehedem einige Merkmale von dessen Liebe zur Azakia verspühret, anjetzo gar nicht mehr daran zweifeln durfte. Er lies sich indessen nichts davon merken, und man erreichte in kurzem die Wohnung der Azakia. Ouabi war ihr würklich zum zweitenmale im Traum erschienen, und sie hatte nur auf die Zurückkunft des Saint-Castins gewartet, um ihren Vorsatz ins Werk zu richten. Dieser hatte es mit dem Ouabi verabredet, daß er nicht sogleich mit in seiner Gesellschaft, vor das Angesicht seiner Frauen kommen, sondern sich ein wenig zurückhalten solte. Als Saint-Castins in die Wohnung der Azakia trat, fand er selbige ganz tiefsinnig an einem kleinen Tische sitzen, auf welchem in einem Gefäße der mörderische Trank vor ihr stand. Schon lange habe ich auf dich gewartet, liebster Celario, rief sie ihm mit einer zärtlichen Stimme zu. Mein Schicksal ist bestimmet: Ouabi ist mir zum zweitenmale erschienen. — Ich muß ihm folgen Celario! — Liebster Celario! wie ungerne verlasse ich dich! Aber der Wille meines Mannes ist auch noch nach sei-

nem Tode ein Gesetz für mich. Könntest du dich entschliessen. — Aber nein, Celario muß nicht sterben. Dies ist nur allein das Looß der unglücklichen Azakia. Bey diesen Worten ergriff sie das Gefäß und wolte es an den Mund setzen. Saint-Castins hielt sie aber zurück, und in dem Augenblick trat Ouabi herein. Wie rührend war diese Scene! Azakia taumelte in die Arme ihres Geliebten, und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, und alle drey überliessen sich ungezwungen den Empfindungen der Freude.

Ouabi unterbrach endlich diesen Auftritt. Er wendete sich zu Saint-Castins und redete ihn folgendergestalt an: Celario, ich habe dir nicht nur mein Leben zu verdanken, sondern du hast mir zweimal meine Azakia wieder geschenkt. Du hast dir dadurch ein Recht auf ihre Person erworben. Wenn dir dieses Geschenk zur Belohnung deiner Freundschaft hinreichend ist, so überlasse ich sie dir. Nimm sie von meiner Hand, als ein Merkmal meiner Dankbarkeit an. Ich trete dir hiemit alle meine Rechte ab. Ich würde dieses gewiß für niemand anders gethan haben, und wenn ich mich gleich dadurch von dem Feuer der Iroquesen hätte retten können.

Saint = Castins erstaunte nicht wenig über diesen Antrag, und über die Großmuth des Wilden. Die Handlung an und für sich selbst schien ihm zwar weder ungereimt noch lächerlich, da er bereits wuste, daß es bey dieser Nation nichts ungewöhnliches sey, das die Ehen aufgehoben würden, oder daß ein Mann seine Frau einem andern überließ. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Ouabi gegen seine Azakia nicht unbekannt war, so muste er dieses Geschenk, als den grösten und ungewöhnlichsten Beweiß einer ganz ausserordentlichen Großmuth und Dankbarkeit ansehen. Saint = Castins besaß selbst eine grose und edeldenkende Seele. Er hielt es für schimpflich, einen Antrag anzunehmen, dadurch dieser Wilde sich soweit über ihn hinaus sezte. Er weigerte sich deshalb, dasjenige anzunehmen, was er schon seit langer Zeit zu besitzen vergeblich gewünscht hatte. Ouabi bestund aber unveränderlich auf seinem gegebenen Wort, und Saint = Castins sahe sich gleichsam gezwungen, derjenigen die Hand zu reichen, die schon längst sein Herz besessen hatte.

Azakia, die bisher allen Versuchungen ihres Liebhabers ausgewichen war, und die Treue gegen ihren Mann bis zur äusserſten Probe getrieben hatte, machte anjetzo nicht die geringste Schwierigkeit sich den zärtlichsten Liebkosungen des Celario zu überlassen, und sich gänzlich in seine Arme zu werfen. Bisher hatte sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan; jetzt folgte sie ihren Empfindungen, um so mehr da sie die Erlaubnis dazu selbst aus dem Munde des Ouabi erhielt. Die heilige Stäbe der Ehe wurden von beiden Seiten herbeigebracht, wieder zusammen gefügt und feierlich verbrannt. Ouabi und Azakia umarmeten sich zum leztenmale, und von diesem Augenblick an, genoß Azakia in der Wohnung ihres ehemaligen Mannes, alle Vorrechte einer leiblichen Tochter. Saint-Castins fand nach einiger Zeit Gelegenheit, seine Ehe durch einen Mißionarium, bestätigen zu lassen. Ouabi brach den Stab mit der jungen Zisma, und lebte in dieser neuen Ehe eben so vergnügt als Saint-Castins mit seiner Azakia.

* * *

Schrei-

Schreiben eines eifersüchtigen Landedelmanns.

Mein Herr!

Der Henker! warum habe ich nicht schon für drey Monaten gewußt. was ich anjetzo weiß. Zehn Ducaten wolte ich darum geben, daß mir Ihre Blätter eher in die Hände gerathen wären. Vor drey Tagen kommt ein guter Freund von mir aus Frankfurt, und giebt mir Ihren Unsichtbaren zu lesen. Ich dachte ich müste närrisch werden, als ich die Historie von Ihrem Ringe las. Pardieu! das hätte ich eher wissen sollen, ich hätte mir manche verdriesliche Stunde ersparen können. Es ist doch gar zu einfältig, daß man auf dem Lande nichts von dergleichen Sachen erfährt, oder zu sehen bekömmt. Sie hätten es aber auch sollen in allen Zeitungen bekannt machen lassen. Das ist Ihre Schuld; verstehen Sie mich: Denn zum Unglück halte ich die Frankfurter Zeitung nicht, und in dieser wird es wohl gestanden haben. Wer kann aber alle Zeitun-

gen

gen lesen. Kurz es ist nun für diesmal zu spät; aber auf ein andermal bitte ich mir Ihre Freundschaft aus. Die Gelegenheit wird sich gewis noch öfter ereignen, da ich ihres Ringes benöthiget seyn werde. Ich wünsche es zwar nicht; in allem Ernste ich wünsche es nicht. Man lebt aber nun einmal in der Welt; was will man thun. — Wenn man nicht für einen Narren oder Einfaltspinsel gehalten seyn will, so muß man schon bisweilen mitmachen, und sich etwas gefallen lassen. Solte ich indessen noch einmal in die Verlegenheit gerathen, darinn ich mich vor kurzem befunden, so hoffe ich. Sie werden mir die Freundschaft erzeigen, und mir ihren Ring auf einige Tage überschicken. Nur auf acht Tage. Er soll gut bey mir verwahrt seyn, und der Teufel soll ihn nicht aus meinen Händen bekommen. Aber wissen sie was? Wenn es Ihnen nicht zu weit ist, so kommen Sie selbst. Aber unsichtbar. — Sapperment das wäre ein Spas! Da wolten wir unsere Freude haben. Ihre Mühe solte Sie gewis nicht gereuen, und ich trage übrigens alle Unkosten; das versteht sich von selbst. Wenn dieses aber nicht angehen solte, so schicken Sie mir nur

den Ring auf der Post; wohl versiegelt und unter beyfolgender Adresse. Ich stehe Ihnen für allen Schaden.

Damit sie aber auch wissen, wozu ich ihren Ring gebrauchen will, so muß ich Ihnen dasjenige kürzlich erzehlen, was mir vor einiger Zeit begegnet ist. Ich bin ein Edelmann, und zwar von dem ältesten und besten Adel im Reiche. Das ist nun eine Sache, davon hier eigentlich nicht die Rede ist, und darwider niemand etwas einwenden wird. Und gesetzt es wolte jemand daran etwas aussetzen, so bin ich jederzeit im Stande ihm Rede und Antwort zu geben. Sie verstehen mich wohl, denn ich merke aus Ihrer Schreibart, daß Sie die Welt kennen. Mein Degen ist wahrhaftig nicht eingerostet, und mit meinen Pistolen schieße ich Kugel auf Kugel. Ich nehme es mit einem jeden auf, er mag auch seyn wer er will. Wenn ich sonst Lust zum Soldatenleben gehabt hätte, an Courage fehlt es mir nicht. Es sind nun aber die Umstände so, daß ich auf dem Lande leben muß. Mein Vater wolte mich anfänglich studiren lassen, damit ich dereinst in die Re-

gierung kommen könnte; aber die Wahrheit zu gestehen, das verzweifelte Latein wolte mir nicht in den Kopf. Und ich weiß auch noch bis auf diese Stunde nicht, wozu man die Narrenpossen gebraucht. Eben als wenn einem das Latein Verstand machte. Und man redet ja in der ganzen Welt kein Latein mehr. Wozu soll mir denn der Ablativus, und Apposition, und alle die Possen nützen? Mafoi! ich kenne geschickte Räthe und andere dergleichen Herrn genug, die eben so wenig Latein können als ich, und nichts destoweniger die wichtigsten Aemter verwalten. Und zwar recht gut und löblich; das glauben Sie mir nur. Jedermann ist mit Ihnen zufrieden. Kann man denn auf deutsch eine Sache nicht so gut begreiffen und einsehen, als auf lateinisch? — Dies mag nun aber dahingestellet seyn. Kurz und gut, ich hatte keine Lust zum studiren. Wenn ich einen Hasen schiessen konnte, das war mir lieber, als zehn Phrases aus dem Cicero. Und réellement, ich glaube es werden mehr Leute so denken als ich. Ein Hase giebt mir einen guten Braten; was mache ich aber mit einer lateinischen Floskel? Von hundert Floskeln, kann mein Koch nicht ein Gericht machen.

Ich war der älteste von meinen Brüdern, und nahm nach meines Vaters Tode die Güther an. Das Landleben hat mir jederzeit wohl angestanden, und ich bin nicht öfter in die Stadt gekommen, als wenn etwa bey Hofe eine Lustbarkeit war, oder ich Pflichtshalber meine Cour machen mußte. Sonsten bin ich immer auf meinem Guthe, und sehe nichts lieber, als wenn mich gute Freunde besuchen. Zumal jetzo mag ich gar nicht gerne mehr in der Stadt und bey Hofe seyn. Das hole der Henker — Seitdem ich das letztemal mit meiner Frau da gewesen bin, seitdem habe ich alle Lust dazu verlohren. Ich muß Ihnen doch erzehlen, wie es mir gegangen ist.

Vorläufig will ich Ihnen nur sagen, daß ich mich vor ohngefehr vier Monaten, mit einem schönen, artigen, witzigen und reichen Fräulein verheirathet habe. Ich bin mit ihrer Aufführung sonsten sehr wohl zufrieden. Aber unterdessen, — Kurz ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Es mag nun Mode, oder nicht Mode seyn, mir gefällt es nicht. Ich wollte lieber, daß meine Frau die Hofmanieren weggelassen hätte, so wäre ich auf keine ar-

ge Gedanken gerathen. Sie plagte mich, ich sollte mit ihr nach M . . . fahren, um den Carnevalslustbarkeiten mit beyzuwohnen. Den jungen Weibern darf man nichts abschlagen, und überdem bin ich in meinem ledigen Stande, fast alle Jahre dort gewesen. Das hatte also nichts zu bedeuten. Ich nahm sie mit dorthin, und da ich ganzer vier Wochen daselbst zu verbleiben gedachte, so hatte ich ein bequemes Haus für uns gemiethet. Nun muß ich Ihnen sagen, daß ich nichts weniger, als eifersüchtig bin: Denn sonst hätte ich meine Frau müssen zu Hause lassen. Denn wer seine Frau mit nach Hofe nehmen will, und ist dabey eifersüchtig, der kan nur lieber daheime bleiben. Es paßirten mir indessen doch Dinge, darüber ich mir noch jetzo den Kopf zerbreche. Ich will hören, was Sie und ein jeder anderer würden gethan haben, wenn Sie sich in meiner Stelle befunden hätten.

Eines Tages gehe ich des Morgens hinauf in das Ankleidezimmer meiner Frauen, in der Absicht, sie zu fragen, ob sie noch Vormittags mit mir spazieren fahren wollte? Als ich an der Thür war, hörte ich jemanden reden, und

meine Frau sagte ganz laut: „Heute kan es nicht seyn, mein lieber Herr Balthasar! morgen aber wird mein Mann den ganzen Vormittag nicht zu Hause seyn, da erwarte ich Sie präcise um eilf Uhr.„ Was zum Velten! dachte ich bey mir selbst, soll das bedeuten, daß meine Frau einer fremden Mannsperson, in ihrem Ankleidezimmer Audienz giebt, und ihn auf Morgen zu sich bestellt. Das Ding kömmt mir wunderlich vor. „Morgen ist mein Mann den ganzen Vormittag nicht zu Hause, und ich erwarte Sie präcise um eilf Uhr.“ Hum! dahinter steckt ein Geheimnis. — Als ich noch etwa zwey Minuten lang so in diesen Gedanken vor der Thür stand, sahe ich einen ansehnlichen wohlgebildeten jungen Menschen aus dem Zimmer kommen, der in aller Eile die Treppen hinunter lief. Ich gieng darauf ohne weitere Umstände zu meiner Frauen ins Zimmer, und fragte sie ganz kurz, wer der Mensch gewesen sey, den ich eben aus ihrem Zimmer kommen sehen, und der so eilfertig die Treppe hinunter gelaufen? Ey, es ist mein Friseur gewesen, gab sie mir ganz trocken zur Antwort. Das kan wohl seyn, sagte ich, aber es war doch eine Mannsperson, und noch dazu eine junge Mannsperson. Ich habe

dagegen, versetzte sie hierauf ein wenig zornig, es war aber mein Friseur. Durch diese trotzige Antwort erweckte sie erst vollends einen Verdacht in mir. Ich nahm sie bey der Hand, und sagte mit einer ernsthaften Miene, und mit einem gesetzten Tone. „Höre mein liebes Kind, mache nur keine Umstände, und sage mir ohne weiteres Bedenken, wer war der Mensch, der eben anjetzo fortgegangen ist, und den du auf morgen wieder bestellt hast? Aber mein Gott, antwortete sie, ich habe es dir ja schon mehr als einmal gesagt, es war Balthasar, der Friseur. Ich habe ihn heute fortgeschickt, weil ich mich nicht aufhalten, sondern gerne mit dir spazieren fahren will. Ich weiß aber, daß du morgen früh nicht zu Hause seyn wirst, deshalb habe ich ihn auf morgen bestellet, weil ich alsdann bessere Zeit haben werde, mich frisiren zu lassen. Aber wie zum Henker kommt denn das, Madame, sagte ich darauf, daß Sie sich anjetzo von einer Mannsperson frisiren lassen, da doch ihre Kammerjungfer dieses Amt jederzeit recht gut verwaltet? Und wie soll ich das verstehen, daß Sie sich anjetzo von einer Mannsperson allein im Zimmer die Haare frisiren lassen, da ich vor etwa zwey Monaten, sie beynahe mit keinem Finger an=

anrühren durfte? Ey, liebster Gott! versetzte meine Frau, ich weiß nicht, was du für Ideen im Kopfe hast? Ich bath gestern die Frau Gräfin * * * sie sollte mir doch ihre Kammerjungfer schicken, weil diese die neue Mode besser wissen würde, als die Meinige, die vom Lande kommt. Ey Pfuy! sagte die Frau Gräfin. Sie müssen einen Friseur haben, ich will Ihnen den Balthasar schicken, der frisirt bey Hofe, und fast alle Dames in der Stadt. Wenn man doch einmal mit der grossen Welt umgehen will, so muß man sich doch auch ihre Moden gefallen lassen." Ich konnte nichts dawider einwenden, und wir fuhren also mit einander spazieren. Es wollte mir indessen doch nicht aus dem Kopfe, daß meine Frau, die jederzeit ausserordentlich schamhaft und behutsam in ihrer Aufführung gewesen, sich anjetzo so leicht in die Mode zu schicken wußte.

Anstatt am folgenden Tag auszugehen, hielt ich mich zu Hause, weil mir einige nothwendige Geschäfte vorgekommen waren. Ohngefehr um zehn Uhr hörte ich, daß einer von meinen Bedienten, meiner Frauen einen Menschen anmeldete, der sie zu sprechen begehrte. Das ist

ein verzweifelter Friseur, dachte ich bey mir selbst; er hat es sehr eilig, weil er schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit kommt. Ich konnte meiner Neugier nicht widerstehen, und kuckte durch das Schlůsselloch. Und denken Sie einmal, mein Herr, welch ein Anblick. Ich sahe diesen Menschen zu den Füssen meiner Frauen, in der demůthigsten und verliebtesten Stellung. Er hielt einen derselben in seinen Hånden, und drůckte ihn dem Ansehen nach aufs zärtlichste. Er selbst saß auf den Knien, und war im Begriff diesen Fuß zu kůssen (denn er bůckte sich schon) als ich auf einmal zur Thůr hinein stůrmte. Gehorsamer Diener, Herr Balthasar, rief ich ihm zu; Ich bedanke mich recht schön fůr seine Dienste. Wie mich důnkt, so kommt er nur hieher meinen, und nicht meiner Frauen Kopf zu frisiren. Der junge Herr richtete sich bey diesen Worten in die Hôhe, und meine Frau erhob ein lautes Geschrey, und sagte ganz erschrocken: Ey, ich habe geglaubt, du můßtest heute ausgehen? Und was willst du denn mit dem Herrn Balthasar sagen? Du siehest ja wohl, daß dieses mein Schuhmacher ist, der mir das Maaß zu neuen Schuhen nehmen will. Der Herr Schuh-

macher

macher machte mir darauf ein tiefes Compliment. Ich schämte mich meiner Uebereilung, und verfügte mich wieder in mein Zimmer.

Einige Tage darauf, höre ich des Morgens jemand in dem Zimmer meiner Gemahlin sprechen. Ich sahe durch das Schlüsselloch, und glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen, so sehr erschrack ich über dasjenige, was ich sahe. Meine Frau stand da in einem kleinen Unterröckgen, mit entblößter Brust, und ein anderer Balthasar stand vor ihr, und verschlang gleichsam mit seinen Augen, alle die Schönheiten, die nur allein für mich aufgedeckt seyn solten. Dis war aber noch nicht genug. Die Scene wurde noch weit empfindlicher für mich. Dieser unverschämte und kühne Mensch, nachdem er vorher meine Frau zu verschiedenen malen recht zärtlich in seine Arme geschlossen hatte, fieng endlich gar an, ihr die Schnürbrust aufzulösen, und in weniger als zwey Minuten sahe ich meine Frau im blosen Hemde, und bis auf den Unterrock völlig entkleidet. Jezt war es Zeit, daß ich mich Ihnen zeigte, und ihre Entzückungen unterbrach. Schon wieder ein neuer Balthasar, sagte ich zu meiner Frauen? Hat etwa

die Frau Gräfin * * * * dir diesen zum Kammerdiener vorgeschlagen? Oho! Madame, sachte! Dieses Amt kann ich dem Himmel sey Dank noch selber verrichten. Meine Frau sahe mich an und lachte, und was mich am mehresten verdroß, war dieses, daß der Herr Kammerdiener auch lachte. Ich dachte, ich müßte vor lauter Zorn närrisch werden, und war im Begrif, dem ungebetenen Gaste die Thüre zu weisen, als meine Frau zu mir sagte: Wie kommst du zu dergleichen Ausschweifungen, mein lieber Mann? der Herr, den du da sihest, ist der Schneider François, der mir eine neue Brust anpassen will, und das Maas zu einem Kleide genommen hat, dazu du mir selbst den Zeug geschenkt hast. Aber ganz gut, Madame, versetzte ich darauf, schickt sichs denn für eine junge ehrbare Frau, daß sie sich von einer fremden Mannsperson in ihrem Schlafzimmer bis aufs Hemde entkleiden läßt, und sich dessen neugierigen Augen auf eine so wenig schamhafte und unanständige Art blosstellt? Wissen Sie sich wohl zu erinnern, daß Sie es mir nicht einmal erlauben wollten, nur mit einem Finger ihre Brust zu entblössen, und selbige zu küssen, da ich schon ihr Bräutigam und im Begrif

war,

war, mich mit ihnen trauen zu lassen? Wie sind Sie denn jetzo auf einmal so gefällig geworden, daß Sie dieses einem jeden fremden Schurken erlauben? Der Schneider wollte sich bey diesen Worten zum Narren lachen, und versicherte mich, daß er die Gnade hätte, täglich den vornehmsten und schönsten Damen Brüste anzumessen, ohne daß jemals ein Mann in der Welt deshalb beunruhiget gewesen. Ich sahe auch wirklich, daß er ein langes Maaß in den Händen hatte, und mußte mich also zufrieden geben. Malpeste! dachte ich bey mir selbst, warum bin ich doch kein Schneider geworden! Wie manchen schönen Busen würde ich da gesehen haben, davon ich jetzo meine Nase wohl weglassen muß. Was sollte ich aber thun? Ich mußte es geschehen lassen.

Als er mit seinem anprobieren, wie er es nannte fertig war, wollte er meine Frau auch wieder ankleiden. Die Historte hatte mir aber ohnehin schon zu lange gedauert, und der Herr Schneider François, sahe mir viel zu listig aus, als daß ich es hätte wagen können, die Schönheiten meiner Ehegattin, seinen begierigen Augen länger Preis zu geben. Ich bath ihn also,

daß er seinen Abschied nehmen, und sich künftig zuerst bey mir melden möchte, wenn er etwas anzumessen hätte.

Hundert dergleichen Dinge sind mir während meines Hierseyns in M * * * begegnet, und ich wollte es fast keinem Landedelmann rathen, seine Frau jemals mit nach Hofe zu nehmen, wenn ihm die Stadtmanieren nicht schon vorher bekannt sind. Täglich kommen einem dergleichen unverschämte Balthasars in den Weg, darüber man den Verstand verlieren möchte. Alles was ich Ihnen indessen bisher erzehlt, ist noch gar nichts, gegen dasjenige, was sie jetzo gleich hören sollen. Ich will mich henken lassen, wenn Sie jemals in Ihrem Leben dergleichen gesehen oder gehöret haben. Daß dich doch mit samt der verdammten Mode! — Meine Mutter hatte wahrhaftig auch Welt, und wußte so gut als jemand, wie man leben muß. Aber, da wette ich meinen besten Gaul, daß ihr dergleichen in ihrem Leben nicht widerfahren ist. Als ich eines Tages meine Frau in ihrem Zimmer besuchen wollte, fand ich die Thüre verschlossen. Ich kuckte durch das Schlüsselloch, und Himmel! was sahe ich. Sie lag in

ihrem Bette, und eine Mannsperson hatte sich quer über dasselbe hingebückt, in einer Stellung, darüber mir die Haare zu Berge stunden. Meine Frau schien, mitten in einer verliebten Entzückung begriffen zu seyn, und ihr Gesicht (so viel ich davon sehen konnte) war mit einer gewissen Röthe überzogen, die mich nicht mehr an meiner Schande zweifeln ließ. Ich stieß die Thür mit Gewalt auf, und war in einem Sprung bis an dem Bette. Meine Frau that einen lauten Schrey, und fiel in Ohnmacht. Der junge Herr, der sehr sauber gekleidet war, trat zurücke, und sahe mich mit erschrockenen und starren Augen an. Das Kammermädgen lief auf den gehörten Lerm herzu, und wir brachten meine Frau wieder zurechte, Sie winkte mir, daß ich mich entfernen, und sie in Ruhe lassen sollte. Ich gehorchte ihr, und nahm den jungen Herrn mit in mein Zimmer. Sagen Sie mir, um aller Welt Gotteswillen, redete ich ihn an, was haben Sie hier in meinem Hause und mit meiner Frauen zu thun? Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wie heissen Sie? Wer hat Sie hieher geschickt? Was machen Sie in meiner Frauen Schlafzimmer? Bey verschlossenen Thüren — In einer verdächtigen Stel-

Stellung — Sapperment, Herr, bekennen Sie, oder — Bey diesen Worten ergrif ich meine Pistolen, und legte sie auf den Tisch. Ihro Gnaden, antwortete er mir endlich, erzürnen Sie sich doch nicht ohne Ursache. Sie hegen einen sehr ungegründeten Verdacht. Ich bin ein Accoucheur. Ihre Frau Gemahlin hatte sich gegen die Frau Gräfin * * * merken lassen, daß sie glaubte in gesegneten Umständen zu seyn, und daß sie wünsche, eine Gewisheit in dieser Sache zu haben, um vorsichtiger auf den Bällen zu seyn, und sich nicht etwa durch übermäßiges Tanzen Schaden zu thun. Die Frau Gräfin hat mir also befohlen, hieher zu gehen, und die Sache zu untersuchen. Ihro Gnaden haben sehr übel gethan, daß Sie Dero Frau Gemahlin einen Schrecken verursachet, der von sehr gefährlichen Folgen seyn kan.

Da stand ich wieder, und wußte nicht, was ich sagen sollte. Aber sagen Sie mir, mein Herr, hatte ich wohl unrecht gehabt? Wer Henker! hat in seinem Leben gehört, daß junge Frauen von einer fremden Mannsperson dergleichen Untersuchungen bey sich vornehmen lassen? Möchte man nicht den Verstand darüber verlieren?

Meine

Meine Frau hat indessen weiter keinen Schaden davon genommen, und wir befinden uns jetzt wieder auf dem Landguthe, wo ich doch wenigstens für denen Balthasars und anderen dergleichen Possen in Ruhe bin. Ich hatte es mir fest fürgesetzt nicht wieder nach M . . . zu den Faßnachtslustbarkeiten zu gehen; seitdem ich aber von Ihnen, mein Herr, gehört und gelesen habe, so bin ich anderes Sinnes worden. Künftiges Jahr werde ich Sie bitten, daß Sie mir Ihren Ring schicken, damit ich mich unsichtbar machen, und das frisiren, das Schuh- und Brustanmessen und das touchiren selbst vom Anfange an mit ansehen kan. Denn da es nun doch einmal so Mode ist, so muß man sich freylich darinn schicken, wenn man nicht ausgelacht werden will. Es wird aber doch besser seyn, wenn ich dabey bin. Ich weiß zwar, daß mich meine Frau liebt, und so lange wir hier auf dem Lande sind, habe ich nicht über sie zu klagen. Aber in der Stadt ist es doch so eine eigene Sache. Es mag seyn wie es will, ich traue der Frau Gräfin ihren Balthasarn nicht. Gelegenheit macht Diebe, und insonderheit das Untersuchen von dem Herrn Accoucheur gefällt mir gar nicht.

Verzeihen Sie es mir, mein Herr, daß ich Sie so lange aufgehalten. Wenn Sie mich einmal auf meinem Landgute besuchen wollen, so werden Sie mir ein ungemeines Vergnügen verursachen. Das bitte ich mir aber aus, daß Sie meinen Brief nicht drucken lassen: denn wie ich aus Ihrem Wochenblatte ersehe, so ist dieses Ihre löbliche Gewohnheit. Es liegt mir aber auch nichts daran, wenn Sie nur meinen Namen weglassen. Ich bin übrigens rc. rc.

Die

Die wahre Glückseligkeit besteht in der Ausübung der Tugend.

Es lebt kein Mensch in der Welt, der nicht bey allen seinen Handlungen, wenn er anders nicht wahnwitzig ist, den Endzweck hat, glücklich zu werden. Dieser Trieb ist uns so natürlich, daß wir aufhören vernünftige Menschen zu seyn, sobald wir aufhören, unsere eigene Glückseligkeit zum Augenmerk zu haben; Und ob man gleich täglich viele tausende gewahr wird, die gleichsam mit Händen und Füssen arbeiten, sich je eher, je lieber, unglücklich zu machen, so ist doch kein einziger unter ihnen, der nicht glaubt, daß er sich auf einem sehr guten Wege befinde, und daß er alle seine besten Kräfte anwende, seinen Zustand zu verbessern.

Man frage den Herrn Ehrlieb, warum er alles sein Vermögen verschwendet, und seine Familie dadurch in Gefahr setzt, künftig ihr Brod zu betteln; die Antwort ist, sich dadurch

Freun=

Freunde zu machen, und den Weg zu Ehrenstellen zu bahnen. Sein Endzweck also ist, glücklich zu werden.

Herr Untreu verräth die Gehemnisse seines Herrn und des Staats um eine grosse Summe Geldes zu gewinnen, und eine gute Bedienung zu erhalten. Man frage ihn, warum er dieses thut? Er antwortet: Um auf diese Art auf einmal mein Glück zn machen.

Levi präget falsche Münzen, und beschneidet die guten und gangbaren. Tollkühn hat ein mäßiges Auskommen, bey seiner Bedienung, allein er leget selbige nieder, läßt Frau und Kinder sitzen, und geht nach Indien; Jungfer Mannlieb ist kaum funfzehn Jahre alt, und hat in ihrer Eltern Hause die besten Tage von der Welt; sie verläßt aber dasselbe heimlich, und lauft mit einem Marktschreyer davon. Warum nehmen alle diese Leute so ungereimte Dinge vor? Sie wollen sich glücklich machen. Was folgt also hieraus anders, als daß alle Menschen die Glückseligkeit suchen, und daß die wenigsten den Weg einschlagen, der zu derselbigen führet. Und woher kommt dieses?

Gewiß nirgend anders als daher, daß die wenigsten Menschen wissen, worinn die wahre Glückseeligkeit bestehet, und durch was für Mittel sie zum Besitz derselben gelangen.

Was ist es nicht für eine erhabene und fürtrefliche Wissenschaft, wenn man die Kunst versteht, sich selbst glücklich zu machen! Wie unglücklich aber sind nicht die mehresten Sterblichen, die ihr eigenes Glück wünschen, und doch zu gleicher Zeit nichts mehr verabscheuen, als diese Glückseligkeit selbst! Darf man sich aber wohl hierüber wundern, da sogar die Weltweisen öfters unter sich selbst nicht eins werden können, worinn eigentlich die wahre Glückseeligkeit bestehe.

Es giebt dreyerley Güter die zusammen genommen die vollkommenste Glückseeligkeit des Menschen ausmachen. Diese befinden sich entweder außer dem Menschen, oder in dem Menschen selbst; sie sind entweder sinnlich, oder sie bestehen in der Einbildung, oder sie haben auch ihren Sitz blos allein in der Seele. Unter denen Gütern, die sich außer uns befinden, gehören hauptsächlich diejenigen, die wir mit Recht Glücksgüter nennen, als Reichthum und

Ehre, und diese bestehen in der Einbildung. Ein gesunder und wohlgebaueter Körper ist ein sinnliches Glück, und grösser und schätzbarer als das vorige; das gröste und eigentliche Glück aber ist die Tugend, die ihren Sitz in der Seele hat, und welches auch allein genommen, und ohne die vorigen ein wahres und reelles Glück ist, ob gleich die sinnlichen Glücksgüter, und diejenigen, die sich außer uns befinden, wenn sie mit den letzteren verbunden sind, dasselbe noch mehr erhöhen, und zur grösten Vollkommenheit bringen.

Diejenigen alten Philosophen, die da glaubten, daß die Güter der Seele, ich meyne die Tugend, blos allein hinreichend wären, einen Menschen in dieser Welt glücklich zu machen, haben fast eben so sehr geirret, als die Schüler des Epikurs, die die wahre Glückseligkeit in den sinnlichen Ergötzungen und in der Wollust suchten. Sie verstunden ihren Lehrmeister nicht, und suchten die Glückseligkeit in dem Vergnügen, nicht aber das Vergnügen in der Glückseligkeit. Diejenigen aber, die selbige in den Dingen, die ausser uns sind, und nur in unserer Einbildung bestehen, suchen, irren am meisten.

Wenn

Wenn der Mensch blos ein Geist wäre, wie wir uns die Engel einbilden, so würde er in sich selbst glücklich seyn, und alle die übrigen Güter würden ihm zu nichts nützen. Nun kan der Mensch die Glückseligkeit, die in seiner Seele wohnt, nicht anders erlangen als durch den Gebrauch der Sinne, welche die Werkzeuge sind, wodurch die Ideen in uns herfürgebracht, und der Verstand in Bewegung gesetzt wird. Es folgt also daraus nothwendig, daß die sinnlichen Glücksgüter, als die Gesundheit, die Kräfte des Leibes und die nothwendige Nahrung, unentbehrliche Dinge sind, wenn anders die Seele in den Körper wirken, und zu ihrer Vollkommenheit, und mithin auch zu demjenigen Grad der Tugend gelangen soll, der die wahre Glückseligkeit der Menschen ausmacht. Da nun die Glücksgüter zur Erhaltung unserer sinnlichen Güter unentbehrlich sind, so folgt auch daraus, daß sowohl die erstern als die letztern zur Glückseligkeit des Menschen gehören. Sie sind zwar keine wesentliche Stücke, sondern nur zufällig, allein sie gehören doch dazu, wenn anders das Glück vollkommen seyn soll. Mit leerem Magen läßt es sich schlecht philosophiren, und jemand, der an allen noth-

wendigen Bequemlichkeiten des Lebens Mangel leidet, kan sich ohnmöglich vollkommen glücklich nennen, weil der Körper dadurch leidet, und weil die Seele, vermöge der genauen Verbindung mit demselben, auch einen Theil dieses Uebels empfindet. Indessen ist auch so viel gewiß, daß der Weise weniger nöthig hat, um genug zu haben, als der Lasterhafte, denn seine Begierden sind nur blos auf das Nothwendige eingeschränkt. Und wenn er auch endlich dieses Nothwendigen beraubt wird, so ist er doch noch immer glücklicher als der Lasterhafte mitten in seinem Ueberfluß.

Ein Mensch, der blos reich und geehrt ist, kan deswegen eben so wenig glücklich genannt werden, als derjenige, der zwar einen gesunden Körper, aber dabey eine ungesunde Seele hat, dahingegen ein Tugendhafter, wenn ihm auch alles mangelt, noch glücklich ist. Der Tugendhafte aber ist dann erst vollkommen und im höchsten Grade glücklich, wenn er alle diese Güter zusammen besitzt. Die Reichthümer reimen sich sehr wohl zu der Glückseligkeit, und man findet keinen Richter, der so unbillig ist, und die Weisheit und Tugend zum Bettelstabe verdammt.

Es war blos der Neid, der jene Secte, die in ihrer Kleidung so schmutzig als in ihren Manieren war, so rasend machte, daß sie auf den Plato, auf den Aristippus, und auf den Zenon schimpfte, weil diese nicht wie sie, auf dem Stroh philosophirten, sondern da sie grosse Reichthümer besassen, in prächtigen Häusern wohnten, schöne Gärten, kostbare Kleider und herrliche Tafeln hatten, und dabey doch in ihren Schulen lehrten, daß ein Weiser mit Wenigem zufrieden sey.

Um weise zu seyn, darf man seine Schätze nicht ins Meer werfen, wie Crates; man darf sich seiner Augen nicht berauben wie Democrites; es ist nicht nöthig, daß man sein Brod bettele, wie Demetrius, oder in der Tonne wohne wie Diogenes. Je mehr Glücksgüter der Weise besitzt, je glücklicher ist er, weil er sich dadurch im Stande befindet, tugendhafte Handlungen zu begehen. Ich kan nicht beweisen, daß ich ein gerechter Mann bin, wenn ich selbst kein richterlich Amt verwalte; ich kan nicht großmüthig seyn, wenn ich selbst keine Ehre besitze; ich kan nicht mitleidig und mildthätig seyn, wenn ich selbst ein Bettler bin.

Der Tugendhafte weiß einen bessern Gebrauch von den Reichthümern zu machen, als der Lasterhafte; jener gebraucht sie zu seinem eigenen und zu seines Nächsten Besten; dieser aber verschwendet sie entweder, oder er verschließt sie in seinen Kasten. Fürsten und Monarchen können bey allen ihren Schätzen glücklicher seyn, als jemand, denn sie haben mehr Gelegenheit grosse und tugendhafte Handlungen auszuüben, und die wahre Glückseligkeit besteht blos allein in Ausübung der Tugend. Es sind nicht die Reichthümer die den Menschen an seiner Glückseligkeit hindern, es ist der üble Gebrauch derselben. Der Weise bedient sich seiner Reichthümer, aber er ist kein Sclave davon. Er bedienet sich derselben als Dinge die außer ihm sind, ohne daß sein Herz daran hängt. Er ist glücklich daß er sie besitzt, er wird aber nicht unglücklich, wenn er sie verliert, denn seine wahre Glückseligkeit hat ihren Sitz in der Seele, und er verliert sie nur deswegen ungerne, weil er sie als zufällige Dinge ansieht, dadurch sein Glück erhöhet und er in Stand gesetzt ist, mehr tugendhafte Handlungen zu begehen.

Man

Man siehet also daraus, daß die körperlichen Güter sowol als die Güter des Glücks, nemlich Ehre und Reichthum vieles zur Glückseligkeit des Menschen beytragen, aber sie machen das Wesen derselben nicht aus, welches wie gesagt, einzig und allein in Ausübung der Tugend und in dem Vergnügen welches der Mensch darüber empfindet, bestehet. Dieses ist ein innerliches Guth; es ist willkührlich und hängt weder von der Gnade eines Fürsten, noch von dem ungestümmen Willen des Pöbels, noch sonst von andern Zufällen ab. Es ist ewig, so wie die Seele des Menschen, oder dauert wenigstens so lange als der Mensch selbst will, das ist, so lange er tugendhaft bleibt.

Es ist wahr, daß ein wirklich glücklicher Mensch, dem allen ohnerachtet sehr vielen schmerzhaften und empfindlichen Zufällen unterworfen seyn kann, sowol in Ansehung der sinnlichen als auch der Glücksgüter, Der Tugendhafte ist ein Mensch; wenn sein Körper leidet, so empfindet er den Schmerz; er ist aber deshalb nicht unglücklich, denn der Sitz seiner Glückseligkeit ist in der Seele, der Schmerz aber sitzt nur im Körper. Ob er gleich als ein Mensch,

der sinnliche Empfindungen hat, schreyet und sich beklagt, so ist doch sein Geist frey. Die innere Zufriedenheit und seine Unschuld sind seine besten Trostgründe. Er vertrauet auf die göttliche Vorsicht und läßt niemals ein Wort aus seinem Munde gehen, das dem Character eines Weisen und Tugendhaften unanständig wäre. Und wenn es so weit kommt, daß er alles, ja selbst sein Leben verliert, so bleibt ihm doch sein gröster Schatz, er nimmt seine Glückseligkeit mit sich aus dem Körper, wo er frey von alle dem was ihm bisher gehindert, derselben weit ruhiger geniessen kann.

Wenn also die wahre Glückseligkeit des Menschen, blos in der Ausübung der Tugend bestehet, so wird man auch sehr leicht die Ursache einsehen, warum die mehresten Menschen ihr Glück nicht finden, da sie es doch so ängstlich suchen. Der gröste Theil läuft den Scheingütern nach, die nur in der Einbildung bestehen, und wird betrogen, andere suchen es in den sinnlichen Vergnügen und in der Wollust und befördern dadurch ihr Unglück.

Wer mit Tiberio sein Glück in der Weltlust und in den sinnlichen Ergötzungen sucht, der

fin=

findet auch mit demselben darin seinen Untergang; sucht er es in den Glücksgütern wie Crassus, so darf er nur in Ungnade fallen, um desselben wieder beraubt zu werden. Sucht er es in der Ehre wie Denis, so braucht es nur eines Aufstandes, um einen König von Syracus zu einem Pedanten in Corinth, und aus einem Beherrscher grosser Reiche, einen Sclaven seiner Unterthanen zu machen. Wir können dasjenige nicht das Unsrige nennen, was uns das Glück giebt. Es raubet dem weisesten Mann öfters auf die grausamste Art, dasjenige, was es ihm kurz zuvor mit lachender Miene gegeben.

Wie bedaurenswürdig ist also nicht der grösste Haufen der Sterblichen, die auf verkehrten Wegen ihr Glück so ängstlich suchen, und ihr Unglück finden! Ist es nicht thöricht, einem Schatten, einem Gute, dessen Werth blos in der Einbildung bestehet, nachzulaufen? Der Ehrgeitzige schätzt sich glücklich, wenn sich das Volk für ihm bückt, und weiß nicht, daß ein Glück, das sich nicht in ihm selbst befindet, kein Glück ist. Die Ehre, die er genießt liegt nich in ihm selbst, sondern in dem, der ihm die Eh-

re erweiset. Ist er nicht tugendhaft, so ehrt man nur seinen Character, nicht aber seine Person. Was hilft es einem lasterhaften Günstling des Glücks, wenn man sich für seiner Kutsche und für seinem reichbesetzten Kleide bückt, und dabey in seinem Herzen denkt: Der Thor!

Eben so lächerlich, und fast noch lächerlicher ist der Geitzige, der nur nach Reichthum dürstet, und bey seinem Geldkasten hungert. Sein Glück liegt im Kasten, und um ihn vollkommen glücklich zu machen, sollte man ihn dabey einsperren.

Der Wollüstige handelt am grausamsten gegen sich selbst. Er verschwendet nicht nur die Glücksgüter, sondern er beraubet sich auch derjenigen sinnlichen Güter, die ihm die Natur verliehen, er schwächt seinen Körper, und raubt also der Seele diejenigen Werkzeuge, die sie nothwendig haben muß, um den gehörigen Grad der wahren Glückseligkeit zu erlangen.

Eine

Eine Materie, darůber man gemeiniglich zu spät nachdenkt.

Es giebt in dem menschlichen Leben gewisse kritische Zeitpunkte, von welchen unser Glůck und Unglůck in dieser und jener Welt, und ůberhaupt die Ruhe unseres ganzen Lebens abhångt. Der erste ist ohnstreitig derjenige, wenn unsere Vernunft gleichsam noch in der Geburt stehet, und unsere Seele, durch die Einsichten anderer Menschen geleitet, noch zum Guten und Bösen gebildet werden kan. Hier kommt es auf die ersten Grundsätze an, die man uns einprägt. Der Verstand ist noch ungeformt; die Begierden und Leidenschaften liegen noch tief in uns begraben, und der Saame zu den Tugenden und Lastern, ist gleich geschickt in unseren jungen Herzen zu keimen und Wurzel darinn zu schlagen. Unvermögend uns selbst zu bilden, můssen wir unsere Vernunft aus den Hånden unserer Fůhrer empfangen, und wir sind immer der Gefahr ausgesetzt, ob man tu-

gendhafte Bürger aus uns ziehen, und uns glücklich machen, oder aber uns zum Laster gewöhnen, und dadurch den Weg zum Unglücke bahnen wird.

Von Natur sind wir weder böse noch gut. Wir bringen aber die Möglichkeit mit auf die Welt, beydes zu werden. Wer die Verderbniß der menschlichen Seele so weit ausdehnen will, daß er nichts als lasterhafte Begierden darinn anzutreffen vermeynt, der irret eben so sehr, als jener, der unserer Natur zu viel zutrauet, und uns ursprünglich von aller Neigung zum Bösen freyspricht. Es kommt lediglich auf die erste Erziehung an, die man uns giebt, und auf die Begriffe, die man uns gleich anfänglich einprägt, ohnerachtet nicht zu leugnen ist, daß sich bey diesem oder jenem, schon in der ersten Jugend ein grösserer Hang zur Tugend, oder zum Laster äussert, je nachdem die Temperamente unterschieden sind.

In den ersten Jahren unseres Lebens, wird der Grund zu unserem künftigen Schicksale gelegt. Eine Reihe der wichtigsten Begebenheiten, die mit der Zeit die Folge einer einzi-

gen Handlung wird, hängt öfters nur von einem sehr geringen Umstande ab, wobey noch dieses das schlimmste ist, daß wir immer dem Eigensinne und der Willkühr anderer Menschen überlassen sind. Ist der Säugling so glücklich, aus dem Schooße einer tugendhaften Mutter, in die Hände eines vernünftigen und weisen Vaters zu kommen, so wird auch er, zur Tugend gebildet, dereinst sich selbst und seines gleichen glücklich machen. Hat aber der unglückliche Jüngling, von seiner Geburt an, seine Führer auf dem Wege der Laster wandeln sehen, und sind ihm selbst die edlen Empfindungen der Tugend unbekannt, wird er da nicht immer seinem Verderben nacheilen?

Derjenige Zeitpunkt also von dem die Entscheidung unseres ganzen künftigen Lebens abhängt, ist unstreitig der allergefährlichste. Es überfällt mich allezeit ein geheimer Schauer, so oft ich die unschuldigen Schlachtopfer, in den Händen lasterhafter Führer, ihrem künftigen Unglücke entgegen spielen sehe. Und ich kan mich nicht genug darüber wundern, wie Eltern, entweder aus Nachläßigkeit, oder ausschweifender Liebe, diejenigen so sorg-

los, und ruhig dem Verderben übergeben können, deren Wohlfahrt ihnen doch sonst so nahe am Herzen gelegen ist. Wenn man Gelegenheit hätte, und sich die Mühe geben wolte, den wahren Grund von dem Unglücke so vieler Menschen sorgfältig zu untersuchen, so würde man vielleicht finden, daß selbiger schon in die ersten Jahre des Lebens zu setzen ist, und daß blos die Erziehung alle diese Ausschweifungen und damit verknüpften Unglücksfälle zu veranlassen vermocht. Dort führt man einen Verbrecher hin, um ihm den verdienten Lohn seiner Schandthaten zu geben. Sein ganzes Leben war eine Reihe von Lastern und Bosheiten. Er ist sich keiner einzigen tugendhaften Handlung bewußt, und noch jetzt, da ihn schon unter den Fesseln der Tod mit zum Gerichtsplatze begleitet, möchte er noch gerne ein Verbrechen begehen. Die Frechheit faltet seine Stirn; die Religion, seine letzte Zuflucht, ist ihm ein Gelächter, und er macht sich eine Ehre daraus, ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts zu seyn. Es fehlt ihm indessen nicht an Verstand. Seine Seele besaß die schönsten Fähigkeiten. Sie ward aber von der Geburt an, nicht zur Tugend, sondern zum Laster gebildet. Hätte

man ihm eine bessere Erziehung gegeben, wer weiß, ob er nicht in eben dem Grade tugendhaft geworden wäre, als er anjetzt lasterhaft ist. Doch ich will mich diesmal in diese Materie nicht weitläuftiger einlassen. Sie kan mir zu einer andern Zeit Stof zu nützlichen Betrachtungen geben. Mein Absehen ist auf etwas anderes gerichtet.

Der zweyte kritische Zeitpunkt in unserem Leben ist derjenige, wenn wir endlich, nachdem wir die gefährlichen Jugendjahre glücklich überstanden, uns entschliessen, eine gewisse Lebensart zu erwehlen, und unser künftiges Schicksal mit einem Gatten, oder Gattin zu theilen. Daß es sehr wenige Menschen gebe, denen die Entschliessung zu einer so mißlichen Wahl sauer ankommt, davon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Die Thiere sind in diesem Stücke glücklicher als wir, wenn es anders ein Glück ist, ein Thier zu seyn. Sie folgen ihrem Instinkt, und erfüllen den Endzweck der Natur, ohne den Ungemächlichkeiten ausgesetzt zu seyn, die sich der Mensch selbst macht. Unser Instinkt ist die Liebe, das Band der menschlichen Gesellschaft, die edelste von allen unsern Empfindungen.

Die Liebe, die schönste unserer Leidenschaften, wenn man sie so nennen darf, ist nur allein das Looß vernünftiger Geschöpfe, und macht die Glückseligkeit unseres Lebens aus. Unglückliche Sterbliche, die ihr den unschätzbaren Verzug der Menschheit verkennt! Elende Unempfindliche, deren unfühlbare Seele die süssen Regungen einer tugendhaften Liebe nicht zu empfinden vermag, wie wenig beneide ich euer scheinbares Glück. Traurig und unschmackhaft fließt euer Leben dahin, und kaum verdient ihr es, Menschen zu seyn!

Wie glücklich würden nicht alle Ehen in der Welt ausfallen, wenn eine vernünftige Liebe allezeit das Band zwischen zwey Personen knüpfte, deren Seelen schon ohnehin durch eine gewisse Harmonie verbunden sind. Wenn ich sage, eine vernünftige Liebe, so wird man von selbst begreiffen, daß ich darunter nicht diejenige aufbrausende und ungemessene Leidenschaft eines feurigen Jünglings, oder eines unerfahrnen Mädgens verstehe, die mehr von einem verliebten Schwindel betäubt, als von der wahren Liebe gerührt, nur blos ihren sinnlichen Empfindungen Gehör geben. Es ist

immer ein Glück, und ein bloser ungefehrer Zufall, wenn dergleichen Ehen gerathen, die sich auf nichts anders, als auf das sinnliche Vergnügen gründen. Ein Vergnügen, das auf unser ganzes Leben fortdauren soll, muß auf einen bessern Grund gebauet seyn, oder es wird uns bald zum Eckel werden. Philander, ein reizender Jüngling, sieht die schöne Elmire. Kaum hat er seine Augen einige Minuten lang auf selbige geheftet, als er schon von einer erhitzten Einbildungskraft hingerissen, einer ausschweifenden Leidenschaft Gehör giebt. Er nennt seine Empfindungen Liebe. Philander irret sich; es ist nur ein thierischer Instinkt. Elmire findet ihren Liebhaber gleich bey dem ersten Anblick eben so liebenswürdig, als er sie. Beyde entdecken sich ihre Gedanken, und da keine Hindernisse im Wege sind, so sehen sie ihre Wünsche in kurzem erfüllt. Wenige Tage waren hinreichend, ihre Vernunft zurück zu bringen. Sie besinnen sich, und ob sie gleich durch das genaueste Band mit einander verknüpft sind, so kommen sie sich doch anjetzt einander ganz fremde und unbekannt vor. Philander erschrickt, und Elmire wird tiefsinnig. Gleich als Menschen, die aus einem

Traume erwachen, schauen sie mißtrauisch und furchtsam umher, und erzittern für den Folgen einer übereilten That. Noch niemals hatten sie an die Wichtigkeit einer Verbindung gedacht, die sie auf zeitlebens glücklich oder unglücklich machen solte. Keines von beyden wollte es zuerst wagen, dem andern seine Gedanken zu ereröfnen. Philander hat indessen ein redliches Herz, und Elmire ist tugendhaft. Nach und nach lernen sie sich kennen, und jetzt fangen ihre Seelen erst an, einander zu lieben. Bis dahin liebten sich nur ihre Körper. Wie wenn nun aber Philander kein redliches Herz gehabt, und Elmire nicht tugendhaft gewesen wäre?

Ich habe einen Freund, der sich auf eben die Art verheirathete als Philander. Er war aber nicht so glücklich. Von der äussern Schönheit seiner Lucinde berauscht, taumelte er in die Arme seiner vermeynten Göttin, und wußte sein Glück nicht genug zu preisen. Ich warnte ihn, aber vergeblich. Seine Blicke waren nur an das äussere der Lucinde geheftet; bis in das Herz derselben trafen sie nicht. Die Vorstellung des zu erwartenden sinnlichen Vergnügens, machte ihn gegen alles übrige

fühllos, und er sezte es als eine Wahrheit voraus, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne. Mein armer Freund! Ich hatte Mitleiden mit ihm; da er sich aber einmal dem unüberwindlichen Strome der Leidenschaften überlassen, so war ihm nicht mehr zu helfen. Ich versuchte es, seine Vernunft zurückzurufen; aber vergebens. Er fand sich endlich beleidiget, und ich mußte ihn seinem Schicksale überlassen. Wie dauert er mich jetzt. Kaum waren die ersten Augenblicke des Vergnügens vorüber, als er seinen Betrug wahrnahm. Lucinde ist gar keine Frau vor ihn. Ihr Gemüthscharacter ist ganz von dem seinigen unterschieden. Jetzt sieht er sie ohne Maske. Das schöne Gesicht, das feurige Auge, und der lebhafte Busen reizen ihn nicht mehr. Er sucht würdigere und dauerhaftere Gegenstände seiner Liebe. Er sieht durch alles hindurch, bis ins Herz. Er glaubt sich wenigstens hier zu finden; es ist aber leer. Das Herz der Lucinde war nicht gebildet, um meinem Freunde zu gefallen. Lauter entgegen gesetzte Neigungen machen ihren Umgang mit einander unerträglich. Alles ist bey ihnen Widerspruch, und beyde verwünschen den Tag, an welchem eine blinde

Leidenschaft zwey Personen unglücklich gemacht, die eine jede für sich, vielleicht in einer andern Verbindung hätten glücklich seyn können. Zwey Menschen können öfters, ein jeder für sich genommen, von einem sehr guten Character seyn. Ihre Denkungsart ist aber ganz verschieden; sie schicken sich also im Umgange nicht zusammen, und wenn sie einmal durch eine Uebereilung zu einem ewigen Umgange verdammt sind, so werden sie beyde unglücklich seyn.

Wie viel traurige Beyspiele, und wie viel betrübte Folgen, von dergleichen Ehen, die blos in der ersten Hitze der Leidenschaften geschlossen und vollzogen worden, siehet man nicht täglich vor Augen. Wilhelmine war ein junges Frauenzimmer, deren Schönheit und Tugend die Augen der ganzen Welt auf sich zog. Sie besaß einen durchdringenden Verstand. Alles war reizend an ihr, bis auf die geringsten Gebehrden. Sie hatte das beste und gefälligste Herz, und wer sie nur sahe, der bewunderte sie. Bey allen diesen Vollkommenheiten war sie von einem etwas zu munteren und allzulebhaften Temperamente. Ihre Jugend und Unerfahrenheit muste sie aber entschuldigen. Zanty, ein Jüngling, der

der in einem wohlgebaueten Körper, die häßlichste Seele, und unter einer bezaubernden Gefälligkeit, die niederträchtigste Bosheit verbarg, Zanty hatte das Glück, der schönen Wilhelmine zu gefallen. Sie empfand die Regungen der Liebe zum erstenmal, und sie empfand selbige um so viel heftiger, da sie auf einen Gegenstand gefallen war, der alle Vortheile in acht zu nehmen wußte, wodurch sie nur immer angefeuret werden kan. Die Liebe artete endlich in eine heftige Leidenschaft aus, und Wilhelmine würde sich für die unglücklichste Person von der Welt gehalten haben, wenn sie nicht mit Zanty vermählt worden wäre. Hätte sie nur noch einige Monate gewartet, so würde vielleicht der Nebel vor ihren Augen in etwas verschwunden seyn, und sie Gelegenheit gefunden haben, einen Blick in das Herz ihres Liebhabers zu thun. Sie folgte aber blos ihrer Leidenschaft, ohnerachtet aller Warnungen ihrer besten Freunde, und sie sahe ihren Irrthum nicht eher ein, als bis es zu späte war. Die schlechte Begegnung, die sie von ihrem Gemahl erdulden muste, und der innere Gram, machten ihrem unglücklichen Leben bald ein Ende. Sie starb, und hinterlies ihrer einzigen Tochter

 die

die Lehre, dereinst in der Wahl ihres Gatten behutsamer und weniger voreilig zu seyn.

So traurig auch dergleichen Begebenheiten sind, so viel Ursache hat man doch, die unglücklichen Personen zu entschuldigen. Unerfahrenheit und Uebereilung war ihr ganzes Verbrechen. Sie verdienen mehr Mitleiden als Tadel. Was soll man aber von denen sagen, die bey reiferen Jahren, und bey besserem Verstande, blos aus unlauteren oder gar niederträchtigen Absichten, sich selbst und andere unglücklich machen? Betrübte Ehen, wo Geitz und Hochmuth sich unter dem Mantel der Liebe verstecken, und wo ein unschuldiges Herz gezwungen, das Schlachtopfer verabscheuungswürdiger Leidenschaften werden müssen. Crispin ein unbarmherziger Wucherer, der sich von dem Schweiße bedrängter Mitbürger bereichert, und der bey den Thränen nothleidender Wittwen ungerührt, nur für sich und seinen Geldkasten sorgt, Crispin rechnet sorgfältig aus, daß es ihm sehr zuträglich seyn werde, wenn er sein Vermögen durch ein ansehnliches Heyrathsgut vermehren könne. Er geht die ganze Liste des unverheiratheten Frauenzimmers durch, und bleibt endlich

lich bey Athalien stehen, die seiner Meynung nach die beste Parthey für ihn wäre. Eine Frau zu nehmen ist eigentlich zu reden, in seinen Augen eine Thorheit; aber funfzig tausend Gulden sind schon der Mühe werth, eine Thorheit zu begehen. Zu seinem Glücke findet er die Eltern der Athalie mit sich von einerley Denkungsart. Hat er also wohl Ursache, zu zweifeln, daß er in seiner Liebe glücklich seyn werde? Die arme Athalie widersetzt sich vergebens. Weder ihre Thränen, noch ihr fußfälliges Bitten, sind vermögend, das Herz ihrer Eltern zu erweichen. Sie muß ein Opfer des Geitzes werden, und man sucht sie damit zu trösten, daß sie wenigstens reich seyn werde, wenn sie gleich nicht vergnügt seyn könne. Ist es wohl ein Wunder, wenn dergleichen Ehen tausend Unordnungen verursachen, dawider die Religion und Sittenlehre vergebens eifern? Crispin, der nur das Vermögen der Athalie geheirathet, betrachtet anjetzt seine Gattin als ein beschwerliches und unnützes Hausgeräthe, dessen Unterhaltung ihm jährlich ein ansehnliches von seinen Interessen wegnimmt. Er wünschte ihrer auf eine gute Art los zu seyn, und wenn er ihr ja noch mit einiger Höflichkeit und Zurückhaltung begegnet, so ist es

nur deswegen, weil er noch künftig von ihren Eltern etwas zu erwarten hat. Athalie war tugendhaft, so lange sie sich in dem Hause ihrer Eltern befand. Sie war es auch noch in den ersten Jahren ihrer Ehe. Verdruß und Mißvergnügen leiteten sie endlich allgemach auf Abwege. Sie suchte in andern Gesellschaften das Vergnügen, welches sie in ihrem eigenen Hause und in dem Umgange mit ihrem unempfindlichen Manne nicht fand. Athalie war schön, es fehlte ihr deshalb nicht an Anbeteren. Sie stritte lange mit der Tugend, und wenn sie endlich sich den Ausschweiffungen überließ, so geschahe es nicht sowohl aus einer Neigung zum Laster, als vielmehr aus einer Art von Rache. Jetzt ist das Haus des Crispin ein Muster der Unordnung. Athalie versagt sich nichts, und verschwendet wo sie nur kan. Ihrem Manne begegnet sie mit Verachtung, weil sie ihn als das Werkzeug ihres Unglücks betrachtet, und mitten in ihren Ausschweifungen verflucht sie doch denjenigen, der sie zuerst dazu veranlasset. Athalie hätte jemand anders glücklich machen können, wenn man sie in der Wahl eines Ehegatten blos ihrer Neigung überlassen wollen; sie ist aber nunmehro selbst unglücklich, da sie ihr

Leben in der Gesellschaft eines Mannes zubringen muß, der ihrer Liebe so wenig würdig ist, als er selbst jemals die geringste zärtliche Neigung für sie empfunden.

So sehr wir uns selbst in der Wahl einer Person irren können, mit der wir eine der genauesten Verbindungen einzugehen gedenken, und so verdrieslich es ist, wenn wir uns wirklich geirret, und ausser Stande gesetzt sehen, unseren Irrthum zu verbessern, eben so und noch weit verdrieslicher muß es seyn, wenn entweder unsere Geburt oder Stand, oder andere äussere Umstände, oder wohl gar Gewalt uns verhindern, bey dieser gefährlichen Wahl unsere Neigung zu Rathe zu ziehen. Wir stehen in einer sehr wahrscheinlichen Gefahr zu fehlen, wenn wir ohne unsere Vernunft zu Rathe zu ziehen, gleich in der ersten Hitze, nur unserer Neigung folgen; es wird aber auch sehr selten eine Ehe gerathen, die blos auf Vernunft gebauet war. Die Liebe ist das Salz in der Ehe, wodurch verhindert wird, daß die durch den beständigen Umgang endlich erkaltende Freundschaft, nicht in eine gänzliche Gleichgültigkeit ausartet. Ohne Liebe ist keine Freundschaft; so bald sich zwey Personen im Umgang einander

gefallen, so ist schon eine gewisse Neigung vorhanden, die von der Vernunft gar nicht abhängt. Woher käme es sonst, daß wir auch öfters gewissen Menschen unsere Zuneigung nicht versagen können, wenn gleich die Vernunft fordert, daß wir sie meiden und verabscheuen sollen. Eine Ehe, die ohne Neigung eingegangen wird, muß wenn sie nicht ganz unglücklich ausfällt, wenigstens nicht sehr vergnügt seyn.

Grosse Herren sind in diesem Stücke am schlechtesten daran. Selten erlauben es die Grundsätze des Staats, daß der Herr seinen Neigungen in der Wahl einer Gemahlin folge. Oefters erfordern es eben diese Grundsätze, daß der Prinz sich vermählen, und auch wider Willen, seine Empfindungen, sich selbst und seine künftige Gemahlin dem Staate aufopfern muß. Hier wird alles durch die Vernunft und Klugheit bestimmt; das Herz wird dabey nicht gefragt, und grosse Herren können sich doppelt glücklich schätzen, wenn sie in ihrer Ehe dasjenige Vergnügen geniessen, das nur allein ein auf Liebe gegründeter vertraulicher Umgang geben kan.

Der

Der Zwang in der Liebe hat fast immer traurige Folgen.

Trafico war ein Mann, der sich durch den Handel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Seine Familie bestand aus vier Töchtern, auf deren Erziehung er alle mögliche Sorgfalt wendete. Er ließ ihnen alles lernen, was ein Frauenzimmer wissen muß, wenn es ausser der Schönheit auch den Ruhm bey der vernünftigen Welt behaupten will, daß es witzig und artig sey. Sein Geld und seine Bemühungen wurden nicht vergeblich angewandt; die ganze Stadt war mit der Aufführung seiner Töchter zufrieden, und man hörte nicht selten, daß andere Eltern ihren Kindern dieselbe als Muster zur Nachahmung vorstellten. Die beyden ältesten hatten bereits die Jahre erreichet, in welchen die Eltern Ursache zu haben glauben, auf die Tugend ihrer Töchter mißtrauisch zu werden, und sie durch eine vortheilhafte Heirath den gefährlichen Versuchungen zu entziehen, darin

so viele, wo nicht gänzlich unterliegen, doch wenigstens unersetzlichen Schiffbruch leiden. Trafico hielt über diese Materie ein sehr ernstliches Gespräch mit seiner Frauen, die eben so geldgierig war, als ihr Mann ehrgeitzig; sie liessen alle Wittmänner und unverheirathete Mannspersonen in der Stadt die Revůe passiren, um daraus einige in ihren Gedanken zu erwehlen, die angesehen und reich genug wären, der Ehre zu geniessen, sich ihre Schwiegersöhne zu nennen, allein diese Berathschlagung wurde für diesesmal ohne endliche Entscheidung aufgehoben.

Ein gewißer reicher Advokat, dem sein groses Vermögen nebst verschiedenen kritischen Proceßen, die er gewonnen, den Ruhm eines ehrlichen Mannes erworben, und der den grösten Theil seiner Tugenden und Verdienste in seinem Geldkasten eingeschlossen hielt, hatte schon seit einiger Zeit den Entschluß gefaßt, die älteste Tochter des Trafico glücklich zu machen; er hatte zu dem Ende ein prächtiges Haus bauen lassen, um darin mit mehrerem Anstand einen Schatz zu besitzen, den er in seinen Gedanken schon eben so hoch hielt, als

die Intereßen, die er von ihrer Aussteuer zu ziehen gedachte. Dieses schöne Gefängniß war endlich fertig, und er entschloß sich nunmehro dem Hn. Trafico die Visite zn machen, und ihn um seine älteste Tochter anzusprechen. Er ward sehr freundlich empfangen, und da man ihn als eine gute Parthei ausgerechnet hatte, so machte man keine Schwierigkeit, ihm den Besitz einer Person zu versichern, deren Schicksal man bestimmen zu können, glaubte, ohne nöthig zu haben, sie selbst um Rath zu fragen. Als der Contract fertig war, ließ man Agathen, dies war der Name der ältesten Tochter, rufen, und Trafico eröfnete ihr in wenig Worten, daß sie inskünftige den Herrn Rabulius, (so hieß der Advocat,) als ihren Bräutigam ansehen müsse. Agathe erschrak hierüber nicht wenig; sie betrachtete den Hn. Rabulius von oben bis unten, und fand ihn so eckelhaft in ihren Augen, daß sie sich kaum des Lachens enthalten konnte. Sie war indessen gewohnt zu gehorsamen, und unterstand sich also für dismal nicht ihre Gedanken zu eröfnen. Ihre ganze Antwort bestand darin, daß sie es beständig für ihre Pflicht gehalten, den Willen ihrer Eltern aufs ge-

genaueste zu erfüllen, sie hoffe indessen, man werde in einer so wichtigen Sache ihr die gehörige Zeit vergönnen, und nicht verlangen, daß sie sich darin übereile. Was bedenken, rief die Mutter der Agathe aus, der Herr Rabulius hat uns die Ehre gethan, uns um dich anzusprechen, und er ist ein Mann, der sich für dich schickt, und der auch eine Frau glücklich machen kan; Unser Herr Gott will es so haben; wir haben in unserm Leben nicht auf ihn gedacht; er kommt heute unvermuthet, da wir es uns am wenigsten versahen, und wir haben es mit Gott beschlossen. Woltest du dich darauf wohl bedenken? das wäre artig. Nein, nein, Herr Rabulius kehren sie sich daran nicht, die Mädgen stellen sich anfänglich immer etwas blöde, sie wird sich schon geben. Nicht wahr Agathe? Sie befahl darauf, daß sich Agathe neben ihrem künftigen Gemahl niedersetzen, und sich von ihm liebkosen lassen sollte. Diese gehorchte dem Befehl ihrer Mutter, wiewohl mit dem grösten Verdruß, um so viel mehr, da sie sahe, daß die Sache schon so ernstlich geworden, und der Contract schon richtig war. Der Advokat mußte diesen Abend zum Essen da bleiben, und Agathe hatte also

Zeit

Zeit genug ihren Liebhaber zu betrachten, und seine schlechte Denkungsart zu prüfen. Als er des Abends weggegangen war, begab sie sich wieder in ihrer Eltern Zimmer, und fieng an zu versuchen, ob sie dieselben dahin bewegen könnte, ihr keinen Zwang anzuthun. Sie wandte alle ihre Beredsamkeit an, allein es war vergebens; alle Schmeicheleyen, alles Bitten, ja selbst ihre Thränen hatten keine andere Wirkung, als daß ihr ihr Ungehorsam aufs härteste verwiesen, und ihr anbefohlen ward, nicht ein Wort mehr davon zu sprechen. Sie verließ also ihrer Eltern Zimmer mit dem traurigen Trost, daß sie in kurzem wo nicht glücklich, doch reich seyn sollte. Sie war viel zu klug, als daß sie die traurigen Folgen von einer Verbindung nicht eingesehen hätte, die mehr Eigennutz als Liebe zum Grunde hatte, und das elende Leben, welches sie künftig mit einem Manne, führen solte, für den sie nicht die geringste Achtung hatte, stellte sich ihrem Gemüthe so lebhaft vor, daß sie endlich den festen Entschluß faßte, lieber für diesmal ungehorsam zu seyn, als sich selbst auf Zeitlebens unglücklich zu machen. Sie versuchte indessen noch öfters ihre Eltern zum Mitleiden zu bewegen,

als-

allein sie waren unerbittlich, und Agathe, da sie sahe, daß sie nichts ausrichteu konnte, fiel sie auf die Gedanken, ihrer Eltern Haus zu verlassen, und lieber ihr Brod mit ihren Händen zu verdienen.

Es traf sich zur selbigen Zeit, daß Trufico einen Uhrmacher nöthig hatte, um an einer grosen Singuhr, die in der Agathe Zimmer hieng, etwas zu bessern. Er schickte zu einen berühmten Meister in dieser Kunst, der ihm einen seiner besten Gesellen sandte, um das Werk wieder im Stand zu bringen. Dis war ein Mensch von etlich und zwanzig Jahren, wohlgewachsen und von einem sehr artigen und freundlichen Wesen. Von seinen Reisen durch verschiedene Länder, hatte er den Vortheil gezogen, daß er es nicht nur in seiner Kunst zu einer grosen Geschicklichkeit gebracht, sondern auch seine Sitten durch den Umgang mit so vielen verschiedenen Menschen so wohl verbessert, daß man ihn vor einen vollkommenen belebten Mann hielt. Cleodon, dis war sein Name, fand die Agathe, die mehrentheils bey seiner Arbeit gegenwärtig war, so artig und liebenswürdig, daß er öfters in seinem Herzen

wünsch-

wünschte, einmal ein solches Frauenzimmer zu seiner Ehegattin zu haben, und Agathe ihrerseits fand den Cleodon so angenehm in seinem Wesen, daß sie viel darum gegeben hätte, wenn er an des Advocaten Stelle gewesen wäre. Wie unglücklich, dachte sie bey sich selbst, bin ich nicht, und wie unverantwortlich handeln nicht meine Eltern, daß sie mich an einen Mann verkaufen, den ich ohnerachtet alles seines Vermögens nicht lieben kann, und bey dem ich meine besten Jahre in Kummer und Gram hinbringen soll, da ich vielleicht mit einem weit schlechtern und weniger reichen Mann vergnügt leben, und den Himmel auf Erden haben würde. Sie konnte sich nicht enthalten bey diesen Gedanken, einen tiefen Seufzer auszustossen, und Cleodon war dreiste genug sie nach der Ursache desselben zu fragen. Sie machte ihm kein Geheimniß daraus, sondern erzehlte ihm alles was in ihrem Herzen vorgieng, und wie sehr sie eine Verbindung verabscheue, wobey das Interesse die Hauptabsicht sey. Ich weiß, sagte sie keinen andern Rath als das Haus meiner Eltern heimlich zu verlassen; ich zittere wenn ich

daran gedenke. Noch niemals habe ich die Schranken der Ehrfurcht und des Gehorsams übertreten; noch niemals habe ich einen Schritt gethan, der meinen guten Namen hätte kränken können: Allein die Grausamkeit derjenigen zwingt mich dazu, die durch den Schein nichtiger Vortheile so sehr verblendet sind, daß sie die Grube nicht sehen, darinn sie ihr eigenes Kind stürzen wollen. Sie fieng bey diesen Worten an, bitterlich zu weinen, und Cleodon, der von Natur ein zärtliches Herz hatte, fand sich dadurch so gerührt, daß er sich selbst der Thränen nicht enthalten konnte. Sein Herz pochte, und er empfand in diesem Augenblick alles dasjenige, was nur Großmuth und Menschenliebe in einer tugendhaften Seele hervorbringen kan.

Von Mitleiden beweget, und von der Liebe aufgemuntert, gieng er und warf sich zu ihren Füssen. Schönste Agathe, sagte er, auch den geringsten von meinen Blutstropfen will ich gerne aufopfern, ihnen zu dienen, und wollte GOtt, daß sie sich entschliessen könnten, ein Schicksal mit mir zu theilen,

das vielleicht beneidungswürdiger ist, als das Glück der Großen. Ich bin ein Künstler, der mit seiner Hände-Werk so viel verdienet, daß er dafur ein gemächliches Leben führen kann. Machen Sie mich glücklich, und geben Sie mir Ihre Hand, ich werde Ihnen niemals Gelegenheit geben, es zu bereuen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen ein ansehnliches Glück zu machen, allein ich bin im Stande, Sie zu ernähren. Meine Arbeit wird mir noch einmal so geschwinde von statten gehen, wenn ich erst weiß, daß ich für Sie arbeite. Ich bin nicht Willens, Sie zu verführen; allein da Sie doch einmal entschlossen sind, Ihres Vaters Haus zu verlassen, so glaube ich doch, daß Sie besser thun, wenn Sie mir folgen, als daß Sie sich einem ungewissen Schicksale anvertrauen. Entschliessen Sie sich, wir wollen noch heute diese Stadt verlassen; wir wollen uns nach einem andern Ort hinbegeben, und uns durch das Band der Ehe vereinigen. Ich hoffe, daß unser Leben eine Reihe von Glückseligkeit und Vergnügen seyn soll.

Agathe war nicht wenig über diesen Antrag betreten; ihr Gemüth war aber zu sehr

beunruhiget, als daß sie sich die Gefahr eines solchen Unternehmens lebhaftig genug hätte vorstellen können; Cleodon hatte ihr von dem ersten Augenblik an gefallen, seine Liebe schien ihr aufrichtig zu seyn, der Advokat, die bevorstehende Verbindung mit demselben, das verdriesliche Leben in dem Umgange einer Person, die man nicht liebt, alle diese Umstände machten sie so verwirrt, so furchtsam und zu gleicher Zeit so kühn, daß sie dem Cleodon ihr Wort gab, sich noch denselben Abend in seine Hände zu liefern.

Sie redeten mit einander ab, um welche Stunde sie Cleodon vor der Thüre ihres Hauses erwarten solte, und dieser eilete, um seine Sachen darnach einzurichten, daß er noch denselben Abend diese Stadt verlassen könne. Er fand sich zur bestimmten Zeit ein, und Agathe ließ ihn nicht lange warten. Er hatte ohngefehr eine Viertelstunde, nicht ferne von ihres Vaters Hause gestanden, als er sie mit einem Päckchen unter dem Arm ankommen sahe, worinn sie etwas weniges von ihrer Wäsche trug. Cleodon hatte einen Wagen bestellt, und sie begaben sich denselben

selben Augenblick auf den Weg. Sein Betragen unter Weges war so bescheiden, daß Agathe nicht die geringste Ursache hatte, sich darüber zu beschweren. Sie kamen nach einigen Tagereisen glücklich in der Stadt an, die sie zu ihrem künftigen Aufenthalt bestimmt hatten. Das erste was sie thaten, war, daß sie sich öffentlich verehelichten, wozu man in Holland nur gar wenig Umstände nöthig hat, und da Cleodon schon vordem in dieser Stadt gewesen, und folglich bekannt war, so fehlte es ihm nicht an Arbeit. Mit dem wenigen Gelde, welches sie mitgebracht hatten, richteten sie ihre kleine Wirthschaft ein, und waren dabey so vergnügt, als wenn sie ein Königreich besessen hätten.

Agathe war kaum eine Stunde aus ihrer Eltern Hause gewesen, als man sie vermißt. Man glaubte anfänglich, daß sie etwa zu einer ihrer Bekannten gegangen sey; da es aber endlich spät wurde, und sie sich nicht wieder einstellte, so fiengen die Eltern an besorgt um sie zu werden. Sie liessen sie in der ganzen Stadt suchen, es

wußte ihnen aber niemand zu sagen, wo sie geblieben sey. Acht Tage hatten sie bereits in der grösten Betrübniß zugebracht, als sie einen Brief von Agathen erhielten, darinn sie ihnen kürzlich meldete, daß sie sich in Cleodons Armen befände, und glücklicher wäre, als sie jemals bey dem Herrn Rabulius hätte werden können. Sie gestand ihren Fehler, und bath um Verzeihung, welche sie um desto eher zu erlangen hoffete, weil ihre Eltern, durch einen unbilligen Zwang sie selbst zu diesem Fehltritt genöthiget. Trafico wollte bey dieser Nachricht rasend werden, und seine Frau schäumte vor Bosheit. Alle Liebe, die sie bishero gegen ihr Kind geheget, verwandelte sich in Wuth. Man schickte sogleich zu dem Advocaten, der bey seinem Gewissen schwor, daß er diesen Schimpf nicht ungerochen lassen wolle. Das erste was wider Agathen beschlossen wurde, war, daß sie dieselbe förmlich enterbten, und der Vater erklärte sich, daß er dasjenige, was er Agathen zum Heirathsgut zugedacht, ihrer ältesten Schwester zu dem ihrigen zulegen wolle. Dieses war ein so angenehmer Ton in des Rabulius Ohren, daß er augenblicklich die un-

undankbare Agathe vergaß, und sich entschloß, ihre Schwester Felicia an deren Stelle zu nehmen. Man darf sich hierüber nicht wundern, denn da er nur sein Augenmerk aufs Geld gerichtet hatte, so waren ihm die Personen sehr gleichgültig. Der Heirathscontract mit Felicien ward noch denselbigen Abend geschlossen, und damit man wegen ihrer Person nicht besorgt seyn dürfte, so ward ihr selbst hievon nichts entdeckt. Sie erfuhr auch wirklich nichts eher davon, als den Tag vor ihrer Trauung, und mußte sich als ein geduldiges Schaf zur Schlachtbank führen lassen.

Agathe ward selbst von ihrer Schwester von allem demjenigen, was in ihres Vaters Hause vorgegangen, benachrichtiget. Sie war über die Enterbung weniger betrübt, als über das Schicksal ihrer Schwester, und die Folge lehrete, daß sie nicht Unrecht gehabt. Es war unter Trafico und Rabulius ausgemacht, daß ersterer die Helfte der Mitgabe gleich bey der Hochzeit bezahlen, die andere Helfte aber noch zwey Jahre in seiner Handlung behalten sollte. Ohngefehr ein Jahr nach diesem geschlossenen Contract, hatte Tra-

fico das Unglück, daß er durch verschiedene Fallimente und verunglückte Schiffe, in die Umstände gesetzt wurde, daß er sich selbst insolvent erklären, und sein Haus mit dem Rücken ansehen mußte. Rabulius, der die Hypothek auf das Haus genommen hatte, war der erste, der ihn daraus vertrieb, und der alle Gläubiger wider ihn aufhetzte. Sie waren seit einiger Zeit Unfreunde, weil Felicia schon zu verschiedenenmalen über die schlechte Begegnung ihres Mannes, bey ihren Eltern die bittersten Klagen geführet. Alle diese Umstände hatten dem Trafico, der von Natur ehrgeitzig war, den Kopf so verwirrt gemacht, daß er auf die verzweifelsten Gedanken gerieth. An einem Abend, als er ganz melancholisch in seinem Zimmer saß, besuchte ihn der Herr Rabulius, und brachte ihm die Nachricht, daß wenn er nicht gewisse Procente bezahlen könnte, man sich seiner Person bemächtigen würde. Trafico war bey dieser Nachricht ausser sich; er warf seinem Schwiegersohn sein niederträchtiges und schändliches Verfahren mit den härtesten Worten für; sie geriethen darüber in einen heftigen Streit, der so weit gieng, daß Trafico nach

dem Stock griff, um dem Rabulius damit die Thüre zu weisen; Dieser griff in der Hitze nach dem Degen, um sich damit zu wehren; allein Trafico, riß ihm denselben aus den Händen und gab ihm damit einen tödlichen Stich, woran er nach Verlauf einiger Stunden seinen Geist aufgab. Trafico hatte keine Zeit übrig, er machte sich die Nacht zu Nutze, und gieng nach Amsterdam. Hier begab er sich auf ein Ostindisches Schiff, und man hat seit der Zeit weiter keine Nachricht von ihm erhalten.

Man kann sich leicht vorstellen, was diese unglückliche Begebenheit für Schrecken und Unordnung in dieser Familie angerichtet. Die Frau Trafico mit ihren zwey unmündigen Töchtern waren untröstbar, und sie verfluchten mehr als hundertmal den Tag, da sie ihr und ihrer Kinder Unglück unterzeichnet; die Wittwe des Rabulius beweinte den Verlust ihres Vaters, und war nicht unempfindlich bey dem traurigen Ende ihres Mannes. Sie sahe ihre Mutter und ihre Schwestern in denen elendesten Umständen, ohne Mann, ohne Geld, und von aller menschlichen Hülfe ganz entblößt; sie glaubte

indessen, daß sie so viel von dem Vermögen ihres Mannes erhalten würde, daß sie im Stande wäre, dieser unglücklichen Familie unter die Arme zu greiffen; allein die Freunde und Verwandten des Rabulius ließen ihr, da sie noch keine Kinder hatte, nicht das geringste davon zukommen, so daß sie sich selbst von allem entblößt und in der äussersten Armuth befand.

Agathe die während der Zeit in den glücklichsten Umständen lebte, hatte von allen diesen betrübten Umständen nicht das geringste gehört, und sie erstaunte nicht wenig, als sie durch ihre Schwester davon benachrichtiget ward. Wehmuth und Mitleiden erfüllten auf einmal ihre großmüthige Seele. Ich muß hin, sagte sie zu ihrem Manne, meiner nothleidenden Familie beyzustehen. Dem Himmel sey es gedankt, der mich wider meiner Eltern Willen in die Umstände gesetzt, daß ich im Stande bin, ihnen zu zeigen, daß ich mich ihrer Liebe noch nicht unwürdig gemacht. Ich will mein Glück mit ihnen theilen, ja ich will lieber selbst nothleiden, als diejenigen verschmachten sehen, von deren Wohlfahrt meine eigene Ruhe abhängt.

Cleodon war viel zu großmüthig, als daß er diese Denkungsart nicht billigen sollte, und er schlug Agathen vor, daß sie ihre Mutter nebst ihren Schwestern zu bereden suchen sollte, bey ihnen zu wohnen, und ihm die Sorge für ihren künftigen Unterhalt zu überlassen. Sie begab sich auf den Weg, und es geschahe nicht ohne Vergiessung vieler Thränen, daß sie sich in die Arme ihrer Mutter warf, und von ihren Schwestern die aufrichtigsten Liebkosungen erhielt. Dieses war eine rührende Scene, sie weinten eine lange Zeit ohne ein Wort zu sprechen. Agathe öfnete zuerst den Mund. Sie sehen, sagte sie, geliebteste Mutter, ihre ungehorsame Tochter, die sie ihrer Liebe nicht mehr würdig geachtet. Weder die Reue über mein Verbrechen, noch die Hofnung einiges Gewinnstes hat mich hieher gebracht; ich bin gekommen, ihnen meine Hülfe anzubieten, und wünsche nur, daß sie dieselbe nicht verachten mögen. Verlassen sie den Ort, worinn sie so vieles verlohren haben. Folgen sie mir, ich bin vermögend genug, ihnen und ihrer Familie ihr Schicksal erträglicher zu machen; ich will ihnen keine Vorwürfe machen, allein ich glaube, daß sie Ursache haben, dem

dem Himmel dafür zu danken, daß er ihnen eine ungehorsame aber keine undankbare Tochter gegeben.

Agathe verließ darauf mit ihrer Familie ihren Geburtsort, und brachte selbige zu ihrem Manne, der sie mit vielen Freudenbezeugungen empfieng, und sich alle ersinnliche Mühe gab, ihnen ihren Aufenthalt in seinem Hause bequem und angenehm zu machen. Agathens Mutter starb kurze Zeit darauf. Felicia ward an einen wohlhabenden Bildhauer sehr vortheilhaft und glücklich verheirathet, und die zwey andern Schwestern, die noch jung sind, geniessen in Cleodons Hause eben die Erziehung die er seinen eigenen Kindern zu geben im Stande ist.

Der Philosoph,
Eine türkische Geschichte.

Ismael Kulosky war ein eifriger Muselmann, und lebte glücklich und vergnügt. Ein Sohn von achtzehn Jahren, zwey muntere Weiber und ein halb Dutzend schöne und junge Sclavinnen machten sein ganzes Hauswesen aus. Für einen Mann von sechszig Jahren, der noch dazu ein Weltweiser war, gieng es schon an. Hier zu Lande würde sich mancher gerne mit der Hälfte begnügen. Er liebte indessen als ein Türke, und wenn er noch einmal so viel Weiber und Sclavinnen gehabt hätte, so würde ihn dieses nicht gehindert haben, seiner Neigung zum Studiren zu folgen. Die Erziehung seines Sohnes war sein Hauptgeschäfte, und da die Zeit herannahete, daß er selbigen von Hause lassen mußte, so wollte er ihm alle die Lehren, welche er ihm von Jugend auf einzuprägen gesucht, aufs neue zum unvergeßlichen Andenken einschärfen. Eines Tages nahm

nahm er ihn mit sich an einen einsamen Ort, und nachdem er ihn aufs zärtlichste umarmt, setzten sie sich unter einem Mirthenbaum, wo der alte Ismael sich folgendermassen verneh-men ließ:

Du weißt, mein Sohn, daß ich ein Phi-losoph bin, und daß mein einziger Wunsch dahin gehet, daß du auch ein Philosoph wer-den mögest. Ich bin Willens, dich nach Con-stantinopel zu meinem Bruder zu schicken, der daselbst Bacha von drey Roßschweifen ist. Du wirst bey diesem deinem Oheim Gelegenheit haben, die Welt und die Sitten unsers Jahr-hundert kennen zu lernen. Man muß alles selbst mit seinen eigenen Augen sehen, wenn man sich richtige Begriffe machen will. Wenn dir etwa ein widriger Zufall begegnen solte, so must du dich niemals ausserordentlich darüber betrüben; es giebt gar kein phisika-lisches Uebel auf der Welt. Der Weise wird im Unglück nicht niedergeschlagen noch ver-zagt, und in der Freude schweift er nicht aus. Hüte dich für einem jeden Ausbruch heftiger Leidenschaften. Deine Seele gleicht einem polirten Marmor, deren Oberfläche nie durch

den unlauteren Aushauch der Leidenschaften verdunkelt werden muß. Mache dich auf alle widrige Zufälle, die dir begegnen können, im voraus gefaßt. Ein Weiser muß sich im Glück und Unglück immer gleich seyn. Wundre dich entweder über gar nichts in der Welt, oder wundre dich über alles. Liebe deine Nebenmenschen, aber traue ihnen nicht. Du wirst wohl thun, wenn du dich um einen Freund bewirbest; prüfe ihn aber zuvor, ehe du ihm dein ganzes Vertrauen schenkst. Für allen Dingen, mein Sohn, sey verschwiegen, nüchtern und mäßig. Ich weiß zwar nicht, auf was Art die Materie auf den Geist und auf unsern Verstand wirken kan; so viel aber weiß ich, daß man durch den häuffigen Gebrauch der starken Getränke seinen Verstand verlieret. Bediene dich aller Dinge in der Welt mit Maße, und verlange nichts mehr, als was du nothwendig branchst. — Mein Sohn, du kennest das weibliche Geschlecht noch nicht. Das Frauenzimmer ist gefährlich; es ist dazu gebohren, entweder selbst Sclavinnen zu seyn, oder uns zu Sclaven zu machen. Wenn du die Herrschaft über sie behalten willst, so must du dich in keine derselben verlieben. Sie wird sich deiner Schwä-

che zu Nutze machen, und du wirst ihr in allem gehorchen müssen. — Ich werde es dir wohl nicht sagen dürfen, daß es deine Pflicht sey, ein getreuer Anhänger unsers grossen Propheten zu bleiben. Wenn du so unglücklich seyn soltest, einige Zweifel und Irrthümer in der Lehre deiner Väter zu entdecken, so äussere dieselben niemals. Wir sind nicht allezeit Meister unserer Gedanken; wir müssen es aber über unsere Zungen seyn. Es ist schändlich, wankelmüthig in den Grundsätzen seiner Religion zu seyn; es ist aber noch schändlicher, auch andre durch seine Irrthümer auf Abwege zu leiten. Sey behutsam in deinem Urtheil, der blose Gedanke, daß deine Väter und so viel tausend vernünftige Menschen geirret haben, ist schon ein Gift, der dein Gemüth unablässig beunruhiget, und alles dein Vergnügen vergällen wird. Man sagt, daß es sogenannte Weltweisen gebe, die sich eine Ehre daraus machen, an allem zu zweifeln. Mit diesen Leuten mußt du Mitleiden haben. Die Ungewißheit und Unentschlossenheit sind Krankheiten der Seele, und zeugen von ihrem schwächlichen Zustande — Vermeide den Zorn, er ist einem weisen Manne unanständig, und die Lügen, denn sie verunehren dich.

Die=

Dieses sind kürzlich die Regeln, mein Sohn, von deren Beobachtung deine Glückseligkeit abhangen wird. Ich überlasse dich jetzo dir selbst und deinem Schicksale. Morgen kanst du dein väterliches Haus verlassen. Erinnere dich jederzeit der Ermahnungen deines Vaters, und suche durch deine Aufführung zu beweisen, daß ich den Samen zur Tugend in keinem unfruchtbaren Acker ausgestreuet habe, und daß du der zärtlichen Liebe deines Vaters nicht unwerth bist.

Am folgenden Morgen stand der junge Kulosky mit Anbruch des Tages auf, umarmte seinen Vater, und trat seine Reise nach Constantinopel an. Er fand unterwegs einige Reisegefährten, die auch diesen Weg giengen. Er ließ sich aber mit selbigen nicht ein, sondern überdachte bey sich selbst, alle die Lehren, die ihm Ismael mit auf den Weg gegeben hatte. Endlich brach er ganz laut in diese Worte aus: Mein Vater hat Recht; ich müßte ein grosser Narr seyn, wenn ich seinen Vorschriften nicht folgen wollte. Er wird gewiß mit meiner Aufführung zufrieden seyn, ich bin ihm gut dafür. Ja, mein Vater, ich nehme den grossen Propheten zum Zeugen, und

ich schwere : : : : Man muß nichts verschweren, rief ein langer hagerer Mann, der zu nächst hinter dem Kulosky gieng. Wisse, verwegener Jüngling, daß dein Eidschwur ein Verbrechen ist, und daß die thörichte Einbildung, die du von dir selbst hast, dich früh oder spät zu Ausschweifungen verleiten wird. Wie es scheint, versetzte der junge Kulosky ganz ehrerbietig, so ist der Herr ein Geistlicher. Der Herr wird aber vermuthlich nicht wissen, daß ich der Sohn eines grossen Weltweisen, und selbst ein Philosoph bin. Dergleichen Leute können keine Thorheiten begehen. — Du magst ein Philosoph seyn oder nicht, versetzte der Mönch, so bist du doch ein Narr, wenn du dir auf deine Weltweisheit zu viel einbildest. Das ist gelogen, sagte Kulosky. Wenn es denn gelogen ist, so beweise mir das Gegentheil, antwortete jener. Das will ich auch, versetzte Kulosky, und indem er dieses sagte, gab er dem alten Mönch eine Maulschelle, darüber ihm Hören und Sehen vergieng. Da hat der Herr meine Demonstration, fuhr er fort; und ich rathe es ihm, daß er weiter keine Beweise von mir fordert. Der Mönch fand diese Art zu beweisen sehr überzeugend, und hielt es für das klügste, sich nicht

wei-

weiter mit dem jungen Philosophen einzulassen, zumal da dieser ihm an Leibeskräften weit überlegen war.

Als Kulosky, der seinen Weg fortsetzte, sich wieder besonnen hatte, sagte er zu sich selbst: Wie bin ich doch auf einmal in einen Affect gerathen, und habe mich zum Zorn verleiten lassen, da ich doch versprochen hatte, mich Zeitlebens dafür zu hüten. Mein Vater hat mir aber auch nicht vorhergesagt, daß ich mit diesem abgeschmackten Mönchen reisen, und derselbe mir Grobheiten sagen würde. Dafür konnte ich mich nicht hüten, und es ist doch auch warlich nicht so gar leichte, den Zorn zu vermeiden, als ich wohl anfänglich geglaubt habe.

Unter allerhand dergleichen Betrachtungen langte endlich unser Philosoph zu Constantinopel an. Er erstaunte nicht wenig bey Erblickung dieser grossen Stadt. Alles was er nur sahe, kam ihm fremde und neu vor. Er bewunderte alles, auch sogar dasjenige, was sonst von niemand bewundert wurde. Vielleicht würde er v[illegible]e Stunden in dieser Art von Betäubung, worinn er sich befand, geblieben seyn, wenn

nicht ein höflicher Jude sich ihme genähert, und ihn wieder zu sich selbst gebracht hätte. Der Jude, der ihn für einen Fremden erkannt, both ihm seine Dienste an. Kulosky schämte sich, da er merkte, daß er den Fehler begangen, und sich über etwas verwundert hätte. Er bath den Juden, er möchte ihn zu seinem Oheim, dem Bacha führen. Es sind hier mehr als ein Bacha in Constantinopel, versetzte der Hebräer, zu welchem soll ich euch führen? Zu meinem Oheim, antwortete Kulosky, der Bacha von drey Roßschweifen ist. Der Jude nahm ihn darauf mit sich, und als sie eben in das Haus des Bacha gehen wolten, hörten sie darinn ein erbärmliches Geschrey. Die Sclaven liefen unordentlich untereinander, und erfüllten die Luft mit ihrem Geheule. In dem Augenblick erschien eine gerichtliche Person, von drey Janitscharen begleitet, und trug auf einer Pike den blutigen Kopf eines Menschen. Gerechter Himmel, rief der Jude aus, welch ein trauriges Schicksal bedrohet euch! Dieses ist der Kopf des Bacha Kulosky, den man dem Sultan überbringt. Entferne dich von diesem Orte, unglücklicher Jüngling, damit man dich nicht für einen Verwandten des enthaupteten Bacha erken=

kenne! Laß uns eiligst fliehen, dein Leben ist in Gefahr! Bey diesen Worten fiel der junge Philosoph vor Schrecken zu Boden, und hub ein erbärmliches Geschrey an. Um Gottes willen rief ihm der Jude zu, laß uns gehen, es ist hier gar der Ort nicht, wo du den Tod deines Oheims beweinen darfst. Indem er noch so redete, kam ein schwarzer Verschnittener, sahe den Kulosky gerade ins Gesicht, und fragte ihn nach seinem Namen, wer er sey, woher er komme, und weshalb er sich so ausserordentlich betrübt anstelle? Dieser junge Mensch, antwortete der Jude, ist ein Sohn des Mehemet Ratsal von Adrianopel. Er hat ein gar zu gutes Herz, und ist so weichmüthig, daß er keinen blutigen Kopf auf einer Pike sehen kann, ohne dabey zu weinen. Ist dieses wahr, Mehemet, sagte der Verschnittene? Hat dieser verfluchte Hund nicht etwa gelogen? Nein, antwortete unser Philosoph mit bebender Stimme, er hat die Wahrheit geredet.

Als sie durch diese Nothlügen der Gefahr entgangen waren, mit in das Unglück des Bacha verwickelt zu werden, verliessen sie diesen traurigen Ort, und der Jude nahm den Kulos-

ky mit sich in sein Haus. Kaum sahe sich dieser in Sicherheit, als ihn seine Furcht auf einmal verließ, und er im Gegentheil der Freude Platz machte. Er war bis zur Ausschweifung vergnügt, daß er so glücklich entronnen. Er umarmte seinen Erretter, herzte und küßte ihn, und sogar den Sclaven des Juden fiel er um den Hals, und verschwendete ihnen tausend Liebkosungen. Er tanzte vor lauter Freude, und schmiß eine Tafel um, worauf schon die Suppe stand; die man ihm vorsetzen wollen. Der Jude, dem bange war, der junge Philosoph möchte ihm aus lauter Freude alles zerbrechen, was im Zimmer war, hatte viele Mühe, ihn wider zu sich selbst zu bringen. Es wurden andere Speisen aufgetragen, und man setzte sich. Während dem Essen brachte man griechischen Wein herbey. Ismal fand selbigen unvergleichlich, und leerte seinen Becher so fleißig aus, daß er endlich seiner Sinnen beraubt, auf der Stelle einschlief. Eben darauf hatte der ehrliche Hebräer nur gewartet. Sobald man sahe, daß der philosophische Held sich in diesem Stande der Unempfindlichkeit befand, machte man sich über ihn her, und plünderte ihn rein aus. Ein grosser Demantring, den er am Finger trug,

war

war der Aufmerksamkeit seines Wirthes nicht entgangen, und er glaubte vielleicht, daß dieses das wenigste sey, was er zur Schadloshaltung für die umgeworfene Suppe nehmen könnte. Als man mit dieser Haussuchung fertig war, legte man den jungen Kulosky mitten auf die Gasse, und ließ ihn dort ruhig ausschlafen.

Der arme Ismal mochte wohl ein Paar Stunden geschlafen haben, als er plötzlich erwachte. Er konnte sich nicht besinnen, wo er war. Alle Ribben im Leibe thaten ihm weh, und es fieng ihn an zu frieren. Er wollte die Vorhänge um sein Bette herum zuziehen, er konnte aber keine finden; er fühlte mit den Händen umher, und fand sein Lager ungewöhnlich hart. Endlich rieb er sich die Augen aus, und wurde bey dem Mondschein ohne Mühe gewahr, daß er sich mitten auf der Gasse befinde, und daß er, was noch ärger war, rein ausgeplündert sey. So gehts, sagte er zu sich selbst, wenn man die Regeln der Weltweisheit überschreitet. Ich hätte mich freylich nicht so sehr wundern sollen, als ich zuerst in diese Stadt kam; ich hätte bey dem Anblick des blutigen Kopfes meines Oheims mehr Herzhaftigkeit zeigen, und dadurch

die Gelegenheit eine Lügen zu bejahen, vermeiden sollen. Ich hätte mich nicht so sehr freuen sollen, als ich mich in dem Hause des verdammten Juden in Sicherheit sahe; noch weniger hätte ich mein Vertrauen auf diesen Schelm setzen, und mich von ihm verführen lassen sollen, von seinem griechischen Wein zu trinken. Es ist nun aber einmal geschehen, und geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Wenn ich das hätte vorher wissen können, daß Constantinopel eine so grosse und ansehnliche Stadt sey, daß man mir den blutigen Kopf meines Oheims auf einer Pike entgegen tragen werde, daß der Jude, der mir so ehrlich zu seyn schien, ein Schelm sey, und daß sein verdammter griechischer Wein mir den Verstand benehmen werde, so hätte ich mich wohl besser vorsehen wollen. Was ist aber nun zu thun; ich muß Gedult haben, zumal da mir mein Vater gesagt, daß es kein physicalisches Uebel auf der Welt gebe. Diesesmal habe ich mich überraschen lassen; künftig will ich vorsichtiger seyn.

Unter diesen Betrachtungen spazirte der Philosoph auf den Gassen herum, bis die Sonne aufgieng. Hundertmal gereuete es ihn, daß er

nach

nach Constantinopel gereiset, und die Lehren seines Vaters nicht besser in Acht genommen. Jetzt habe ich kein Geld, sagte er, ich habe keinen Oheim, und kenne keinen Menschen. Wie werde ich es machen? Ich will nur wieder umkehren, und zu meinem Vater gehen. — Seyd ihr nicht Ismael Kulosky, redete ihn unvermuthet ein ehrlicher Muselmann an. Es kommt darauf an, wie ihr es nehmt, antwortete jener. Wenn ihr mir etwas zu leide thun wollt, so heisse ich nicht Ismael; wenn ihr aber mein Freund seyd, und mich aus meinen betrübten Umständen reissen könnt, so bin ich alles, was ihr nur wollet. Wie, wenn ich nun ein Geldwechsler wäre, versetzte der Türke, der von dem alten Ismael Kulosky Befehl hat, seinen Sohn in Constantinopel aufzusuchen, und ihm zwey tausend Zechinen auszuzahlen, würdet ihr alsdann wohl Ismael heissen wollen? Allerdings! rief dieser aus; ich bin Ismael, des alten Ismaels, des berühmten Weltweisen Sohn. Wenn das ist, sagte der Geldwechsler, so dürft ihr nur mit mir gehen, und das Geld empfangen.

Wer war vergnügter als unser Philosoph. Er empfieng das Geld, und nahm seine Woh-

nung in dem Hause des Wechselers, der sich bey dem Grosvizier alle Mühe gab, ihm eine Bedienung zu verschaffen. Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos. Ismael erhielt eine ansehnliche Officierstelle in der Armee, ob er gleich in seinem Leben noch kein Gewehr losschiessen sehen. Jetzt bin ich auf dem Wege, mein Glück zu machen, dachte er bey sich selbst. Ich bin Aga; der Posten ist zwar ansehnlich; ich muß aber noch höher steigen, und es müßte nicht gut seyn, wenn ich in wenig Jahren nicht selbst ein ganzes Corps als General commandiren sollte. Ismael fieng nunmehro an, seinem Stande gemäs zu leben. Er richtete sich ein schönes Serail auf, und erwarb sich bald den Ruhm, daß er in ganz Constantinopel das schönste Frauenzimmer habe. Seine Unterhändler führten ihm allezeit die schönsten Mädgen aus Georgien zu, mit welchen man in dasiger Gegend einen ansehnlichen Handel treibt, und die ihre Eltern mit Verlust ihrer Freyheit bereichern. Diese arme Creaturen werden schon von Jugend auf dazu angeführt, ohne vielen Widerstand und mit einer gewissen Anständigkeit, den Liebkosungen ihrer Herrn zu begegnen. Die Gefälligkeit ist ihre Tugend, und eine ewige Sclaverey ihr Erbtheil.

theil. Ismael war indessen von keiner derselben zur Liebe gereizt worden; er betrachtete sie nach Gewohnheit der Morgenländer, als einen nothwendigen Hausrath, dessen man sich zu seiner Nothdurft bedienen, woran man aber sein Herz nicht hängen müsse.

Eines Tages gieng er am Hafen spazieren, in der Gegend, wo man die Sclaven zu verkaufen pflegt. Er fand daselbst einen armenianischen Kaufmann, der auf gut türkisch fluchte, und eine kleine Französin, die sich in ihrer Muttersprache darüber aufhielt. Bin ich nicht ein unglücklicher Mann, sagte der Armenianer! Da habe ich das lumpige kleine französische Mädgen für vierzig Zechinen gekauft, und jetzt bietet mir kein Mensch eine einzige Zechine darauf. Ich werde sie wohl für mich selbst behalten, und den Verlust tragen müssen. — Das ist betrübt, sagte Ismael, der gerne für großmüthig gehalten seyn wollte. Da habt ihr eure vierzig Zechinen; führt das arme Mädgen in mein Serail.

Henriette, so hieß die kleine Europäerin, war eine von denen Schönen, welche die Kunst besitzen, das unempfindlichste Herz einer Manns-

per-

person zu rühren. Sie sahe die Gleichgültigkeit, womit Ismael seinen übrigen Frauenzimmern begegnete, und die sclavische Gefälligkeit, womit selbige ihrem Herrn ihre Gunstbezeugungen verschwendeten, als eine Beleidigung ihres Geschlechts an, und da sie doch keinen Weg vor sich fand, ihrem Schicksale zu entgehen, so nahm sie sich vor, den Stolz eines Türken zu demüthigen, und sich wenigstens das Vergnügen zu verschaffen, den Ismael zu ihren Füssen seufzen zu sehen. Es fehlte ihr nicht an Verstand, und da sie die türkische Sprache in kurzer Zeit lernte, so fand sie Gelegenheit, ihrem Herrn diejenigen Empfindungen einzuflössen, die ihm in den Umarmungen seiner Georgerinnen bisher unbekannt gewesen. Kurz er wurde verliebt, und in weniger Zeit ein Sclave seiner Sclavin.

Zu eben der Zeit geschahe es, daß der vornehmste Aga, in die Ungnade des Großvizíers gefallen war, weil er es sich unterstanden, ihm in Gegenwart des Sultans zu widersprechen. Der Grosvizier hatte dem Aga den Tod geschworen, und wartete nur auf eine bequeme Gelegenheit, seine Rache zu vollziehen. Ismael

Ku-

Kulosky wußte mit um das Geheimniß, und ihm war der Platz des vornehmsten Aga versprochen, so bald dieser aus dem Wege geräumet seyn würde. Der Gedanke nunmehr bald der oberste Befehlshaber eines ganzen Corps zu seyn, schmeichelte seinem Ehrgeize dergestalt, daß er öfters ganz tiefsinnig war, und nur darauf dachte, den Anschlag des Grosvizirs je eher je lieber ins Werk zu richten. Die schlaue Henriette merkte es gar bald an ihrem Liebhaber, daß er etwas wichtiges auf dem Herzen haben müsse, und wandte alle ihre Kunst an, selbiges von ihm heraus zu locken. Der verliebte Ismael konnte so vielen Schmeicheleyen nicht widerstehen. Er vergaß in den Umarmungen seiner Delila seine ganze Philosophie, und entdeckte, wie Simson, sein ganzes Geheimniß. Bald werde ich das Vergnügen haben, setzte er hinzu, meiner Sclavin ein Glück anzubieten, wie sie es verdient. Es kommt nur auf das Leben eines Menschen an. Dieser wird bald aus dem Wege geräumet, und ich der glücklichste Mensch von der Welt seyn.

Der Tag, an welchem der unglückliche Aga sein Leben meuchelmörderischer Weise verlieren soll-

sollte, war schon angesetzt, und Ismael glaubte dessen Bedienung schon in Händen zu haben, als er unvermuthet die Nachricht erhielt, daß der Sultan den Grosvizier abgesetzt, und dem obersten Aga dessen Stelle gegeben habe. Voller Furcht und Schrecken lief er in das Zimmer seiner Henriette, um ihr diesen Unstern zu berichten, und seinen Kummer darüber in ihren Schoos auszuschütten. Henriette war aber nirgends zu finden. Sie hatte dem Aga, durch einen Verschnittenen, den sie auf ihre Seite gebracht, die gegen ihn angezettelte Verrätherey entdecken lassen, und war darauf mit diesem Schwarzen, in das Serail des Aga geflüchtet, der sie zum Lohne des ihm geleisteten Dienstes, frey gab, und nach Frankreich zurückschickte. Der Aga hatte dem Sultan Nachricht davon gegeben, und es so weit gebracht, daß der Grosvizier fortgeschickt, und er an dessen Stelle gesetzt wurde.

Jetzt fieng Ismael seine philosophische Betrachtungen wieder an, die endlich dahinaus liefen, daß es das klügste seyn würde, sich durch eine schleunige Flucht zu retten. Er nahm so viel er konnte, von seinem Vermögen zu sich,

und

und verließ in Gesellschaft einer Persischen Caravane, Constantinopel. Unter den reisenden Personen befand sich ein Persianer, der unter diejenige Classe von Menschen gehörte, die durchaus nicht leiden können, daß man anders denkt als sie, und die ihre Meynungen einem jeden aufdringen wollen. Er war ein eifriger Anhänger des Ali, und ließ keine Gelegenheit vorbey, seinem Propheten auf Unkosten des Omar, den die Türken verehren, Lobreden zu halten. Er machte sich zuerst an den Ismael, weil dieser der jüngste in der Gesellschaft war, und er sich einbildete, daß er mit diesem am ersten fertig werden würde. Ismael war in der Lehre des Omar erzogen, und vertheidigte selbigen gegen den Ali. Der Persianer, der in der Kunst zu überreden, und wahrscheinliche Sätze auf falsche Gründe zu bauen, besser unterrichtet war, als unser junger Philosoph, überhäufte ihn mit einer solchen Menge von Schlußreden, daß sich dieser gar nicht mehr zu helfen wußte. Er fieng endlich an zu zweifeln, und nach Verlauf einiger Tage trat er von der Secte des Omar ab, und gieng zu den Meynungen des Ali über.

Es ist freylich wider die Lehren gehandelt, die mir mein Vater gegeben, dachte er bey sich

selbst,

selbst, aber kann man sich denn nicht geirret haben? Und wenn mein Vater vorher gewußt hätte, daß man den Grosvizier absetzen, daß ich mit einer Caravane aus Constantinopel flüchten, und daß ein Persianer ganze Tage mit mir über die Religion disputiren würde, so hätte er mir vielleicht auch andere Lehren gegeben. So suchte der elende Philosoph alle seine Thorheiten zu entschuldigen, und eben so machen es täglich viel tausend eingebildete Klüglinge, die von ihrer eigenen Grösse, und von ihrem Verstande eingenommen, eine Narrheit über die andere begehen, und bey dem allen verlangen, daß man sie für Weltweise ansehen soll. Ismael kam endlich wieder zu seinem Vater, der nur über die Ausschweifungen seines Sohnes lachte. Ich habe es wohl gewußt, sagte er, daß es dir so ergehen werde. Jetzt mache dir deine Erfahrungen zu Nutze, und lerne mit Schaden klug seyn.

Etwas vor die Reichen.

Nichts kann wohl einem Menschenfreunde empfindlicher seyn, als wenn er so viel tausende seiner Mitbrüder im Elende verschmachten siehet, da unterdessen nichtswürdige Schwelger die Gaben der mildthätigen Natur unnütz verschwenden. Es ist immer ein Zeichen einer edlen Seele, wenn ein Mensch bey dem Anblick nothleidender Armen nicht ungerührt bleibt, und eine Thräne, die man über einen Unglücklichen vergießt, ist die schönste unter allen Thränen. Wie hart und unempfindlich muß nicht das Herz eines Menschen seyn, der mit lachender Miene bey einem elenden Dürftigen vorübergehet, und der nicht einmal fähig ist, einiges Mitleiden zu empfinden, wenn die vom Hunger ausgedürrete Hand eines unvermögenden Greises ihn bebend darum anflehet.

Wenn ein Grosmüthiger seine Augen niederschlägt, und seines Gleichen Geschöpfe,

eben so edel als er, vor seinen Füßen im Staube sich krümmen siehet, und wenn die klagende Stimme verlassener Armen, aus der Tiefe des Elendes bis in seine Ohren hinauf dringt, so empfindet sein Herz in diesem Augenblick die ganze Schwere des menschlichen Jammers, und er fühlt nun erst den Werth seines Glücks. Ein Mensch der von Jugend auf den Ueberfluß gewohnt ist, empfängt die Wohlthaten des Himmels sehr selten mit Danksagung. Er glaubt, es müsse so seyn, und wenn er seinen Zustand nach seinen Begierden abmißt, so ist er noch wohl gar unzufrieden, und bildet sich ein, noch ein mehreres verdient zu haben. Wenn man aber diesen verwöhnten Weichling in die Hütten der Armen führt, und ihn den Mangel und die Noth so vieler seiner Mitbrüder sehen läst, so wird er sich seiner Unmäßigkeit schämen, und von seinem Ueberflusse dem Dürftigen beyzustehen suchen.

Wie mancher Wollüstling, dem der Bauch sein Gott ist, und der demohnerachtet sehr oft an seiner prächtigen Tafel seine Leckerbissen mit sehr wenigem Appetit genießet, weil

sein

sein verdorbener Magen bereits mehr zum Eckel als zum Hunger gewöhnt ist, wie mancher von diesen würde sich nicht unglücklich schätzen, wenn er täglich nur ein Gericht weniger auf seiner Tafel haben solte, da doch gewis von demjenigen, was öfters dieses eine Gericht kostet, zehn Dürftige gespeiset werden könnten, die ihre Hände für sein Wohl zum Himmel aufheben würden, da anjetzo ihre Seufzer heimlich um Rache schreyen.

Als ich noch in dem Schooße meiner Familie mitten in der Einfalt des stillen Landlebens glücklich war, hatte man mir öfters von der Pracht, die in den grossen Städten herrschet, und von dem Ueberfluß, den man dort auf den Tafeln der Reichen siehet, sehr vieles erzählet. Ein alter Oheim, der ehedem in Kriegsdiensten gewesen, und sich viele Jahre lang an der Tafel eines Fürsten gemästet hatte, unterhielt mich und meine neugierige Geschwister öfters ganze Winterabende mit der Beschreibung aller der Kostbarkeiten, die er in seinem Leben gesehen, und es schmeckte ihm noch in Gedanken gut, wenn er sich desjenigen, was er ehemals genossen, wieder erinnerte. Wie ist es möglich, dachte ich öf-

ters bey mir selbst, daß vornehme Leute mehr zu ihrem Unterhalt gebrauchen können, als andere Menschen? Ihr Mund ist ja nicht grösser als der meinige; sie haben eben dergleichen Magen als ich und meines Gleichen, und sie werden gewiß nicht besser verdauen. Ich fand bald nachher Gelegenheit mich mit meinen eigenen Augen davon zu überzeugen, und über die Verschwendung und Unmäßigkeit, um so viel ernsthaftere Betrachtungen anzustellen, als ich gewahr ward, daß gemeiniglich da, wo Pracht und Ueberfluß am meisten herrschen, die Anzahl der Armen und Nothleidenden auch am grösten ist.

Meine erste Reise, die ich vornahm, als ich das Haus meiner Eltern verließ, war nach L . . . einer der schönsten und sehenswürdigsten Städte in Teutschland. Ihre prächtigen Häuser und Palläste verkündigen den Reichthum ihrer Einwohner, und wo auch meine Augen ihre neugierigen Blicke nur hinwarfen, da entdeckten sie Spuren des Ueberflusses und der Verschwendung. Zunächst dem Hause, darinn ich mich befand, wohnte ein vornehmer und sehr reicher Mann, der

eine

eine sehr prächtige Haushaltung führte. Hier dachte ich, wirst du dasjenige mit deinen eigenen Augen sehen können, wovon dir dein Oheim so viele unglaubliche Beschreibungen gemacht. Eines Tages als ich um Mittagszeit viele Carossen vor der Thür dieses Hauses ankommen sahe, nahm ich meinen Ring, und schlich mich unsichtbar hinein. Ich muste verschiedene schön geschmückte Zimmer durchwandern, bis ich endlich in den Speisesaal kam, wo ich in verschiedenen Ecken Tische gewahr wurde, die mit prächtigen Gefäßen von Silber und Porcelan besetzt waren. Ich erinnerte mich dabey der Gewohnheit der Römer, die bey den Leichenbegängnissen, alle ihre Kostbarkeiten zur Ehre der Verstorbenen zur Schau stelleten. Ich wuste aber nicht, daß dieser Zierrath zum Leichenbegängnis so vieler geschlachteten Thiere dienen solte, um selbige mit mehrerer Pracht in den menschlichen Körper zu begraben. Die Bedienten trugen endlich die Speisen auf, und der Herr des Hauses führte seine Gäste in den Saal. Die ganze Gesellschaft bestund aus zwölf Personen. Ich hatte deren mehrere vermuthet, weil meiner Meinung nach, wohl vor zwanzig Menschen aufgetragen war.

Ich konnte mich nicht genug über die Verschiedenheit der Speisen verwundern und es schien, als ob alle Theile der Welt ihre köstlichen Leckerbißen hergegeben hätten, um ein Dutzend Menschenmagen zu füllen. Ich bemerkte indessen, daß verschiedene von den Gästen wenig oder gar nichts aßen, und daß viele von den aufgesetzten Schüsseln unberührt blieben. Wozu dient doch nur immer ein solcher Ueberfluß, dachte ich bey mir selbst, für Leute die keinen Hunger haben? Meine Verwunderung nahm aber noch mehr zu, als ich sahe, daß alles abgenommen und der Tisch aufs neue mit andern Speisen besetzt ward. Anfänglich bildete ich mir ein, daß noch andere Fremde kommen, und den Platz derer, die jetzt am Tische saßen, einnehmen würden. Die Folge aber belehrte mich eines bessern. Die Tafel ward wenigstens noch zweymal für eben dieselben Personen verändert, und es schien, als ob die mehresten Speisen zubereitet wären, nicht um den Hunger damit zu stillen, sondern vielmehr die Augen und den Geruch dadurch zu ergötzen.

Als ich meine Neugier zur Gnüge gestillet, verließ ich den Speisesaal und das Haus.

Wie glücklich, dachte ich, müssen nicht alle Einwohner dieser Stadt seyn, wo ein solcher Ueberfluß herrscht! Ich gieng vor das Thor hinaus, und war noch ganz voll von diesen Gedanken, als ich hie und da verschiedene Arme und Elende erblickte, die von den Vorübergehenden in den kläglichsten Ausdrücken ein geringes Allmosen erbettelten, um ein wenig Brod zur Erhaltung ihres dürftigen und kümmerlichen Lebens zu kaufen. Hier saß eine Mutter, aus deren Brust der unglückliche Säugling vergebens seine erste Nahrung zu saugen suchte, da sie selbst vom Hunger ausgezehrt war, und den nach Speise begierigen Magen schon lange nicht mehr gesättiget hatte. Dort kroch ein schwacher Greis zitternd an seinem Stabe und flehte weinend zum Himmel, daß er es nur halb so gut haben möchte als die Hunde der Vornehmen und Reichen. Gerechter Himmel! seufzte ich bey mir selbst, ist es möglich, daß ein Mensch, der in dem grösten Ueberfluß lebt, seinen Bruder, der eines Wesens mit ihm ist, und dessen Asche sich künftig mit der seinigen vermischen wird, darben und vor Hunger sterben sehen kann!

Ich zog meinen Ring vom Finger und näherte mich dem Greise. Wie kommts alter Vater, redete ich ihn an, daß ihr hier euer Brod kümmerlich von den vorübergehenden erbettelt? Warum gehet ihr nicht in die Stadt, dort in jene Häuser, wo ein solcher Ueberfluß herrscht, und wo ihr euch von demjenigen, was niemand will, reichlich ernähren könntet. Ach! mein Herr, antwortete der Alte, diese Palläste stehen den Dürftigen nicht offen. — Wie, aber wenn man euch in diesem elenden Zustande sähe, so würde man Mitleiden mit euch haben. — Mitleiden? Nein, mein Herr! Diese Lieblinge des Himmels, die von Jugend auf gewohnt sind im Ueberfluß und täglich in Freude zu leben, werden durch die Noth eines Elenden nicht gerührt. Ihre Herzen, die von dem Strohme der Wollust beständig dahingerissen werden, sind härter als Steine. Sie verabscheuen unsere Gegenwart und alles was von uns an sie gelanget; unsere Seufzer und unsere Thränen stinken ihnen zu. Was sie etwa vermöge der weisen Anordnung einer christlichen Obrigkeit Schande halber thun müssen, das geben sie so kärglich und mit so wenig aufrichtigen Herzen, daß die

Wohl-

Wohlthat selbst ihren Werth schon unter ihren Händen verliert. Die Armen sind es gemeiniglich die zum Behuf ihrer nothleidenden Mitbrüder das mehreste beytragen. Diese die im Schweis ihres Angesichts ihr Brod verdienen, pflegen noch wohl ihren Bissen mit einem Hungrigen zu theilen. Aber jene dort, die in ihren Pallästen, sich bey dem Ueberflusse den Tod eßen, können nichts von ihren Tafeln und aus ihren Küchen entbehren. Wir Elende verlangen nicht, daß die Reichen sich unserthalben Abbruch thun sollen: Wenn sie uns nur dasjenige geben wolten, was sie unnütz und sündlich verschwenden; dasjenige Ueberflüßige, womit sie ihren Körper verderben und ihre Gesundheit in Gefahr setzen; was ihre Küchen, so gros sie auch sind, öfters nicht fassen können; was die Bediente ihrer Gäste stehlen; was man den schon gesättigten Hunden vorwirft; was der Koch öfters aus Unwillen ins Feuer oder auf die Erde schmeißt, und was in ihren Speisekammern verdirbt und keiner Creatur zu Nutze kommt. Nur dies ist es, was wir Arme mit thränenden Augen von ihnen erbitten möchten. Wir verlangen nicht mehr, und wir können auch

nicht weniger verlangen. So arm und dürftig wir auch sind, so bleiben wir doch immer Menschen, Geschöpfe wie sie, aus einem Staube gebildet, und so wie sie zur Ewigkeit bestimmt. Aber sie glauben, daß sie edlere Creaturen sind: Denn wenn sie es in der That glaubten, daß sie auch Sterbliche sind, so würden sie es dadurch beweisen, daß sie ihren Mitbrüdern das Leben zu erhalten suchten.

Das Gespräch dieses Alten leitete mich auf verschiedene Gedanken. Ich überdachte bey mir selbst die mancherley Stände in der Welt, und das so ungleich ausgetheilte Glück. Bey einer vollkommenen Gleichheit der Stände und der Glücksgüter, würde die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Wohl mancher, der anjetzo mit Vergnügen für das allgemeine Beste arbeitet, würde sein Werkzeug niederlegen, und endlich würde keiner dem andern, mehr zu Dienste seyn wollen. Es ist also gut, daß es Arme und Reiche in der Welt giebt; nur dieses befremdet uns dabey, daß die Verdienste an diesem Unterschied öfters so wenigen Antheil haben. Dort sehe ich zwey abgelebte Männer, den einen im Wohlstande,

von seinen Bedienten umgeben, und in aller Bequemlichkeit die nur das Alter erfordert; den andern auf einer Handvoll Stroh, von aller Welt verlassen, und durch den Mangel langsam aufgerieben. Der erste war der Sohn eines reichen Vaters, der sein Vermögen durch unerlaubte Interessen zusammen gescharret, und sich von den Thränen der Wittwen und Waisen einen Schatz gesammlet hatte. Sein Sohn der sich auf den Geldkasten seines Vaters mehr als auf seine eigene Fähigkeiten verlassen konnte, war von Jugend auf ein Müßiggänger, und wenn er ja noch etwas Gutes gethan, so besteht es darinn, daß er vor die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts aufs eifrigste besorgt gewesen. Sein ganzes Leben war eine Reihe unnützer Beschäftigungen, und wenn er einmal stirbt so verliert die Welt nichts an ihm. Der andere hingegen hat so lange es seine Kräfte zuliessen, keine Stunde verlohren, die er nicht zum Nutzen des allgemeinen Besten angewandt hätte. Da dieses aber kein Handwerk ist, wobey man reich wird, so fehlt es ihm nun im Alter. Er muß darben, weil er bey aller seiner sauren Arbeit in der Jugend nichts ersparen können.

Sol-

Solte nicht dieser lieber an des Reichen Stelle seyn, der mit seinem Müßiggange nichts verdienet hat?

Wenn wir im Stande wären über diesen Punkt eine genaue Untersuchung anzustellen, wie wenige würden wir finden, die das Glück, welches sie genießen, verdienen. Wir sind indessen nicht berechtiget, die Weisheit des Schöpfers, wodurch die Welt regiert wird, zu tadeln. Der Gedanke aber, daß so viele tausende ihr Leben kümmerlich müßen zu erhalten suchen, die vielleicht gegründete Ansprüche auf mehrere Bequemlichkeiten machen könnten, solte billig einen jeden Günstling des Glücks gewissermasen demüthigen, und ihn bewegen, weniger stolz auf unverdiente Vorzüge zu seyn. Nichts ist thörigter, als wenn der Reiche einem Armen mit Verachtung begegnet, und nichts ist gewöhnlicher als dieses. Es ist kein wesentlicher Unterschied unter uns Menschen; wir sind uns alle gleich, und es hat niemand einen würklichen Vorzug vor dem andern, es sey denn daß ihn besondere Gaben und Verdienste dazu berechtigen. Ein ungefehrer Zufall und das Vorurtheil bestimmen

die

die verschiedenen Stände. Honorius kann nichts dafür, daß er als ein Graf gebohren ist, und Felix könnte eben sowohl der Sohn eines Bettlers seyn, anstatt daß er jetzo der Erbe eines reichen Edelmanns ist. Warum will man sich also etwas als ein Verdienst anrechnen, das blos von einem Ohngefähr abhängt? Mir fällt hiebey eine Stelle aus dem Gellert ein, wo er in einem seiner Lehrgedichte einen Thoren, der sich auf sein Vermögen etwas einbildet, also anredet:

O Freund, wer bist du denn? Ich seh aus deiner Pracht,
Dich hat der Ueberfluß, der Reichthum stolz gemacht.
Berechtigt dich ein Gut, das aus der Väter Kisten,
In deine Hände fiel, dich königlich zu brüsten?
Ist jener, der durch Fleiß der Dürftigkeit entflohn,
Nicht würdiger als du, bey deiner Million?
Ist dieses ein Verdienst, viel Ueberfluß besitzen?
Verstehst du denn die Kunst den Reichthum schön zu nützen,

Der

Der andern Glück zu seyn? Wozu gebrauchst du ihn?
Des Volks Verwunderung durch Pracht auf dich zu ziehn,
In Kutschen dich zu blähn, in Schlössern stolz zu wohnen,
Der Schmeichler Knecht zu seyn, die Narren zu belohnen;
Deswegen bist du stolz? - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -
Warst du der Herr der Zeit, die günstig dir erschien?
Des Zufalls, der mehr Glück, als andern, dir verliehn?
Sind jene Redlichen, die sich im Mangel grämen,
Nicht diese die durch Fleiß und Kunst dich oft beschämen?

Wenn nun Herr Harpae, für dem sich anjetzt ein jeder bückt, und der sich würklich einbildet, daß er von einer edlern Materie gebildet sey, als der Bettler, der alle Sonnabende einen Kreutzer an seiner Thür empfängt, wenn nun dieser reiche Thor auf einmal alles sein

sein Vermögen verlöhre, ein Zufall, der schon mehreren als ihm begegnet ist; wenn die Flammen, die wohl eher der prächtigsten Palläste nicht geschonet, ihm sein schönes Haus verzehrten; wenn ihn alsdann seine Freunde und Schmeichler verließen, weil er mit seinem Reichthum auch seine Verdienste verlohren, weshalb man ihn bewundert; wenn er endlich von aller Hülfe entblößt, selbst dahin gebracht würde, sein Brod vor den Thüren seiner ehemals von ihm verachteten Mitbürger zu suchen, würde er da auch noch glauben, daß er von einer bessern Materie gemacht sey, als der Bettler, dessen Gegenwart er sonst verabscheuet?

Wenn nicht Stolz und Ueppigkeit die Menschen zu unnützer Verschwendung verleiteten, wie viel hundert Nothleidenden könnte nicht ihr Leben erträglicher gemacht werden. Die Mutter des jetzigen Prinzen von Oranien, wurde bey Gelegenheit, daß ein Geburtstag gefeiret werden solte, von ihrer Kammerfrau erinnert, daß sie einen neuen Kopfputz zu ihrem Maskeradenkleide nöthig habe. Wie viel kostet dieses, fragte die Prinzeßin. Wenig-

nigstens zwey hundert Gulden, antwortete die Kammerfrau. Gut, sagte die grosmüthige Fürstin, diese zwey hundert Gulden sollen unter die Armen ausgetheilt werden, und ich will mich für diesmal noch mit dem alten Kopfputz behelfen. Wenn alle vornehme und reiche Personen nur dann und wann so edel dächten, wie geringe würde alsdann nicht die Anzahl der Dürftigen seyn?

Woher kommt es, daß die mehresten Menschen anders handeln, als sie wirklich denken.

Als ich vor einigen Tagen mit dem Hrn. Meßmann in einer gewissen Gegend spazieren gieng, fanden wir Gelegenheit allerhand Beobachtungen anzustellen, und uns auf Rechnung der daselbst versammleten Gesellschaft etwas zu gute zu thun. Das ist schön, höre ich die Jungfer Vorschnell schon ausrufen, daß die Herren sich über die Leute aufhalten! Sie solten sich wohl schämen, daß sie sich selbst eines Fehlers schuldig machen, den sie doch an andern tadeln, und daß sie noch sogar so unverschämt sind, und es selbst sagen. Immer wirft man es uns armen Kindern vor, daß wir so geneigt sind, an andern Leuten Fehler zu finden, und daß es eins unserer Hauptgeschäfte sey, das ganze menschliche Geschlecht durch die Hechel zu ziehen, und dabey selbst unserer besten Freunde nicht zu schonen. Aber die Mannsleute möch-

ten nur immer stille schweigen; sie haben keine Ehre zu reden. — Nein in Wahrheit nicht! Man sieht es ihnen schon immer an den Augen an, daß sie etwas an uns auszusetzen haben. Jetzt begegnet ihnen ein Frauenzimmer, die etwas blaß von Gesicht ist, weil sie etwa krank gewesen, oder auch von Natur nicht viel Farbe hat; Gleich sind sie mit ihren höhnischen Anmerkungen fertig. Da wissen sie bald diese, bald jene Ursache anzugeben, und wenn sie es noch gnädig machen, so läuft es am Ende doch immer auf eine anzügliche Spötterey hinaus. Sieht man ihnen frey ins Gesicht, so wissen sie einem wer weiß was aus den Augen zu lesen, oder sie entblöden sich auch wohl gar nicht, einen freyen und ungezwungenen Blick als eine unanständige Frechheit zu beurtheilen. Würdiget man sie keines Anblicks, und geht mit niedergeschlagenen Augen vor ihnen vorüber, so ist nichts gewisser, als daß man für einfältig oder wenigstens doch für blöde gehalten wird. Die hat zu hohe und jene zu niedrige Absätze. Dieser ihr Rock ist zu lang und jener ihrer kurz. Ist er lang, so heißt es, man suche dadurch einen Fehler zu verbergen; ist er kurz, so soll die Ursache davon seyn, daß man gerne einen arti-

artigen Fuß sehen lassen will. Geht man mit der Brust bloß, so ärgern sich die keuschen Mannspersonen; bedeckt man sie, so verdrießt es sie, daß man ihnen die Gelegenheit benommen, sich zu ärgern. Kurz man mag es machen wie man will, so entgeht man ihren Spöttereyen nicht: Und bey dem allen ist das noch das ärgste, daß sie, die doch klüger, weiser und verständiger seyn solten, als wir, uns immer einen Fehler vorrücken, den sie doch täglich und stündlich selbst begehen.

Sind sie bald fertig, Jungfer Vorschnell? Sie sind vor dismal ohne Ursache in Eifer gerathen. Ich gestehe es Ihnen sehr gerne zu, daß es unter dem männlichen Geschlechte eben so viel und vielleicht noch mehr unartige Tadler giebt, als unter dem Ihrigen: Und gesetzt auch, daß sie uns an der Zahl übertreffen solten, so bleibt doch immer so viel gewiß, daß die Anmerkungen der Mannspersonen immer anzüglicher und mit mehreren unanständigen Spöttereyen begleitet sind, als diejenigen, die das Frauenzimmer zu machen pflegt. Bey Ihnen ist es mehrentheils nur eine Gewohnheit, die ihren Grund in der Erziehung hat;

bey dem männlichen Geschlechte aber geschiehet es mehrentheils aus Bosheit. Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, die Anmerkung zu machen, daß man ein Frauenzimmer öfters noch weniger nach dem Aeuseren beurtheilen darf, als unser einen. Ich habe verschiedene gekannt, die es sich einmal für allemal angewöhnet hatten über alles zu spotten; niemand entgieng ihrem Tadel und die allerunschuldigste Sache gab ihnen Gelegenheit sich stundenlang lustig darüber zu machen. Ihr Herz hatte indessen nicht den geringsten Antheil daran, und es würde ihnen leid gewesen seyn, wenn sie gewust hätten, daß sie jemanden nur im geringsten dadurch beleidigen könnten. Es war indessen eine üble Gewohnheit, und es fehlte ihnen nur ein Freund, der ihnen das Unanständige in ihrem Betragen vernünftig vor Augen stellete.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist es gar meine Absicht nicht gewesen, mich heute in diese Materie einzulassen; Denn wenn ich dazu einmal Lust bekommen solte, so wird gewis ein Bogen nicht hinreichen, die Thorheiten zu schildern, die in diesem Puncte sowohl von

Ih-

Ihrem, als unserem Geschlechte begangen werden. Nur noch heute Abend habe ich Materie dazu gesammlet, und kaum kann ich mich enthalten, es dem Hrn. Uebelsprecher öffentlich vorzurücken, daß er durch seine boshafte Anmerkungen den guten Namen so vieler ehrlicher Leute kränkt, und sich ein eigenes Geschäfte daraus macht, die Splitter in den Augen seines Nächsten auszuspähen, da er doch lieber bedacht seyn solte, den sichtbaren Balken zuvor aus dem seinigen wegzuschaffen. Die unschuldigsten Handlungen werden von ihm übel ausgelegt, und zwar blos deshalb, weil sie nicht mit seiner unrichtigen Denkungsart, oder auch mit seinen weitaussehenden Absichten übereinstimmen. Eine nichtsbedeutende Miene, ein gleichgültiges Wort, alles giebt ihm Gelegenheit übel zu denken. Selinde geht einige Abende hinter einander mit dem jungen Theodor spazieren. Gleich ist Herr Uebelsprecher mit seinem Urtheil fertig, und zischt seinem Nachbar mit eben so vieler Zuversicht als Bosheit ins Ohr, daß Selinde mit dem Theodor einen unerlaubten Umgang pflege. Servius erscheint in einem neuen Kleide; kaum hat ihn Herr

Uebelsprecher gesehen, so weis er der ganzen Gesellschaft zu erzählen, wie viel Servius schuldig ist, und daß er das Kleid von den Juden geborget habe. Kurz, er darf nur jemanden sehen, so weis er ihm schon etwas anzuhängen, und wenn er ihn auch sonst gar nicht kennet. Man muß gewiß selbst ein böses Herz haben, wenn man so geneigt ist, von andern Leuten nichts als Böses zu denken.

Ich will mir aber, wie ich schon gesagt habe, diese Materie bis auf ein andermal vorbehalten. Niemand anders als Sie, Jungfer Vorschnell, ist schuld daran, daß ich schon so weit ausgeschweift bin. Warum fallen Sie aber auch den Leuten sogleich in die Rede? Das ist eben auch nicht artig! Nehmen Sie mir es nicht übel. Woher wissen Sie denn, daß ich mich über die Leute aufhalten will? Ich habe es ja schon mehr als einmal gesagt, daß ich diesen Fehler niemals mit Vorsatz zu begehen gedenke. Oder soll ich es etwa noch einmal sagen? Wenn doch das liebe Frauenzimmer nur nicht immer zur unrechten Zeit mißtrauisch wäre!

Ich

Ich hatte mehr als zwey Stunden in der Gesellschaft des Hrn. Meßmann zugebracht, und mir verschiedene Räthsel auflösen lassen, welche die Personen betrafen, die eben damals mein Augenmerk auf sich zogen. Die Gesellschaft verlohr sich endlich nach und nach, und die Trommel erinnerte uns, daß es Zeit sey, uns gleichfalls wieder in die Stadt zurück zu begeben. Woher mag es doch wohl kommen, sagte ich noch unterweges zu dem Hrn. Meßmann, daß man in den menschlichen Handlungen so viel Widerspruch bemerket, und daß die mehresten Menschen anders handeln, als sie wirklich denken? Das will ich Ihnen sagen, antwortete er mir. Es ist bey Erlernung meiner Kunst hauptsächlich darauf angekommen, vor allen Dingen das menschliche Herz kennen zu lernen. Es ist dieses nicht so leicht, als es sich die mehresten wohl einbilden. Man glaubt bey dieser Untersuchung immer am sichersten zu gehen, wenn man jemanden nach seinen Handlungen beurtheilet. So klug ist man schon lange gewesen, daß man den glatten Worten nicht mehr trauet. Man fordert Beweise, und diese Beweise sucht man in den Handlungen, so

wie man einen Christen an seinen Werken erkennen will. Es hat dieses einigen Grund; bey einer genaueren Untersuchung aber hält es sehr selten Stich. Wie viel Leute kennet man nicht, die unter dem Deckmantel des Christenthums die grösten Laster und Ausschweifungen begehen, und die allen ihren Handlungen einen solchen Anstrich zu geben wissen, daß man sie vor Heilige halten würde, wenn man bey dem Aeuseren stehen bliebe, und nicht den verborgenen Hinterhalt in ihrem Herzen zu entdecken suchte. Hier steckt der gefährliche Wolf, der nur den Schafpelz umgehängt hat, um den Raub desto sicherer zu erhaschen. Ein solcher Heuchler gleicht einem Menschen, der eine gesunde Farbe im Gesicht und den Krebs in der Brust hat.

Der Mensch handelt niemalen ohne Absichten, sie mögen nun rechtmäßig oder unrechtmäßig, vernünftig oder unvernünftig seyn. Bey einer genaueren Untersuchung entdecken wir aber doch eigentlich nur zwey Hauptquellen, woraus alle Handlungen, die mit der innern Denkungsart eines Menschen nicht übereinstimmen, hauptsächlich fliesen.

Die-

Diese Quellen sind entweder Unwissenheit oder Bosheit. Der ehrliche Mann handelt immer so wie er denkt, ob er gleich vermöge der Klugheit zuweilen eine Maske vorhängt. Derjenige aber, dessen Herz böse ist, und der doch den Namen eines ehrlichen Mannes führen will, muß seiner Denkungsart öfters schnurstracks zuwider handeln, nur damit er seinen Endzweck erreichet. Man sieht ihn niemals in seiner wahren Gestalt; nur der Scharfsichtige beobachtet ihn. Alles ist bey ihm Verstellung, bis auf seine geringste Mienen und Geberden.

Ich rede hier nicht von derjenigen klugen Verstellung, die in der menschlichen Zusammenlebung dem Bauren öfters eben so nothwendig, als dem Hofmanne. Wenn alle Menschen in der Welt ehrliche Leute wären, so hätten wir auch diese Verstellung nicht nöthig. Da dieses aber nicht ist, so erfordert die Klugheit von einem jeden vernünftigen Manne ein gewisses Mistrauen, auch gegen seine besten Freunde. Aus diesem Grunde reden und handeln wir öfters ganz anders als wir denken. Wir suchen aber niemand dadurch

schaden, sondern wir wollen uns nur für dem Betrug anderer Leute in Sicherheit setzen. Die Welt, sagt Friedrich der Grosse in seinem Antimachiavel, gleichet einem Spiele, wobey sich ehrliche Spieler, aber auch Betrüger einfinden. Will ein Fürst oder ein jeder anderer, der mitspielen muß, nicht betrogen seyn, so muß er wissen, wie man im Spiele betrüget, nicht damit er jemals andere betrügen möge, sondern nur damit er nicht von andern betrogen werde. Auf diese Art kann man listig seyn wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Ich habe nicht nöthig, einem jeden Neugierigen meines Herzens Meinung zu entdecken, und wenn ich es thue, so bin ich mit aller meiner Aufrichtigkeit ein Thor, den man über kurz oder lang auszischen wird. Warum hat Herr Gutherz in der Welt nichts vor sich bringen können? Er ist der geschickteste und ehrlichste Mann, den man nur finden kann. Er hat keinen andern Fehler, als daß er bis zur Dummheit ehrlich ist. Er will niemanden hintergehen; sein ganzes Herz steht einem jeden offen; er handelt und spricht wie er denkt, und zum Lohne seiner Aufrichtigkeit wird er ein Gelächter seiner

Mitbürger. Wie kann es aber anders seyn, da nicht alle Menschen eben so denken, als er. Gutherz kommt von der Messe und hat eine beträchtliche Summe Geldes bey sich. Er kehrt unterweges in einem Wirtshause ein, wo sich Spitzbuben aufhalten. Man erkundiget sich bey ihm nach den Ursachen seiner Reise und was er vor Verrichtungen habe. Gutherz hat einen wahren Abscheu vor den Lügen, und aus diesem Grunde erzählt er alles, was man zu wissen verlangt. Er macht sich des Morgens frühe auf den Weg, um im Kühlen zu reisen. Seine Nachtgefehrten folgen ihm bis in einen Walde nach und plündern ihn rein aus. Verdient es Herr Gutherz nicht, wenn er ausgelacht und von niemanden bedauret wird? Er suchte vor einiger Zeit um eine Bedienung an, und er hatte die Hofnung sie vorzüglich vor allen andern zu bekommen. Es kam nur auf ein kleines Geschenk von einigen hundert Gulden an, das er einer gewissen Dame, die im Namen ihres Mannes die Aemter vergab, machen muste. Einer von seinen vermeintlichen Freunden hatte auch seinen Anschlag auf diese Bedienung gemacht; er wuste aber den Canal

nicht.

nicht, durch welchen er dazu gelangen müste. Er macht seinen Freund treuherzig und lockt ihm ohne Mühe das ganze Geheimnis ab. Funfzig Gulden mehr bahnten ihm den Weg zu der Wohlgewogenheit der gnädigen Frau, und Hr. Gutherz muste mit einer Vertröstung auf eine andere Gelegenheit zufrieden seyn. Ich kenne diesen ehrlichen Mann, und habe es öfters versucht, ihn ein wenig mistrauisch zu machen. Sobald man ihm aber nur etwas von Verstellung sagt, so ist schon nichts mehr mit ihm auszurichten. Oefters hat er durch seine übertriebene Ehrlichkeit und Liebe zur Wahrheit auch andere Leute unschuldiger Weise unglücklich gemacht. Ein guter Bekannter von ihm hat eine schöne Frau, die keinen andern Fehler hat, als daß sie ein wenig zu munter ist. Bey dem allen aber würde er vergnügt mit ihr gelebt haben, wenn der Herr Gutherz nicht durch seine Offenherzigkeit den Hausfrieden gestöret hätte. Ein gewisser Mann, dessen gröstes Verdienst darinn bestehet, daß er junge Weiber verführt, und sich von dem Schweisse seiner Mitbürger mästet, hatte diese junge Frau einmal auf der Promenade gesehen, und sie gefiel ihm, ohne

daß

daß er jedoch von ihr wäre bemerkt worden. Sogleich machte er einen Entwurf, diesen Vogel in sein Garten zu locken, und seiner löblichen Gewohnheit nach, berühmte er sich schon noch denselbigen Abend in voraus gewisser noch nicht genoßener Gunstbezeugungen. Dies ist die Art verschiedener Unverschämten, die ein Vergnügen daran finden, anderen Leuten unverdienter Weise eine Ehre zu rauben, die sie selbst niemals besessen haben. Herr Gutherz war dabey gegenwärtig, und erachtet es vor seine Schuldigkeit, seinem Freunde von dem unanständigen Betragen seiner Frauen Nachricht zu geben. Die arme Frau war bis jetzo unschuldig; der ungegründete Verdacht ihres Mannes und die unverdienten Vorwürfe brachten sie aber so sehr wider ihn auf, daß sie auf Rache sann, und dasjenige endlich im Ernste that, woran sie vorher vielleicht niemals gedacht hatte. Dergleichen gar zu aufrichtige Leute, sind dem gemeinen Wesen sowohl als sich selbst mehr schädlich als nützlich. Eine gewisse Verstellung und Zurückhaltung ist in der menschlichen Gesellschaft unumgänglich nothwendig, und man kann dem ohnerachtet ein ehrlicher Mann und ein sehr guter Christ seyn.

Dis sind aber auch nicht die Leute, wovon anjetzo hier eigentlich die Rede ist. Unwissenheit und Bosheit habe ich gesagt, sind die Hauptquellen, woraus die Handlungen dererjenigen fliessen, die uns durch einen falschen Schein entweder aus Einfalt oder auch muthwillig betriegen. Mit Leuten von der ersten Classe muß man Mitleiden haben; die letzteren aber verdienen, daß man sie verabscheuet. Ich will von jeder Art ein Beyspiel anführen. Nicht wahr, Sie wundern sich, wenn Sie die ausgelassene Elmire sehen, und können es nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer von ihren Jahren, und bey der man die beste Erziehung vermuthet, so ausschweifend seyn kann. Alles ist närrisch an ihr, bis auf die geringste Bewegung ihres Körpers. Wenn sie nur den Mund aufthut, so entfährt ihr auch schon eine Thorheit, und sie wird es nunmehro bald soweit gebracht haben, daß sie in allen Gesellschaften als eine Närrin freye Sprache haben, und der Stadt zum Gelächter dienen wird. Solten Sie aber wohl glauben, daß Elmire blos aus Verstellung eine so lächerliche Rolle spielt? Sie will die Welt glauben machen, daß sie munter, artig und

witzig sey, und blos allein ihre Unwissenheit, die ein Fehler ihrer Erziehung ist, hat sie auf so thörigte Abwege geleitet. Es gelingt ihr öfters bey dem ersten Anblick, auch sogar von scharfsichtigen Leuten auf einen Augenblick bewundert zu werden, und dieser kleine Triumpf bestärkt sie noch vollends in dem irrigen Wahn, daß man auch durch Thorheiten gefallen könne. Man darf aber nur eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft seyn, so sieht man sie schon in ihrer ganzen Blöse. Wenn Elmire keine gezwungene Verstellung annähme, und so erschiene, wie sie von Natur ist, so würde sie wenigstens erträglich seyn, jetzt aber da sie witziger und artiger scheinen will, als sie es wirklich seyn kann, so betriegt sie aus bloser Einfalt sich selbst, und alle diejenigen, deren Auge zu schwach ist, durch ihre Thorheiten hindurch zu sehen. Elmire mag es mir für diesmal verzeihen, daß ich ihre Verstellung Einfalt nenne. Die Klugheit besteht darinn, daß man allezeit die besten Mittel erwählt zu seinem Endzweck zu gelangen. Elmire will gerne einen Mann haben. Wenn sie klug wäre, so beflisse sie sich einer Ehrbarkeit und eines sittsamen Wesens, und wenn auch etwas

was Verstellung mit unterlaufen solte. Jezt aber thut sie just das Gegentheil. Anstatt, daß sich andere Leute verstellen um besser zu scheinen, als sie in der That sind, so verstellt sich Elmire, um schlechter zu scheinen. Aus bloser Einfalt betriegt sie sich und andere Leute, und zwar immer zu ihrem eigenen Schaden. Würde man sich also nicht gröblich irren, wenn man von den Handlungen der Elmire auf ihre Denkungsart schliessen wolte? Man solte aus ihrem Betragen zu urtheilen, auf die Gedanken gerathen, daß sie es sich zum Zweck fürgesetzt, allen Mannspersonen einen Eckel vor ihrer Person beyzubringen. Aber keinesweges; sie will sich das ganze männliche Geschlecht unterthänig machen, und allenthalben bewundert seyn. Wer solte das denken!

Sehen Sie einmal dort jenen Mann, der mit einer so ehrbaren und frommen Miene auf uns zukommt. Dieser kann uns das zweite Beyspiel geben. Betrachten Sie ihn nur recht. — Wofür halten Sie ihn? Ich würde diesem Manne sehr viel zutrauen, war meine Antwort, denn sein äuseres Wesen verspricht mir nichts als Gutes, und ich habe kurz vorher

wahr-

wahrgenommen, daß er dort an der Ecke einen armen Menschen, auf eine sehr anständige Art ein nicht geringes Almosen gab, welches ich daraus geschlossen, weil der Bettler ungemein vergnügt zu seyn schien. Eben durch diesen äußeren Schein, versetzte Herr Meßmann, durch christliche und gleisnerische Reden, und durch allerhand dem Scheine nach gute Handlungen, die er immer so anzubringen weiß, daß sie in die Augen fallen, sucht er die ganze Welt zu betriegen, und es gelingt ihm nur mehr denn allzugut. Wehe dem Menschen, der in seine Hände fällt! Er weiß den Leuten das ihrige auf eine solche Art abzunehmen, daß sie es noch als eine Wohlthat ansehen, und sich dafür bedanken müssen, daß er so gütig gewesen, und sie zu Bettlern gemacht. In allen Häusern, wo ihm der Zutritt verstattet ist, stiftet er Uneinigkeit und Zwietracht an, und bey dem allen hat er sich den Namen eines Friedenstifters erworben. Er ist von allem, was er zu seyn scheint das Gegentheil. Man glaubt, daß er aus lauter Keuschheit nicht heirathet; und er hat wenigstens schon drey unschuldige Mädchen verführt und sie hernach heimlich fortgeschickt. Das heisse ich die Welt durch eine boshafte Verstellung hinter-

gangen! Wenn mich meine Kunst nicht betriegt, so wird er noch vor seinem Ende die Maske verlieren. Ich sehe es ihm an, daß er anjetzo mit einem neuen Entwurfe schwanger geht, der auf nichts weniger hinausläuft, als ein paar Familien zu ruiniren. Man wird ihn aber gewis darüber ertappen, und sich nicht wenig wundern, unter dem Deckmantel der Tugend so viele Bosheit zu finden.

Wir waren unter diesem Gespräch, bis an meine Wohnung gekommen, und schieden also für dismal auseinander, nachdem wir vorher die Abrede genommen, uns den folgenden Tag an dem bestimmten Ort wieder einzufinden.

Beweis, daß es Schutzgeister gebe.

Dreymal habe ich die Feder angesetzt, mein Wochenblatt zu schreiben, und dreymal hat mich mein Genius am Ermel gezupft, um mich davon abzuhalten. Ich habe sonst einen sehr höflichen Schutzgeist; er begleitet mich gemeiniglich auf meinen unsichtbaren Wallfarten, und ist ein eben so getreuer Gefährte von mir, als der Herr Y. von der Madame X, oder als die magere Rosette von der Jungfer Mannlieb, wenn sie selbiger auf ihren nächtlichen Wanderschaften Gesellschaft leistet. Daß ein jeder Mensch seinen Schutzgeist habe, daran wird wohl kein Christenmensch zweiflen, wenn er anders Heldengedichte gelesen hat, und die Existenz der Geister nicht läugnet. Wenn ich es wüste, daß hier in Frankfurt, vom Römerberg an gerechnet, wo zu Zeiten einer Wahl und Krönung der Ochse gebraten wird, bis hinter die Schlimmauer, wo man sich im Winter beym Schlittenfahren küßt, nur ein einziger so

ruchloser Mensch anzutreffen sey, der diese Wahrheit läugnen und auch nur dasjenige, was so viele glaubwürdige Matronen von Gespenstern und Kobolden erzählen, einen Augenblick in Zweifel ziehen wolte, so wäre ich im Stande mich so zu ereifern, daß ich einem solchen Ungläubigen die ganze Geisterarmee des Grafen von Gabalis über den Hals schickte, die ihm nicht eher Ruhe lassen solte, bis er sich mit einer Silphide verheirathet, oder in den Umarmungen eines häßlichen Gnomen zur Erkänntnis gekommen. Ist es nicht eine Schande, wenn Leute von mittlerem Stande dasjenige bestreiten wollen, was grose Herren in ihren Schlafzimmern gesehen, und wenn man so verwegen ist, die Gegenwart der Schutzgeister zu läugnen, da man doch schon mehr als einmal die Pantoffeln dieser unsichtbaren Gefährten unter dem Bette gefunden. Wäre es doch nur möglich, daß ich dergleichen hartnäckige Zweifler mit mir nehmen, und sie von einer Wahrheit überzeugen könnte, die ich fast täglich mit meinen Augen sehe. Freylich ist es wol andem, daß nicht alle Leute das sehen können, was ich sehe, weil die wenigsten Menschen an einem Sonntag

zwischen zwölf und ein Uhr des Nachts gebohren sind, und weil noch wenigere die Kunst besitzen, sich unsichtbar und folglich den Geistern gewissermasen gleich zu machen. Muß man den aber an allem zweifeln, was man nicht selbst siehet?

Schutzgeister giebt es, das lasse ich mir nicht abstreiten, und wenn zehn Professores kämen, und michmit meilenlangen Demonstrationen zu Tode ärgerten, so wolte ich lieber sterben, als wider besser Wissen und Gewissen eine Sache läugnen, die ich so oft mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehöret und mit meinen Händen betastet habe. Dann wird in meinem Vaterlande ein geistreicher Wohlredner, wenn er mich in seine Todtenliste miteinführt, bey meinem Namen, mit grosen Buchstaben zum Trost meiner Familie die Anmerkung setzen: Dieser starb als ein Märtirer der Wahrheit. — Was? Mit Augen gesehen? — Mit Ohren gehöret? — Mit Händen betastet? — Das müssen mir schöne Schutzgeister seyn! — Ja, Sie mögen nun spotten oder nicht, mein lieber Herr Sauer, so ist es doch wahr, und

bleibt auch wahr, und ich will es Ihnen beweisen, wenn ich auch bey meinen Lesern darüber zum Lügner werden solte. Ich weis zwar, daß man von Herzen neugierig ist, den Verfolg meiner Unterredung mit dem Herrn Meßmann zu wissen. Ich erinnere mich meines Versprechens, selbigen meinen Lesern heute zu liefern. Was soll ich aber thun? Ich will lieber zwanzig mal zum Lügner werden? als eine Gelegenheit versäumen, einen Ungläubigen zu bekehren: Und das sind Sie Hr. Sauer, und wenn sie auch von allen deutschen und undeutschen Universitäten Zeugnisse von Ihrer Gelehrsamkeit aufzuweisen hätten, und sich vier Knotten in Ihre inaugural Parucke machen liessen.

Jetzt fange ich an meinen Satz zu beweisen, und ich will es mir von meinen respectiven Lesern ausgebeten haben, daß sie mich in meiner Erzählung nicht stören. Man ist sonst immer der Meinung gewesen, daß die Schutzgeister die ihrer Aufsicht anvertraute Menschen, von der Geburt an, bis zum Tode begleiten, und also so lange wir leben unzertrennlich von uns sind. Ich will zwar diesen Satz nicht

ganz und gar läugnen; soviel ist aber doch gewis, daß ich nicht nur an andern Orten, sondern auch besonders hier in Frankfurt sehr oft das Gegentheil bemerket. Ich habe Leute gefunden, die alle Jahre, andere die alle halbe Jahre, und noch andere die fast alle Monate einen neuen Schutzgeist haben. Elmire hat deren bisweilen drey auf einmal und die sehr oft durch andere abgelöset werden. Es giebt unter den Schutzgeistern zweyerley Geschlechter, männliche und weibliche, so wie unter allen Creaturen. Ich habe sogar einige mit Bärten und schwarzen Mäntelchen gesehen, die sich insonderheit bey den galonirten Herren und gewissen Kaufleuten aufhalten, die ohne dergleichen Schutzgeister keinen Credit haben würden, und ihre Kleider nicht à la grêque besetzen könnten. so gewis es ist, daß auch ein Unterschied der Stände bey den Schutzgeistern statt findet, so scheint es doch, als ob dieser Unterschied auf die Personen, die von ihnen beschützt werden, keine sonderliche Beziehung hat. Ich habe Herren und Damen von stiftsmäsigem Adel gesehen, die nur bürgerliche Schutzgeister hatten und zwar öfters noch dazu vom untersten Range, da im Ge-

gentheil schlechte bürgerliche Personen und öfters wohl gar Bauren und Bäuerinnen von vornehmen Schutzgeistern bedienet wurden. Als ich einsmal meinen Genium deshalb befragte, gab er mir zur Antwort, daß bey den Vornehmen die Demuth, und bey den Geringern der Hochmuth die Ursache davon sey. Eine gewisse gnädige Frau hatte z. E. lange Zeit einen Genium der in der Geisterwelt ein vornehmer Cavalier war. Die vielen Ceremonien und Complimente die sie mit ihrem Schutzgeiste machen muste, wurden ihr endlich zur Last. Sie dankte ihn ab, und nahm einen andern, der ehedem in der Oberwelt Reitknecht gewesen war. Bey diesem befindet sie sich besser, und vermuthlich wird sie ihn noch eine Zeitlang beybehalten, und wenn sie ihn auch einmal abdanken solte, so bin ich doch gut dafür, daß sie in ihrem Leben keinen adlichen mehr nimmt. Die Frau Eitel ist schon anders gesinnet. Ihr erster Schutzgeist, der ihr zugegeben worden, ist bürgerlichen Standes, so wie sie. Er war ihr aber zu schlecht; sie hätte gerne einen vornehmern gehabt. Es fand sich endlich einer, der nach ihrem Geschmack und eben zu der Zeit außer Diensten war.

Sie

Sie both ihm die ihrigen an, und ob er gleich schon durch verschiedene Feldzüge viel gelitten hat, so nimmt sie dieses doch nicht so genau, und übersieht ihm manche Schwachheit, in Betracht des Achselbandes, wovon sie eine grose Liebhaberin ist. Der Herr von — Jetzt zupft mich mein Genius schon wieder am Ermel. Ich möchte nur wissen, was er von mir will. Ich glaube es verdrießt ihn, daß ich von den Schutzgeistern schreibe. Ich werde mich aber in Wahrheit an sein Zupfen nicht kehren; ich denke doch wohl, daß ich Herr auf meiner Stube bin. Kurz und gut Herr Genius, wenn es ihm bey mir nicht länger ansteht, so kan er nur gehen, wenn es ihm beliebt; ich weis schon einen andern, und zwar einen recht hübschen Schutzgeist, von dem ich mich lieber am Ermel werde zupfen lassen, als von ihm. Ich habe es mir nun einmal vorgesetzt, alles von dieser Materie zu sagen, was ich nur weiß, und wenn sich auch alle Schutzgeister zu Narren darüber ärgern solten. Um nichts auszulassen, was zur Erläuterung der Sache gehöret, so muß ich auch erinnern, daß es unter diesen Geschöpfen Arme und Reiche, Junge und Alte, Große

und Kleine giebet, je nachdem sie ein jeder nach seinen Umständen braucht.

Nachdem ich also diese allgemeine Erfahrungen vorausgesetzt, so will ich nunmehro meinen Satz durch Beyspiele erläutern. Wohl mancher wird es mir noch Dank wissen, der bisher viele Unruhe und Sorgen ausgestanden, die er inskünftige ersparen kann wenn er in der Lehre von den Schutzgeistern erst besser unterrichtet ist.

Als ich vor einiger Zeit des Abends nach Hause gehen wolte, überfiel mich ein Regen, der mich nöthigte irgendwo Schutz zu suchen. Zum guten Glück erblickte ich nicht fern von dem Orte, wo ich mich eben befand einen Mann, der an einer Thür schellete, und mit vieler Ungedult den Augenblick erwartete, da man ihn einlassen würde. Der Mann schien mir zwar ganz artig zu seyn, ich hatte aber doch meine Ursachen, warum ich mich ihm nicht sichtbar zeigen wolte, zumal da es schon zu spät war, den Eintritt in ein fremdes Haus zu begehren. Ich nahm also meinen Ring zur Hand, in der Meinung, unvermerkt mit ihm hineinzuschleichen. Wir musten lange war-

warten, ehe man uns die Thür eröfnete, und der ehrliche Mann, der wie ich hernach merkte, der Eigenthümer des Hauses war, bezeugte über die Nachläßigkeit seines Hausgesindes ein grosses Misvergnügen. Endlich hörten wir jemand ankommen, der die schweren Riegel mit vieler Mühe zurück schob, und uns nach langem Warten, den Eingang verstattete. Es war aber alles dunkel, weil die Magd in der Eil ein Licht mitzubringen vergessen hatte. Der Herr des Hauses erzürnete sich sehr darüber, und verwies diesem Mädgen ihre Unachtsamkeit, wozu er denn auch allen Rechten nach befugt war.

Ich hatte nicht Lust die Treppen mit hinauf zu steigen weil ich mich nur eine kurze Zeit für dem Regen bergen wolte, und da ich ohnehin wahrgenommen (denn ich kann wie ich schon erwähnet, im Dunklen so gut sehen wie bey Tage) daß man die Hausthür von innen ohne Schlüssel aufmachen konnte, so blieb ich unten im Hause stehen, während der Zeit der Herr mit der Magd im Finstern so gut sie konnten herumtappeten und den Weg nach den oberen Zimmern suchten. Ich mochte kaum einige Minuten hier gestanden haben, als

als sich oben ein plötzlicher Lerm erhob, wodurch ich so neugierig gemacht wurde, daß ich in aller Eil hinauf lief. Der Mann begegnete mir zuerst; in der rechten Hand hatte er ein spanisches Rohr, und in der linken ein Licht. Ich will ihn heraus haben, sagte er, und wenn er beym T = = = säße. Ich habe ihn mit meinen Augen gesehen; es war ein junger Mannskerl, das lasse ich mir nicht abstreiten, und wenn ihr euch alle, so wie ihr da seyd, auf den Kopf stellet. — Ich bin doch beym Henker nicht besoffen, das weiß ich doch wohl. — Und ihr werdet mich doch mit sehenden Augen nicht blind, oder gar zum Narren machen wollen. — Glaubt ihr denn, daß ich die Comödie nicht schon lange gemerkt? Oho! Madame, Sie muß ihren Mann für sehr dumm ansehen. Genug, ich weiß, daß hier Mannsleute des Abends wenn ich nicht zu Hause bin, aus- und eingehen, sie mögen nun zu Ihr oder zur Christine kommen; es ist alles beides nicht recht, und soll nicht seyn. — Wenn ich ihn nur finde, so will ich ihm das Wiederkommen schon verleiden. —

Unter dergleichen Reden suchte er das ganze Haus durch, während der Zeit seine Frau, ein recht artiges munteres Weibgen, nebst der Magd, mit Zittern und Beben hinter ihm hergiengen, und bey Ehre und Gewissen versicherten, daß er sich irre, und daß sie in seiner Abwesenheit niemand zu sich hinein ließen. Der durch die Eifersucht erhitzte Ehemann ward endlich des Suchens müde, und schwor hoch und theuer, daß er jemand gesehen, und daß man ihn zu betriegen suche. Es blieb also für diesmal unentschieden, ob die Frau, oder der Mann recht gehabt, und man verfügte sich zur Ruhe. Ich war eben im Begrif meinen Stab auch weiter zu setzen, als ich ein Geräusch nahe bey mir hörte, das mich aufmerksam machte. Ein alter Küchenschrank, der in einem Winkel neben der Treppe stand, öfnete sich, und ein recht artig geputzter Genius kam ganz behende heraus spaziert. Da haben wir es, dachte ich bey mir selbst; der ehrliche Mann ist an einem Sonntag gebohren und sieht die Geister, und weil er vermuthlich von den Schutzgeistern nichts weiß, so hat er sich eingebildet, es wäre irgend ein Balthasar, den seine Frau ohne sein Vorwissen in

Dien-

Diensten genommen. So gehts, wenn man sich in der Welt um nichts bekümmert. Was ist es doch für eine schöne Sache um die Gelehrsamkeit! Da ersparet man manche unnöthige Sorge und Mühe. Auf der Universität, wo ich studirt habe, glaubten die mehresten Gelehrten an die Schutzgeister, und eben deswegen wurden sie niemals dadurch in ihrer Ruhe gestört. Sie hielten sich stille in ihren Studierstuben, und liessen die Schutzgeister aus- und eingehen wie sie wolten. Diese waren auch nicht unerkenntlich dagegen; sie nahmen den Männern manche Mühe ab, und vertrieben den Weibern die Zeit. Denn keine Frau in der Welt hat wohl mehr einen Schutzgeist nöthig, als die Frau eines Gelehrten, der immer über den Büchern sitzt. Ich komme aber ganz von meiner Geschichte ab.

Als der Herr Genius sein Futteral, darin er gesessen, verlassen hatte, kroch er auf den Zehen ganz leise die Treppen hinunter. Ich folgte ihm, und um dem armen Schelm, der ganz erschrocken war, bald von der Angst zu helfen, so öfnete ich die Hausthür, und lies ihn mit mir hinausgehen. Ich habe nachher von meinem

Genio erfahren, daß er noch nicht gar lange bey dieser Frau in Diensten ist, und auch nicht Lust hat, länger dort zu bleiben, weil es ein gar beschwerlicher Dienst für einen Schutzgeist ist, einer Frauen aufzuwarten, deren Mann in einer Sonntagsnacht gebohren ist.

Hundert dergleichen Exempel könnte ich anführen, um dadurch die Existenz der Schutzgeister zu beweisen. Sie begegnen mir des Abends öfters haufenweise in allerley Gestalten. Ein gewisser Herr hat eine Silphide zum Schutzgeist, die gewöhnlich nur zu der Zeit, wenn die Frau im Hause krank ist, oder im Wöchenbette liegt, die Aufwartung bey ihm hat. Ich glaube immer, daß die Frau, wenigstens mit einem Auge, Geister sehen kann, denn sie hat sich schon einigemal so etwas merken lassen. Sie darf sich aber nur zufrieden geben; das Mädgen worauf sie Argwohn hat, ist nur ein Schutzgeist, und weiter nichts. Eben jetzo fällt mir etwas ein, worüber ich noch lachen muß. In einem gewissen Hause, wo der Herr auch ein sehr scharfes Auge zu haben glaubt, und doch keine Geister siehet, ohnerachtet sie fast Bataillonnenweise

dort aus und eingehen, trug es sich eines Tages zu, daß zwey Genii, die beyde bey der Hausjungfer die Aufwartung hatten, in Händel geriethen. Der Vater kam dazu, und hörte den Lerm, und sahe auch wirklich so etwas schimmern und zur Thüre hinaus wischen; er hatte aber doch nichts deutlich unterscheiden können. Die Tochter hatte gewisse Ursachen, es für ihrem Vater zu verbergen, daß es ihre Schutzgeister gewesen. Er wolte indessen wissen, wer die Leute seyen, die einen solchen Lerm gemacht, und als er sich lange genug geärgert, muste er endlich glauben, daß es nur ein paar Katzen gewesen, die sich miteinander gebissen.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß die Männer gemeiniglich weibliche, und die Frauen hingegen männliche Schutzgeister haben. Ich weis nicht woher dieses kömmt; es ist aber doch der Erfahrung gemäs. Wenn ich die Sache recht überlege, so ist es gut, daß nicht alle Leute so helle Augen haben, daß sie alles sehen. Es könnte doch dann und wann zu Verdrieslichkeiten Anlas geben, wenn man zumal sehe, daß sich die Herren Schutzgeister mannigmal ziem=

ziemlich grose Freyheiten heraus nehmen. Auf der andern Seite aber ist es gut, daß man es weiß, daß es Schutzgeister in der Welt giebt, damit man sich nicht unnöthige Gedanken und Sorgen macht. Und eben dieses ist der Endzweck gewesen, warum ich mich so weitläuftig in diese Materie eingelassen habe.

Wenn also inskünftige Herr Vorsichtig etwa hören solte, daß seine Tochter zu der Zeit, wenn er nicht zu Hause ist, vielen Besuch hat, so kann er deshalb ganz unbesorgt seyn; es sind nur Schutzgeister: Und die Frau Aengstlich darf sich ferner keine arge Gedanken machen, wenn sie dann und wann ein hübsches Mädgen aus dem Zimmer ihres Hrn. Ehegemahls kommen stehet. Es sind nur Silphiden, die ihm als Schutzgeister dienen. Auch muß man inskünftige nicht mehr glauben, daß es Juden sind, die den Hrn. Goldreich so oft besuchen. Es sind nichts anders als Gnomen, Schutzgeister mit Bärten und Mäntelchen, so wie deren hier viele in Diensten stehen.

Der undankbare Sohn.

Als ich vor einigen Jahren in einem gewissen Kreise Deutschlands, eine Reise zu Pferde that, geschahe es, daß ich mich auf einer grosen Heide verirrete. Ich war in Gedanken geritten und einem Schleifwege gefolgt, der sich endlich verlohr, wodurch ich in die verdriesliche Nothwendigkeit gesetzt wurde, bald rechts bald links, die ordentliche Landstraße zu suchen. Die Nacht überfiel mich ehe ich es vermuthete; die Witterung war rauh und unangenehm; die Gegend wo ich mich befand, war mir ganz unbekannt, und ich sahe also kein anderes Mittel vor mir, als mich mit Gedult zu wafnen, und die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen. Ich ritt auf ein kleines Gebüsche zu, das ich noch in der Dämmerung wahrgenommen hatte, band daselbst mein Pferd an, so gut ich konnte, wickelte mich in meinen Mantel, und legte mich auf den Erdboden nieder. Ich konnte, wider meine Gewohnheit nicht einschlafen, und ob ich mich gleich niemals zur

Weichlichkeit gewöhnt, so glaube ich doch, daß das schlechte Bette schuld daran war. Ueberdem machte das Pferd in dem Gebüsche ein beständiges Geräusch, welches vermuthlich wohl daher kommen mochte, weil es seine Krippe nicht finden konte.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde gelegen haben, als ich ganz in der Ferne das Bellen eines Hundes hörte. Der Wind wehete ziemlich stark, so daß ich mich auf die richtige Bewegung des Schalles nicht verlassen konte. Ich nahm alle meine physicalische Erfahrungen zusammen, und ob selbige gleich so gering waren, daß ich hierauf nicht bauen durfte, so glaubte ich doch endlich den Ort bestimmen zu können, wo der Schall herkäme; und da ich sowol als mein Pferd mit unserem dermaligen Nachtquartier nicht sonderlich zufrieden waren, so begaben wir uns beide auf den Weg, ein besseres zu suchen.

Zum grosen Glück für mich, war der Hund, dessen Stimme ich hörte, in einen heftigen Zorn gerathen und bellete unaufhörlich fort, so daß ich beständig wahrnehmen konte, ob ich mich selbigem näherte, oder aber aus der rechten Linie wich. Noch in meinem Leben habe ich nicht mit

mehrerem Vergnügen einen Hund bellen hören. Das schönste Concert von Jommelli wäre mir zu der Zeit nicht so angenehm gewesen, und der Klang seiner Stimme war in meinen Ohren so reizend, als wenn die beste italiänische Sängerin eine Arie getrillert hätte.

Ich mochte etwa eine gute halbe Stunde geritten seyn, als ich ein Licht gewahr wurde und mich ganz nahe an einem Meyerhof befand, dessen Eingang verschlossen war. Ich klopfte eine lange Zeit vergeblich; endlich kam jemand und fragte mich, wer ich sey, und was ich verlange. Wie man nun ohnehin in dergleichen Umständen sehr höflich zu seyn pflegt, so antwortete ich auch sehr bescheiden, daß ich ein Reisender sey, der sich verirret, und nichts mehr wünschte, als irgendwo aufgenommen zu werden, um wenigstens die Nacht nicht im freyem Felde zubringen zu dürfen. Wenn der Herr nur kein Spitzbube ist, antwortete die Stimme, so könnte man ihn noch wohl beherbergen. Ich versicherte, daß ich der ehrlichste Mann von der Welt sey, worauf man mir andeutete, ich möchte nur noch ein wenig warten, er wolle es dem Herrn erst melden. Nach einigen Minuten kam

er wieder und öfnete mir das Thor. Meinem Pferde wurde zuerst das Quartier angewiesen, und als dieses besorgt war, führte mich der alte Hausknecht in ein Zimmer, wo ich in einem Lehnstuhle einen alten abgelebten Greis fand, der die Bibel vor sich liegen hatte und eben beschäftiget gewesen war, sein Abendgebet zu verrichten, denn es mochte ohngefehr zehn Uhr seyn.

Dieser alte Mann, der eine sehr redliche aber dabey betrübte Miene hatte, empfieng mich sehr freundlich, und nachdem ich ihm kürzlich von meiner Person und von der Ursache meines späten Besuchs Nachricht gegeben, lies er noch ein Caminfeuer anlegen, und befahl, daß man mir etwas zu essen vorsetzen möchte. Er that dieses alles mit einer so aufrichtigen und vertraulichen Art, daß meine Hochachtung, die ich ohnedem für ihn, als einen ehrwürdigen Greis haben muste, dadurch bis zum höchsten Grad anwuchs. Ich bath ihn inständig, er möchte sich an seiner Ruhe nichts abbrechen, und mir nur erlauben, daß ich die Nacht in einem Stuhle zubrächte, weil ich mit Anbruch des Tages gerne wieder fort wolte. Nein mein Sohn, sagte er, ich werde ihn nicht weglassen, bis er

sich erquicket und wieder ausgeruhet hat. Ich liebe meine Mitbrüder. — Billig solte ich sie hassen. Bey diesen Worten stieß er einen tiefen Seufzer aus, und eine Thräne rollte über die runzlichten Wangen herab. Es ist für mich kein rührenderer Anblick, als einen Greis weinen zu sehen. Der Seufzer und die Thräne meines alten Wohlthäters drang mir durch die Seele, und ich hätte beinahe mit geweint, ohne zu wissen, warum. So begierig ich auch war, die Ursache seiner Betrübnis zu wissen, so unterstand ich mich doch nicht, diesen Abend darnach zu fragen, einestheils um die Traurigkeit des Alten nicht zu vermehren, anderntheils aber auch um ihn nicht länger von der Ruhe abzuhalten. Ich hatte etwas weniges gegessen, und nachdem ich meinem Wirth versprochen, des andern Morgens nicht eher fortzureiten, bis ich mich bey ihm beurlaubet haben würde, so führte mich der Hausknecht in eine Nebenkammer, wo ich ein Ruhebette fand, das meinem alten Adam ein wenig angenehmer war, als die harte und kalte Erde, worauf ich mich einige Stunden vorher niedergelegt hatte. Der Hund bellete noch öfters; ich hörte ihn aber jetzt nicht mehr, sondern schlief bald ein, und erwachte nicht eher als am späten Morgen.

Ich fand meinen alten gefälligen Wirth schon wieder in seinem Lehnstuhl, bey einem Caminfeuer; ich muste mich neben ihn setzen, um das Frühstück mit ihm zu genießen. Sein erstes Compliment bestund darinn, daß er mich nöthigte noch diesen Tag bey ihm zu bleiben. Da ich keine besondere Geschäfte hatte, weshalb ich hätte eilen dürfen, so lies ich mich nicht lange bitten, zumahl da ich neugierig war, die Geschichte des Alten zu erfahren. Ich schlug ihm dieses als eine Bedingung vor, und er willigte endlich darein. Die Erzählung, die er mir von seinen Schicksalen machte, war so rührend, und machte einen solchen Eindruck auf mein Gemüth, daß ich selbige niemalen vergessen werde. Ich will sie meinen Lesern so mittheilen, wie ich sie aus seinem Munde empfangen; denn noch bis jetzo ist mir kein Wort davon entfallen.

Das menschliche Leben, sagte er, ist nur kurz zur Freude, und lang genug zur Betrübnis. Glück und Unglück, Traurigkeit und Vergnügen, wechseln beständig ab, und glücklich ist der Mensch, der in der Freude kein Thor wird, und sich in der Traurigkeit mit der Hofnung tröstet. Siebenzig Jahre habe ich schon durchlebt, und

kaum darf ich, wenn ich alle vergnügte Augenblicke zusammen zähle, unter den siebenzig Jahren ein einiges rechnen, da nicht Gram und Kummer die Gefährten meines Lebens gewesen. Jetzt bin ich bald am Ende meiner Laufbahn; ich sehe schon über die Gränzen der Welt hinaus, in jene glückliche Gefilde, wo ich frey für den Verfolgungen des Undankes und der Bosheit ein reineres Vergnügen schmecken werde. Dort, in jener Gruft, die ich täglich aus diesem Fenster mit Vergnügen anschaue, wird man bald diese morsche Gebeine, und den zerbrechlichen Ueberrest meines abgelebten Körpers verscharren. — Angenehme Aussicht! Erwünschter Ort der Ruhe, gesegnet seyst du mir! — Wie gerne will ich die Welt vergessen. Hätte ich sie nur schon längst vergessen können.

Mein erster Eintritt in die Welt war schon unglücklich. Meine Geburt kostete meiner Mutter das Leben. Man hätte sie retten können, wenn man mich aufopfern wollen. Sie verwarf aber alle Vorschläge der Aerzte; sie wolte mein Leben durch den Verlust des ihrigen erkaufen. So weit geht die Liebe einer zärtlichen Mutter. Sie starb, und überlies mich den Händen der

Vor-

Vorsicht und meines Vaters, der über den Verlust einer liebenswürdigen Gattin untröstlich war. Sobald er wieder ein wenig zu sich selbst gekommen, wendete er alle seine Sorgfalt auf mich, und ersparte nichts, um mir eine gute Erziehung zu geben. Alle seine Hofnung hatte er auf mich gesetzt, zumal da ich das einzige Kind war, und er niemals wieder zu heirathen gedachte. Mein Vater wurde in der Stadt für einen der reichsten Bürger gehalten, so daß es ihm also nicht schwer fallen konnte, mir dereinsten ein sehr ansehnliches Glück zu machen, wenn anders meine Aufführung mit seinen Absichten übereinstimmen würde.

Ich mochte ohngefehr das sechste Jahr erreicht haben, als durch Unvorsichtigkeit des Gesindes, in dem Hause unseres Nachbaren, Feuer auskam. Es war mitten in der Nacht, da alles in einem tiefen Schlafe begraben lag. Mein Vater hatte sein Zimmer zunächst an dem Hause des Nachbaren, und sein Bette stund hart an der Wand, wodurch beide Häuser unterschieden waren. Eben diese Wand brannte zuerst durch, ehe man etwas merkte. Ich schlief in einem anderen Theile des Hauses. Man riß mich mit

Gewalt aus meinem Bette und trug mich auf die Gaße. Ich sahe bald die Flammen ausbrechen, und vergnügte mich daran, als ein Kind, das die Gefahr nicht kennet. Schreckliches Vergnügen! Die Flamme verzehrte meinen Vater, und bald sahen wir seine Asche unter den Trümmern des Hauses begraben. Der Rauch hatte ihn erstickt, und da ihm niemand zu Hülfe eilen können, so fand er in seinem Bette sein Grabmal. Mein Vater trieb einen starken Handel mit Wolle; er hatte noch kurz vor seinem unglücklichen Ende sein ganzes Vermögen dahinein gesteckt. Das ganze Waarenlager war mit verbrannt, so daß mir also nicht das allergeringste übrig blieb.

Mein Oheim, ein begüterter Kaufmann in L . . . hatte nicht sobald von dieser traurigen Begebenheit Nachricht erhalten, als er kam, und mich, als den unglücklichen Ueberrest von der Familie seines Bruders, mit sich nahm. Ich fand an diesem würdigen Manne, einen Vater, der mich aufs zärtlichste liebte, und die liebreiche Begegnung meiner Tante, machte mich bald den Verlust meiner Eltern vergessen. Sie hatten selbst keine Kinder und ich genoß also ihre ganze Sorgfalt, und konnte mir mit der Hofnung schmeicheln, dereinst der Erbe eines ansehnli-

lichen Vermögens zu werden. Man bestimmte mich zur Handlung, und sobald ich meine Lehrjahre überstanden hatte, schickte mich mein Oheim zu seinem Correspondenten nach Bourdeaux, um eine bessere Kenntnis von dem auswärtigen Handel zu erlangen. Während drey Jahren, die ich in dem Hause meiner Pflegeltern zugebracht, hatte ich mir das vollkommene Vertrauen derselben erworben. Mein Herr hatte einen Vetter in Cadix, der sehr reich war, und auf dessen Vermögen er durch ein Testament schon längst die Anwartschaft bekommen. Dieser Mann starb plötzlich, und ich erhielt den Auftrag nach Cadix zu gehen, und dessen Verlassenschaft in Empfang zu nehmen. Meine Hinreise war glücklich, und es mochten kaum zwey Monat verstrichen seyn, als ich mich bereits mit sehr ansehnlichen Reichthümern auf der Rückreise befand. Wir waren ohngefehr zwey Tage auf der See gewesen, als ein widriger Wind uns nöthigte von der gewöhnlichen Fahrt abzuweichen und tiefer als sonst in die See hinein zu segeln. Zu unserem Unglück fielen wir einem Corsaren ins Gesicht, der uns den Wind abgewann und uns in wenig Zeit einholete. Wir waren zu schwach uns diesen Räubern zu widersetzen;

setzen; Sie machten sich Meister von unserem Schiffe, und führten uns mit sich in einen africanischen Haven, wo wir sämtlich als Sclaven verkauft wurden. Ich will alles dasjenige übergehen, was mir hier während sieben ganzer Jahren begegnet ist. Ich habe alle Noth und Ungemach ausgestanden, die mit der Sclaverey vergesellschaftet sind. Nur allein die Hofnung, dereinst mein Vaterland wiederzusehen, war dann und wann vermögend mein Gemüth aufzurichten und mich für der Verzweiflung in Sicherheit zu stellen. Sie ward endlich erfüllet, diese angenehme Hofnung; Ich fand Gelegenheit meinen Aufsehern zu entwischen, und auf ein französisches Schif zu kommen, welches mich innerhalb zwey Monaten in Frankreich ans Land setzte. Ich eilete nach Bourdeaux und fand meinen Herrn bereits seit zwey Monaten im Grabe. Die Wittwe, die noch über den Verlust ihres Mannes untröstbar war, empfing mich mit den aufrichtigsten Merkmalen der Freude. Mein Oheim hatte ihr schon oft angelegen, sie möchte ihr dortiges Vermögen zu Gelde machen, und ihre übrige Lebenszeit in seinem Hause zubringen. Sie hatte sich bisher noch nicht dazu entschliessen können; anjetzo aber, da ich gleichfalls deshalb

in

in sie drang, gab sie endlich nach, und machte sich in meiner Begleitung auf den Weg. Mein Oheim, dem ich, in Hofnung ihm eine unerwartete Freude zu machen, noch nichts von meiner Ankunft in Bourdeaux gemeldet hatte, trauete fast seinen Augen nicht, als er mich mit seines Brudern Frau ankommen sahe. Er nahm mich von neuem für sein eigenes Kind auf und es ward beschlossen, daß ich nunmehro meine eigene Handlung anfangen solte.

Um in meiner Erzählung alle unnöthige Weitläuftigkeiten zu vermeiden, so will ich nur noch sagen, daß meine ganze Familie in kurzer Zeit nach einander ausstarb, und da man mich zum einzigen Erben des sämtlich nachgebliebenen Vermögens ernannt hatte, so war ich nunmehro einer der reichsten Kaufleute in meinem ganzen Vaterlande. Ich hatte mich ziemlich glücklich verheyrathet und in meiner Ehe drey Kinder erzeugt, wovon mir nur ein einziger Sohn übrig geblieben ist. Und ach! dieser Sohn, der die Freude und ein Trost meines Alters seyn solte, sucht jetzt meine graue Haare mit Leid in die Grube zu bringen. Gott! wie bin ich so unglücklich, daß ich einen Menschen

in die Welt gesetzt habe, der die Regungen der Natur verläugnet, uud der ein grausames Vergnügen, daran findet, die Thränen seines Vaters fließen zu sehen. Er war mir der liebste unter meinen Kindern, denn er ist der Erstgebohrne. — Wäre er nur nie gebohren, so würde mich nun in meinem Alter die Schande nicht drücken, ein Ungeheuer gezeugt zu haben. Ich ließ an seiner Erziehung nichts ermangeln, und that öfters mehr als sich für meinen Stand schickte. Dis ist auch der einzige Vorwurf, den ich mir in Absicht seiner zu machen habe. Vielleicht ist dadurch der erste Grund zum Hochmuth in ihm gelegt worden. Er bezeigte sich von Jugend auf widerspenstig, und weder Wohlthaten noch Strafen waren vermögend ihn zum kindlichen Gehorsam zu bringen. Dreymal habe ich ihn von einem unvermeidlichen Unglück errettet, worin ihn seine Ausschweifungen und Verschwendung gestürzt hatten. Noch vor ohngefehr fünf Jahren hatte er in Paris einen französischen Edelmann erstochen. Man würde ihm gewiß den Prozeß gemacht haben, wenn ich nicht dahin gereiset wäre, und ihn noch zu rechter Zeit durch die Hälfte meines Vermögens gerettet hätte. Es fehlt ihm indessen nicht an Verstand,

und er besitzt gewisse äusere Naturgaben, die ihn bey dem ersten Anblick einem jeden beliebt machen. Er hat es in den Wissenschaften ziemlich weit gebracht, und er ist gegen jedermann dienstfertig und gefällig. Nur gegen seinen Vater ist er es nicht. Es scheint als ob unter dem ganzen menschlichen Geschlechte ihm nur allein derjenige zuwider und verhaßt ist, dem er sein Leben und sein Glück zu verdanken hat.

Als ich ihn aus Frankreich zurück brachte, hatte ich Gelegenheit ihn durch einen guten Freund bey Hofe bekannt machen zu lassen. Man fand daß er zugebrauchen sey, und er erhielt in kurzer Zeit, eine ansehnliche Bedienung. Ich gab noch das letzte hin, was ich in meinem Vermögen hatte, um seine Haushaltung einzurichten, zumal da er ein vornehmes und reiches Frauenzimmer heyrathen wolte, und er sich also ihrem Stande gemäs sehen lassen muste. Ich war so thörigt und behielt mir nichts von allen dem Meinigen zurück. Was thut aber nicht ein zärtlicher Vater um sein Kind glücklich zu sehen! Ich hatte mir nur allein ausbedungen, daß er mich noch die übrige kurze Zeit meines Lebens bey sich behalten und ernähren solte. Konnte

ich

ich wohl für alles dasjenige, was ich ihm zu Liebe aufgeopfert hätte, weniger fordern? Er versprach alles, und ich bezog einige Zimmer in seinem Hause, welches er aber von rechtswegen nicht als das seinige betrachten konnte, weil ich es von meinem Gelde bezahlet habe. Die ersten Proben seines Undanks bewies er dadurch, daß er mich kurz nachher zwang, meine bisherige Wohnung wieder zu räumen, und mit ein paar schlechten Kammern in den obersten Stockwerk vorlieb zu nehmen. Hier saß ich öfters ganze Tage, zumal wenn ich am Podagra krank war, und nicht hinunter gehen konnte, ohne daß sich jemand im Hause um mich bekümmert hätte. Wie manchen Abend bin ich mit leerem Magen zu Bette gegangen, und wie oft haben mir meine Thränen den Durst stillen müssen. Wenn der Sohn unten im Hause mit seinen Gästen des Vaters Gut verprassete, so muste dieser sich von den Brosamen die vom Tische fielen, kümmerlich ernähren; oder wenn mir ja etwas geschickt wurde, so fraßen es die neidischen Bedienten unterwegens auf. Höchstens alle acht Tage pflegte er mich einmal zu besuchen, und auch diese Besuche waren so kurz, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm die Klagen seines Vaters anzuhören.

Sei-

Seine ganze Antwort bestund mehrentheils darin, daß ich ein alter, wunderlicher und unzufriedener Mann sey.

Als ich eines Tages zur gewöhnlichen Zeit hinunter zu Tische gehen wolte, und bereits die Thür zum Speisen in der Hand hatte, lief mir mein Sohn entgegen, und fragte mich mit einer unruhigen und verächtlichen Mine, wo ich hin wolte? Das siehest du ja mein Sohn, antwortete ich ihm; ich komme selbst herunter, so sauer es meinen schwachen Füssen auch wird, um dir die Mühe zu ersparen, dich bey deiner köstlichen Tafel deines alten Vaters zu erinnern. Habe nur Gedult mein Sohn, bald werde ich nicht mehr kommen, und dir mit meiner Gegenwart zur Last seyn. Du wirst bald das Vergnügen haben, die morschen Gebeine deines alten Vaters hinaustragen zu sehen, der dich deiner Undankbarkeit ohngeachtet auch noch sterbend segnen wird. — Bey diesen Worten wolte ich in den Saal treten, mein Sohn aber hielt mich bey der Hand zurück. Bleiben Sie doch auf ihrem Zimmer, sagte er ganz trotzig; Sie werden mir doch meine Gesellschaft nicht verderben wollen. Ich habe heute lauter dergleichen Leute bey mir,

in deren Gesellschaft Sie sich nicht schicken. Wie ist man doch mit den alten Leuten so geplagt! Kommen Sie und gehen Sie hinauf. — Ja ich will gehen, ungerathener Sohn, antwortete ich ihm, ich will gehen, damit du nicht mehr die Schande hast, deinen Vater um dich zu sehen.

Mein Gemüth war so empfindlich bewegt, daß ich am ganzen Leibe zitterte, und mich kaum auf den Füssen erhalten konnte. Dem allen ohnerachtet, kroch ich so gut ich konnte an meinem Stabe zum Hause hinaus, ohne zu wissen wo ich hin wolte. Jetzt übernahm mich zum erstenmal die Ungeduld so sehr, daß ich den Himmel um meinen Tod anflehete. Mein Sohn hatte sich wenig darum bekümmert, wo ich hingehen würde. Genug, daß er mich los wurde. Er spottete meine Thränen die mir der innerste Schmerz auspressete, und als ich eben zum Hause hinaus gieng, drehete er sich auf dem Absatz herum, pfiff einen Marsch, und eilte vergnügt zu seiner Gesellschaft.

Es war eben mitten im Sommer in der größten Hitze, und da ich keinen Hut hatte, so brannte mich die Mittagssonne so hart auf meinen Kopf, daß ich ganz matt davon ward und mich

nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Mit vieler Mühe erreichte ich noch ein Stück Bauholz, worauf ich kraftlos und ohnmächtig hinsank. So wie Jonas aus seiner Kürbishütte die sündige Stadt Ninive übersah, und von einem heiligen Eifer entflammt, Verwüstung und Unglück prophezeyete, so saß ich hier und überschaute wehmuthsvoll den Ort, wo ein ungerathner Sohn die Natur verläugnet, und ich flehete zum Himmel, daß er die gerechte Strafe von ihm abwenden möchte. Ich mochte wohl eine Viertelstunde hier gesessen haben, als eine Carosse vorüber fuhr, worin ein vornehmer Herr saß, der mich sehr wohl kannte, weil ich ihm ehedem öfters einige kleine Dienstgefälligkeiten geleistet hatte. Er mochte es mir vielleicht an meiner betrübten Miene angesehen haben, daß mir etwas ausserordentliches begegnet seyn müsse. Er befahl seinen Leuten still zu halten, und stieg aus dem Wagen. Was ist Ihnen widerfahren alter Freund, redete er mich an, daß Sie hier mitten in der Sonne so traurig sitzen? Ich reichte ihm die Hand, und war nicht im Stande, ihm zu antworten. Seine Frage war ein Dolch, der mein betrübtes Herz aufs neue durchbohrte, und ein ganzer Strom Thränen überschwemmte mein Gesicht.

sicht. Ohne mir weiter etwas zu sagen, rief er seinen Bedienten, die mich in den Wagen trugen, und wir fuhren beyde miteinander fort. Die Traurigkeit hatte mich endlich übermeistert. Ich war in eine tiefe Ohnmacht gesunken, und als ich mich aus selbiger wieder erholet hatte, befand ich mich an einem unbekannten Orte, ganz entkleidet in einem Bette. Mein großmüthiger Freund saß neben mir, und hielte meine Hand in der seinigen eingeschlossen. Ich befand mich in seinem Landhause, das ohngefehr eine Stunde von der Stadt entfernt war. Als ich endlich wieder ein wenig zu Kräften gekommen, erzählte ich ihm meine traurige Geschichte. Er gab mir die aufrichtigsten Merkmahle seines Mitleidens, und erboth sich die Sorge für meine künftige Pflege u d für die Erhaltung meines noch kurzen Lebens über sich zu nehmen. Bleiben Sie bey mir, sagte er, und vergessen Sie in meinem Hause die Ungerechtigkeit und den Undank eines Sohnes, der nicht werth ist, Ihr Kind zu seyn. Sie mögen sich Ihre künftige Lebensart selbst wählen. Die Stille wird Ihnen vermuthlich am liebsten seyn. Hier in diesem Hause würden Sie öfters in Ihrer Ruhe gestöhret werden. Ich habe aber einen kleinen Meyer-

hof,

hof, der nur einige tausend Schritte von hier entfernt ist, und in einer angenehmen waldigten Gegend liegt. Ich dächte Sie schlügen dort ihre Wohnung auf. Es soll Ihnen an nichts mangeln. Ein alter treuer Bedienter soll zu Ihrer Aufwartung seyn, und ich werde das Vergnügen haben, Sie täglich zu besuchen, wenn mich meine Geschäfte nicht daran hindern.

Ich wuste vor Freude fast nicht was ich antworten solte. Es würde eine zur Unzeit angebrachte Höflichkeit gewesen seyn, wann ich mich lange hätte weigern wollen, ein so grosmüthiges Anerbieten anzunehmen. Ich erwählte diesen Mayerhof, wo ich nunmehro schon seit fünf Jahren von der Freygebigkeit meines edelgesinnten Freundes lebe, der mir die Beschwerden des Alters auf alle mögliche Art erträglich zu machen sucht. Ich weiß nicht ob mein Aufenthalt meinem Sohn bekannt ist; wenigstens habe ich ihn die ganze Zeit über nicht gesehen, und ich selbst erinnere mich seiner so selten als möglich, um nicht durch ein dergleichen Andenken die Ruhe meines Gemüths zu stöhren. Dann und wann entfällt mir noch eine Thräne, die die Natur weint.

Die Vernunft ist nicht allemal Meister, den Gedanken, daß ich ein unglücklicher Vater bin, zu unterdrücken. — Wie ungerne spreche ich diesen Namen aus! Mein Herz blutet immer aufs neue, so oft ich ihn nenne. — Jetzt erwarte ich beherzt die Stunde meines Todes. Ich verliere nichts, wenn ich sterbe, als einen Freund, und auch den werde ich dereinst wieder finden.

Philo=

Philosophische Betrachtungen über die Mäßigkeit.

Es fiel mir neulich von ungefehr ein Stück des Unsichtbaren in die Augen, und ich empfand einen geheimen Trieb selbiges zu lesen. Es ist bekanntermasen eine sehr alte Erfahrung, daß nicht leicht ein Autor in der Welt, unter welche Classe er auch immer gehören mag, so wenig Eitelkeit besitzt, daß er nicht seine eigene Schriften vorzüglich gerne lesen solte. Denn so wie ein zärtlicher Vater die kleinen Geschöpfe, denen er das Daseyn gegeben, mit einem zufriedenen Blicke übersiehet und stolz über das Bewustseyn seiner eigenen Kräfte, sich in seinen Kindern verewiget siehet, so sitzt ein mit sich selbst vergnügter Autor, in seiner Studierstube, und ergötzet sich über die Geburten seines Witzes. Was ist es nicht vor ein Vergnügen, sich selbst zu lesen, sich selbst zu bewundern und mit einem demüthigen Stolze sich in seinen Schriften selbst zu citiren! Wohl mancher Autor würde diese Wollust gegen alle Schätze der Welt nicht vertauschen.

Ich kan indessen meinen Lesern versichern, daß ich für diesmal weder aus Eigenliebe, noch aus Eitelkeit, mein eigenes Wochenblat gelesen. Ich erinnere mich, daß ich verschiedene Materien, die in meinen vorhergehenden Stücken abgehandelt worden, der Kürze wegen abbrechen und gar zu sehr einschränken müssen. Verschiedene Gedanken hatten sich in dem Zusammenhang nicht so anbringen lassen, wie ich wohl gewünscht, und ich behielt es mir deshalb vor, selbige bey einer andern Gelegenheit weitläuftiger nachzuholen. Eben dahin gehört auch dasjenige Stück, wo ich von der vernünftigen Anwendung der Glücksgüter, zum Besten unserer nothleidenden Mitbrüder geredet. Eine natürliche Folge der Gedanken leitete mich bey Durchlesung dieses Stücks auf verschiedene philosophische Betrachtungen, die ich anjetzo meinen Lesern mittheilen will.

Die Mäßigkeit überhaupt, besonders aber in Ansehung derjenigen Dinge, die das sinnliche Vergnügen unsers Körpers betreffen, ist eine Tugend, die von einem weisen und vernünftigen Manne unzertrennlich ist. Wir haben zwar die sinnlichen Empfindungen mit den Thieren gemein, das Vergnügen welches uns aber daraus er-

erwächset, ist ungleich gröser, weil die durch die Vernunft unterstützte Einbildungskraft, uns alles lebhafter und in einer längeren Fortdauer empfinden läßt, da hingegen das Vergnügen der Thiere mit der Empfindung selbst aufhöret.

Der Mensch ist kein Stein; er ist aber auch kein Thier. Wir sind nicht ganz unempfindlich, wir sind aber auch nicht blos sinnlich. Wir haben eine vernünftige Seele, die so genau mit unserem Körper verbunden ist, daß dieser ohne jene nicht wirken kan, so wie jene unwirksam bleiben würde, wenn sie sich des Körpers zu ihren Endzwecken nicht bedienen könnte. Die Sinnen sind die Werkzeuge, wodurch die Ideen in uns erzeugt, und die Bilder in unsere Seele gebracht werden. Eine jede Betäubung der Sinne, ist also unserer Seele an ihren Wirkungen hinderlich. Daß eine dergleichen Betäubung der Sinne, durch den Ueberfluß der sonst dem Körper zu seiner Erhaltung benöthigten Nahrung bewirket werde, davon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Folgt also daraus nicht ganz natürlich, daß die Mäßigkeit unumgänglich nothwendig sey, wenn anders die Seele in unserem Körper gehörig wirken soll? Der Unmäßige setzt durch

überflüßige Nahrung den Körper in die Verfassung, daß seine Seele sich desselben zu ihren Endzwecken nicht behörig bedienen kan. Wenn Edax sich seiner Gewohnheit nach des Mittags den Magen überschüttet hat, so ist er zu allen ferneren Handlungen ungeschickt. Er setzt sich in seinen Lehnstuhl und bringt den ganzen Nachmittag in einer schläfrigen Unthätigkeit zu. Seine Seele scheint nichts zu denken. Er ist so zu reden ganz Magen, und nicht eines einzigen vernünftigen Gedankens fähig. Und wer kennet nicht den unmäßigen Schwelger, den Vinolentum, der bey jeder Mahlzeit drey Maaß Wein trinket, und wenigstens zweymal des Tages seine ganze Vernunft ersäuft? Der Mäßige hingegen giebt dem Körper nicht mehr als zur Unterhaltung der Lebensgeister gehöret, ohne ihn zu überhäufen, und zu den Wirkungen der Seele in demselben unbrauchbar zu machen.

Eben daraus folgt auch, daß der Mäßige weit eher seine Leidenschaften in denen gehörigen Schranken halten kann, als der Unmäßige. Er hat beständig den völligen Gebrauch seiner Vernunft; seine Seele denkt weit freyer; sie schließt also auch richtiger. Es ist kein Mensch

unter der Sonnen, der ohne Leidenschaften sey, und die Lehre der Stoicker war sehr lächerlich, wenn sie behaupteten, daß ein Weiser ohne Leidenschaften seyn müsse. Sie verlangten von ihren Weisen mehr als von ihren Göttern. Die Weisheit bestehet nicht darinn, daß man ohne Leidenschaften sey, sondern sie bestehet darinn, daß man selbige zu mäßigen wisse, und daß man über sie herrsche, ohne sich von selbigen beherrschen zu lassen.

Man versichert, daß Socrates an dem Tage da er sterben solte, eine eben so vergnügte Miene gemacht, als an dem Tage seiner Hochzeit. Man darf sich darüber nicht wundern. Er war ein Mann, der die Mäßigkeit liebte und seine Leidenschaften zu beherrschen wuste. Es konnten ihn folglich weder die Ergötzlichkeiten des Lebens, noch die Schmerzen des Todes, aus seiner natürlichen Fassung bringen.

Die Mäßigkeit bezieht sich zwar eigentlich nur auf die beyden unteren Sinne, nemlich den Geschmack und das Gefühl. Zufälligerweise aber verbessert sie auch die Ausschweiffungen der übrigen. Ich will aber nur eigentlich bey den ersteren stehen bleiben. Die Stoiker lebten sehr

mäßig'

mäßig, um desto schärfer nachdenken und desto richtiger schliessen zu können. Eine Lampe kan zwar nicht brennen, wenn sie kein Oel hat; thut man aber zu viel hinein, so verlöscht sie. Die nöthige Nahrung erhält die Kräfte und Lebensgeister unseres Körpers; der Ueberfluß aber schwächt dieselben, oder unterdrücket sie gar.

Die natürlichen und einfachen Begierden in Ansehung unseres Unterhalts, sind sehr geringe; die durch die Kunst erregten sind schon häufiger, und die unordentlichen sind unendlich. Zur Befriedigung unsers Hungers und Durstes, brauchen wir nur sehr wenig; destomehr aber zur Sättigung unserer unordentlichen Begierden. Wir haben Getraide um Brod zu backen, und eine Menge der schönsten Früchte um unsern Hunger zu stillen, und für den Durst ist nichts besser als das reine Wasser gesunder Quellen. Die Natur hat einen grünen Teppich für uns auf die Erde gebreitet, der uns zum Lager dienen kan. Wollen wir uns für Frost und Ungewitter schützen, so brauchen wir dazu nur sehr wenig Umstände. Der Schatten der Bäume deckt uns für der Hitze der Sonnen, und die Vögel ergötzen unser Gehör durch ihren lieblichen Gesang.

Dies

Dies waren die einfachen Gaben der Natur, womit jene Alten, in den glücklichen Zeiten, reich und vergnügt gewesen, und wobey sie sich so gesund und wohl befunden.

Dies waren die Reichthümer unserer glücklichen Voreltern, die ohne das Gold zu kennen, in den goldenen Zeiten lebten. Dies waren die Zeiten, in welchen der göttliche Pythagoras seine Schüler unterrichtete, und ihnen die weisen Lehren gab, daß man vergnügt seyn müsse, sich mit der Wolle der Schafe zu kleiden, und mit ihrer Milch zu nähren, und daß man die gesunden Speisen die uns die freygebige Natur in den fürtreflichsten Kräutern und Früchten täglich darbietet, zu seinen Unterhalt gebrauchen müsse, ohne seinen Magen mit dem Fleisch erwürgter Thiere zu füllen: Und wenn in den folgenden Zeiten der Witz des Menschen neue Speisen erdacht hat, die unsern Geschmack vergnügen, und die uns, weil wir dabey erzogen werden, nunmehro fast unentbehrlich geworden sind, so weiß der Weise darin die Mittelstrasse zu halten, so daß er weder zu viel, noch zu wenig thut.

Man ist viel zu weichlich, wenn man nicht anders als in einem wohlgemachten Bette schla-

fen

fen kan; und man hat einen sehr verderbten Geschmack, wenn man nichts für wohlschmeckend hält, als was aus andern Weltgegenden zu uns gebracht worden, und wenn man den besten Wein schlecht findet, wenn er nicht aus kristallenen Gefässen getrunken wird. Darius, als er nach einer gelieferten Schlacht für Durst schmachtete, schöpfte mit seiner Sturmhaube aus einer Pfütze faules Wasser, und versicherte, daß er in seinem Leben nichts Köstlicheres getrunken. Bey den grösten Gastmahlen wird der Mäßige allezeit die Mittelstrasse beobachten. Silla der Tyran verwüstete ganze Geschlechter von Thieren, wenn er seinem Volke ein Fest geben wolte; und Nero der Grausame, tractirte einmal mit lauter Pfauenzungen, die auf verschiedene Art sehr köstlich zubereitet waren. Niemals war das römische Volk besser bewirthet worden, und sie hatten an dem ganzen Gastmahl nichts auszusetzen, als daß man ihnen die Zunge des Tyrannen nicht auch vorgesetzet.

Die Glückseligkeit in Ansehung der zeitlichen Güter und der sinnlichen Vergnügungen, hänget blos von unseren Bedürfnissen ab. Derjenige, der nur wenig verlangt, ist, wenn er das

we-

wenige besitzt, eben so glücklich, als wenn er die ganze Welt besäße; und derjenige, dessen Begierden unersättlich sind, ist bey dem grösten Reichthum arm. Der Geitzige hungert bey seinem Geldkasten, weil er noch nicht genug zu haben glaubt; der Zufriedene ißt heute sein letztes Stück Brod, und legt sich vergnügt zu Bette. Der Schwelger sitzt bey seiner köstlichen Tafel und klagt, daß er sich nicht sättigen könne, weil seine verwöhnte Zunge die Speisen nicht nach seinem Geschmack findet. Der Mäßige hat ein Gericht Erdäpfel, und sie schmecken ihm gut; er ist damit vergnügt, und also bey seiner Tafel glücklicher, als jener, der alle Theile der Welt gebrandschatzet, um eine Mittagsmahlzeit zu thun. Der Schwelger glaubt sehr schlecht gespeiset zu haben, wenn er nicht sechs verschiedene Sorten Wein bey der Mahlzeit getrunken; der Mäßige ist mit einer Sorte zufrieden, und trinkt nicht mehr als er gebraucht, um nüchtern zu bleiben. Wie unglücklich ist nicht jener, wenn er in die Umstände geräth, da er es nicht so haben kan, als er es gewohnt ist. Es fehlt ihm alsdann ein wesentliches Stück seiner Glückseligkeit, und folglich auch seines Vergnügens; dahingegen dieser sich in alles zu schicken weiß.

Wenn

Wenn er keine Leckerbissen hat, so grämt er sich nicht darum, und wenn er sie hat, so bedienet er sich derselben mit Maaße. Er ißt bey der Tafel eines Fürsten mit vielem Appetit, und wenn er sich an dem Tische eines geringen Bürgers befindet, so schmeckt es ihm nicht weniger gut. Er ißt nur weil die Nothdurft seines Körpers es erfordert, er glaubt aber nicht, daß er nur deswegen lebe, um gut zu essen. Jener findet zuweilen kaum an den Tafeln der Fürsten etwas das nach seinem Geschmack ist.

Könige und Fürsten müssen auch hierin ihren Pracht zeigen, und sich durch ihre Gastmahle von den Unterthanen unterscheiden. Sie lassen die Täfeln nicht allezeit deswegen so köstlich anrichten, weil sie selbst so vieles gebräuchen, sondern weil es mit dazu gehöret, ihrer fürstlichen Würde ein Ansehen zu geben. Nach diesem Exempel dürfen sich andere, die geringere Würden in der Welt bekleiden, nicht richten, und ich rede auch nicht von dem, was der Wohlstand erfordert, und wodurch sich der Große von den Niedern unterscheiden muß. Große Herren müssen prächtigere Häuser und einen ansehnlichern Staat haben, als der Bürger, und sie sind

deshalb keine Verschwender. Mancher Fürst sitzt an seiner prächtigen Tafel und ist weit mäßiger, als der geringste von denen, die die Erlaubnis haben, mit daran zu sitzen. Carl der zwölfte schlief bey seinen Soldaten unter freyem Himmel eben so sanft, als wenn er zu Stockholm in seinem Pallast auf den weichesten Küssen gelegen hätte; und einem gewissen Prinzen schmeckten in dem letzten Kriege, in einer räuchrichten Bauerhütte ein paar gesottene Eyer so gut als der beste Phasan, dahingegen ein geringerer Officier bey einem guten Stück Rindfleisch sich bitterlich beklagte, daß er sich so schlecht behelfen müsse. Hätte der Prinz nich eher Ursache gehabt zu klagen? Aber dieser Herr liebte die Mäßigkeit, ob er gleich als ein Fürst den Ueberfluß gewohnt war; jener aber war ein Schwelger.

Von den Wünschen.

Wenn ich so für mich allein sitze und meinen Gedanken Audienz gebe, so gerathe ich öfters auf allerhand närrische Grillen. Neulich fiel es mir ein, ich wolte mir etwas wünschen: Denn wo ist wohl ein Mensch in der Welt, der sich nicht zuweilen etwas wünschet. Man darf gar nicht denken, als ob ich mit meinem Schicksal nicht zufrieden wäre. Nichts weniger als dieses. Seitdem ich mit Salomo einsehen lernen, daß alles eitel ist, seitdem sehe ich dem Laufe der Welt mit ruhigem Gemüthe zu: Und da ich einmal mit zu der ganzen Maschine gehöre, so thue ich meine Schuldigkeit, und bin um alles übrige unbekümmert. Ich habe mich bereits daran gewöhnet, alles mit einem gleichgültigen Auge zu betrachten, und wenn ich in dieser mit gewissermaßen natürlichen Gemüthsruhe die Begebenheiten in der Welt mit ansehe, so möchte ich eher darüber lachen, als weinen. Es ist wahrlich nicht der Mühe werth, sich viele Sorgen zu machen,

chen, da wir auch sogar nicht einmal auf den morgenden Tag Rechnung machen können.

Wenn man darauf bedacht ist, ein Christ und folglich auch ein ehrlicher Mann zu seyn, so hat man alles gethan, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kan. Das übrige muß man dem Himmel überlassen. Die Oeconomie der Welt ist auf einen gar besondern Fus eingerichtet. Wenn ich meine Vernunft reden lasse, so stellet sie mir alle meine Mitbürger als meines Gleichen vor. Aller Unterscheide der Stände fällt weg. Der König und der Bauer stehen alsdann in einer Classe, und ich erkenne weiter keinen Vorzug, als die Verdienste. So oft ich das ganze menschliche Geschlecht aus diesem Gesichtspunkt betrachte, so kommt es mir nicht anders als ein Haufen Ameisen vor, die alle zum gemeinschaftlichen Nutzen der kleinen Republik arbeiten, und die doch am Ende nur alle Ameisen sind und bleiben. Schon öfters habe ich, wenn ich diese kleine geschäftige Thiere betrachtet, ein Vergnügen daran gefunden, sie in meinen Gedanken zu Menschen zu machen. Dort sitzt eine gravitätische Ameise oben auf der Spitze der zwölfzölligen Erdkugel, und macht

eine sehr vornehme Miene. Diese mache ich zum Regenten. Als Regent ist sie von der dem Körper sonst nothwendigen Leibesarbeit befreyet. Sie darf nicht mit an dem Strohhalm schleppen helfen, wobey es sich dort ein Dutzend ihrer Unterthanen so sauer werden lassen. Ihre Arbeit besteht anjetzo darin, daß sie ben Arbeitern zusiehet, und alles um sich her in einer beständigen Bewegung erhält. Dort mache ich welche zu Ministern, andere zu Generalen; ich theile sie in lauter verschiedene Rangordnungen und Stände ein. Was habe ich aber Gutes dadurch gestiftet? Anstatt, daß meine kleine Geschöpfe vor meiner neuen Einrichtung in Ruhe und Friede lebten, weil sie alle das gemeinschaftliche Beste zum Zweck hatten, weil keine edler und besser zu seyn glaubte als die andere, so geräth nun alles in Unordnung. Eine jede will gerne zu einer Würde erhoben seyn, wo sie befehlen kan. Bey hunderten kommen sie zu mir gelaufen, beschweren sich über ihr Schicksal, wollen alle vornehme Ameisen seyn, und wenn ich sie alle dazu machte, was sie zu seyn wünschten, so würden sie endlich alle gar nichts mehr seyn, oder wohl verhungern müssen. Unwillig und unzufrieden mit ihrem Zustande, fangen sie

Streit

Streit und Zwietracht unter einander an, fallen über einander her und tödten sich selbst, weil immer eine mehr seyn will als die andere. Ich stoße endlich mit dem Fuß die ganze kleine Welt über den Haufen und auf einmal sind sie sich alle wieder gleich. So wird es dereinst gehen, wenn der Schöpfer der Welt mit einem Wink unsere Erde zerstöhrt, und aus Göttern wieder Menschen macht.

Reichthum und Ehre sind gemeiniglich die Gegenstände unserer Wünsche. Das Sinnliche reitzt uns; wir möchten gerne eine glänzende Figur in der Welt machen, und die Eigenliebe überredet einen jeden unter uns, daß er dieses vermeinte Glück vorzuglich verdiene. Dis ist eine ansteckende Seuche, die ihre Tiranney über das ganze menschliche Geschlecht ausübet. Die Unzufriedenheit herrscht in den Hütten der Bettler, wie in den Pallästen der Fürsten. Wenn der König in seinem Cabinette sich zu einem Universalmonarchen wünscht, so träumt der geringste Tagelöhner unter seinen Unterthanen auf seinem hölzernen Bette wenigstens von einem Bauergute. Wenn der Minister bescheiden ist, und seinem Herrn nicht gar die beschwerliche

Würde der Krone beneidet, so möchte er doch wenigstens lieber einen solchen Herrn haben, dem er keine Rechenschaft ablegen dürfte; Der Secretär wünscht in des Ministers Stelle zu seyn, und der Schreiber denkt: Wenn ich doch nur Secretär wäre!

So geht es durch alle Stände. Ich mag mich hinwenden wo ich will, so sehe ich Wünsche aufsteigen, die von der thörigten Unzufriedenheit der Menschen zeugen. Sehr selten höret man den Wunsch: *Wenn ich doch klug wäre!* Und wenn man ihn höret, so wünscht man die Klugheit doch nicht sowohl um ihr selbst willen, als vielmehr deswegen, weil es klug lautet, wenn man sich Klugheit wünschet. Das lächerlichste dabey ist noch dieses, daß man sich gemeiniglich um dasjenige, was man wünscht, am wenigsten bewirbt. Simpel möchte gern ein gelehrter Mann seyn. So oft er ein Buch siehet, oder davon sprechen hört (denn selbst mag er nicht lesen) so stößt er einen tiefen Seufzer aus, und sagt: Ach! wäre ich doch auch so gelehrt, daß ich dergleichen Bücher schreiben könnte! Warum sind Sie denn nicht fleißiger, sagte neulich ein guter Freund zu ihm? Warum studiren

ren Sie nicht? Geben Sie Sich die Mühe und wenden Ihre Zeit besser an, so können Sie auch etwas lernen. Ja ich bin schon zu alt, antwortete Simpel: Wenn ich noch zwanzig Jahre jünger wäre, so wolte ich ein anderer Leibniz werden. — Simpel würde aber kein Gelehrter werden, und wenn er Methusalems Alter erreichte, den er greift nichts an, und läßt es immer bey dem Wunsch bewenden. So hat er es von Jugend auf gemacht. Als er noch in die Schule gieng, (so hat man mir erzählt) legte er gemeiniglich des Abends beym Schlafengehen sein Buch unter das Kopfküssen, und that dabey den eyfrigen Wunsch: Wenn ich doch nur morgen früh meine Lection könnte! Er wuste sie aber niemals. Auf Universitäten machte er es eben so. In den Collegiis saß er und gafte den Professor an, und wenn die Stunde aus war, so wuste er kein Wort von dem, was abgehandelt worden. Auf seiner Stube setzte er sich auf einen Lehnstuhl, zündete eine Pfeife Toback an, rückte den Tisch vor sich, der voll unbeschriebenes Papier und ungelesene Bücher lag, und wenn er so einige Stunden unbeweglich und ohne Gedanken gesessen, so stund er auf, und wünschte bald so viel gelernt zu haben, daß er in seinem Vaterlande

auf eine ansehnliche Bedienung Anspruch machen könnte. Der arme Simpel! Wenn sein Vater nicht für ihn gearbeitet, und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hätte, so würde er von Wünschen leben müssen.

So wie es den mehresten Menschen bey Ausübung der christlichen Pflichten ergehet, eben so machen es andere bey ihren Wünschen, die nur das Zeitliche zum Vorwurf haben. Wenn doch unser Herrgott mein Herz bekehren und mich fromm machen wolte! sagt eine andächtige Verschwester, die in der einen Hand Schmolkens Gebetbuch hält, und die andere nach unrechtem Gute ausstreckt. Sie wünscht von dem Morgen bis an den Abend, daß sie eine gute aufrichtige Christin seyn möchte, und weint zuweilen wohl gar dazu. Um das Christenthum selbst bekümmert sie sich aber so wenig, daß sie ihre zukünftige Glückseligkeit wohl schwerlich in etwas anderem, als in einem Wunsch bestehen möchte.

Es giebt Leute die so sehr in das Eingebildete, in die Chimäre verliebt sind, daß sie darüber ihr Glück versäumen, und ihre ganze Lebenszeit in einer Art von Traum zubringen. Wenn man nicht sähe, daß sie äßen oder trinken, oder an-

dere willkührliche Handlungen vornehmen, so solte man wirklich glauben, sie schliefen beständig.

Mir begegnet fast täglich ein Mann, dem ich es an den Augen ansehe, daß er am hellen Mittage auf der Gasse träumt, und daß seine Seele mit nichts als leeren Wünschen erfüllt ist. Er siehet z. E. daß man ein schönes Haus bauet. Gleich wird seine Einbildungskraft rege, und er wünscht, daß er auch ein Haus bauen könnte. Er macht in Gedanken den dazu; dis und jenes gefällt ihm nicht; er ändert es. Mit der Einbildung steigen die Wünsche. Das Haus wird nach und nach immer grösser. Vorher solte es nur ein Bürgerhaus seyn; jetzt wird schon ein grosses herrschaftliches Gebäude daraus. Er setzt einen kleinen Thurm darauf, und endlich fängt er gar an ein Schloß zu bauen. Je nachdem das Haus grösser wird, je vornehmer wünscht er sich auch zu seyn. Aus tausend Gulden, die er anfänglich gebraucht, werden Millionen. Die Stadt wird ihm zu enge, er wünscht eine Grafschaft zu haben; endlich ein Fürstenthum und zuletzt möchte er ein Herr der ganzen Welt seyn. Ich zweifle aber sehr, ob er mit allen seinen Wünschen nur eine Bauernhütte zusammen träumen wird.

Wenn ihm ein schönes Frauenzimmer begegnet, so wünscht er sie gleich zur Frau zu haben. Bald hat er an einer nicht mehr genug. Er sähe gern, daß es erlaubt wäre, zwey oder drey zu nehmen. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm der König Salomo ein, und gleich wünscht er ein anderer Salomo zu seyn, und wer weiß, ob er nicht seine Wünsche gar so weit treibt, daß er die einzige Mannsperson in der Welt seyn möchte.

Ich komme aber wieder auf mich selbst. Ich hatte schon lange gesessen und den eitlen Wünschen der Menschen nachgedacht, als es mir, wie ich bereits erwähnet, einfiel, auch etwas zu wünschen. Die Ehrbegierde ist zwar von je her eine meiner Hauptleidenschaften gewesen; Die Erfahrung aber hat mich bereits gelehret, daß es eine der thörigsten sey, so bald sie aus den gehörigen Schranken weicht. Ein Mensch ohne Ehrbegierde wird niederträchtig; hat man aber zu viel Ehrbegierde, so läuft man gemeiniglich Gefahr. Ich habe Fürsten und grosse Männer von der Höhe ihres Glücks herunter stürzen sehen, die mich, der ich es nur kaum gewagt hatte, den Kopf aus dem Staube empor zu heben, bey nahe mit erschlagen hätten. Groß werden wollen ist der

ge-

gefährlichste Wunsch; unbekannt leben und sein eigener Herr seyn, ist nach dem Ausspruch der Weisen das gröste Glück.

Reichthümer habe ich mir nie gewünscht; ich sage nicht, daß ich lieber arm seyn will als reich. Ich müste sonst wider mein eigen Gewissen reden, und niemand würde es mir glauben. Es kömmt aber nur darauf an, was wir reich nennen. Hr. Goldreich hat ein Vermögen von vielen tausenden; er ist aber deshalb nicht reich, und wenn sein Capital bis auf Millionen anwüchse. Er bleibt immer ein armer Mann, weil er nicht Herr über seinen Geldkasten ist, und weil seine Begierden unersättlich sind. Er thut keinem Menschen etwas zu gut, denn er entzieht sich selbst manches, blos aus Furcht, er möchte noch dereinst Mangel leiden. Cleon hergegen hat nur ein mäßiges Vermögen; er hat just so viel als er braucht und auch nichts übrig. Er braucht aber nicht viel, weil er mit wenigen vergnügt ist. Wenn ich jetzt wünschen solte, so möchte ich so reich seyn als Cleon; und so reich kan ich seyn, so bald ich nicht mehr verlange, als ich wahrscheinlicher Weise haben kan.

Auf alle dergleichen Gegenstände waren für diesmal meine Wünsche nicht gerichtet. Ich wolte etwas außerordentliches haben. Ich stelle mir in Gedanken das ganze wünschende menschliche Geschlecht vor, und that dabey selbst den Wunsch, daß ich einmal nur auf eine einzige Stunde das Vergnügen haben möchte, die Wünsche aller Sterblichen erfüllt zu sehen. Kaum hatte ich aber diesen thörichten Wunsch gethan, als es mich schon wieder gereuete. Ich sahe im Geist alle die Unordnung und Verwüstung, die dadurch entstehen würde; Alle Elemente wurden eins wider das andere aufgebothen; und es war mir als ob ich schon die Welt untergehen sähe. Die ganze Ordnung der Natur hörte auf, und ich sahe keinen einzigen Menschen glücklich, weil immer des einen Glück, durch des andern entgegengesetzten Wunsch wieder zerstöhrt wurde. Himmel! dachte ich, wie gut ist es, daß die Ohren des Schöpfers gegen die Wünsche der Sterblichen taub sind. Ich will meinen Wunsch gerne wieder zurück nehmen, und dagegen einen andern thun, der darinn bestehen soll, daß die Zufriedenheit inskünftige das Erbtheil aller meiner Mitbürger seyn möge.

Zwischen der Einbildung und Einbildungskraft ist ein Unterschied.

Immer neue Correspondenten und Correspondentinnen. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Frauenzimmer hier in Frankfurt so geübt in der Feder sey, als ich es wirklich finde. Diese Erfahrung macht, daß ich seit einiger Zeit anfange, mir einen sehr vortheilhaften Begrif von den hiesigen Schönen zu machen. Ich hätte weniger von selbigen gehoffet, und desto mehr von dem männlichen Geschlechte erwartet. Der Betrug ist mir indessen nicht unangenehm. Ich zanke gerne mit dem Frauenzimmer und wenn es auch nur auf dem Papier seyn solte. So oft ich eine neue Gegnerin finde, so oft stelle ich mir selbige in Gedanken vor. Ich bilde sie mir als eine reizende Schönheit ab, und treibe öfters meine Einbildungskraft so hoch, daß ich glaube, ich sehe sie in meinem Zimmer gegenwärtig. Ich lasse mir alle mögliche Vorwürfe machen, und wenn sie endlich ausgeredet und ihren ganzen Zorn gegen mich ausgelassen hat, so

fan-

fange ich an, sie auf eine freundliche Art zu widerlegen. Endlich werden wir wieder eins und scheiden als gute Freunde von einander.

Das heißt die Einbildungskraft ziemlich weit treiben, wird Alcire sagen. — Es kan wohl seyn. Es giebt aber Leute, die die Einbildungskraft noch weiter treiben. Ich habe eine Officiersfrau gekannt, die ihren Mann, der im Felde war, so zärtlich liebte, und sich seine Gestalt so natürlich und deutlich vorstellen konnte, daß sie selbst darauf geschworen hätte, sie umarmte in der Person ihres Hofmeisters, ihren Herrn Ehegemahl. Das heisse ich lebhaft denken. — Soweit geht meine Einbildungskraft noch lange nicht; wenigstens kömmt es bey mir nicht bis zur Umarmung.

Und was wollen Sie denn sagen Jungfer Alcire? Kennen Sie denn Ihren Hrn. Nachbar, den Hrn. Eigendünkel nicht? Den geputzten jungen Stutzer; der sich einbildet, die ganze Welt bewundere ihn, so bald er sich nur blicken läßt. Der alle Gesellschaften bedauret, wo er nicht gegenwärtig ist; der sich fest und steif einbildet, die ganze Stadt sey gegen alle übrige Gegenstände blind, und sehe nichts als ihn, und der alle

seine Mitbürger beklagt, weil sie nicht durch ihn regiert werden. Er wird indessen kaum bemerkt, und man hält es fast nicht der Mühe werth, ihn einen eingebildeten Narren zu schelten. Wenn ihn in Gesellschaften das Frauenzimmer zum Besten hat, so glaubt er, sie seyen alle in ihn verliebt, und Nasenstüber nimmt er als verdeckte Liebeserklärungen an. Er hat neulich einem seiner Freunde im Vertrauen gesagt, es sey ihm in der That bange, es werden wenigstens ein halb Dutzend Mädgen seinethalben noch den Verstand verlieren. Man hat ihm in Paris vor sein Geld weis gemacht, er spreche recht gut französisch, und da ihn hier keine Seele verstehen will, so ärgert er sich über seine Landsleute, daß sie so dumm sind, und seinen Accent, den er von einem Dorfschulmeister in Rhingau angenommen, nicht für den ächten Pariser Accent erkennen wollen. Er denkt wenigstens noch einer der ersten Minister am kaiserl. Hofe zu werden. Staatssecretär ist er schon in seinen Gedanken, und er wundert sich, daß der Kaiser ihn noch nicht durch ein Handschreiben eingeladen hat, um ihn etwa in wichtigen Angelegenheiten an auswärtige Höfe zu verschicken. Selbst kan er zwar keine Briefe schreiben, er hat

sich

sich aber schon seit langer Zeit darauf geübt, seinen Namen recht zierlich und unverständlich in einen Zug zu malen und mehr braucht er seiner Meinung nach nicht. Er glaubt recht dazu gebohren zu seyn, einen grossen Mann in der Welt vorzustellen, denn er fühlet bey sich selbst alle Züge der Hoheit. Wenn ich ihn wozu machen solte, so würde ich ihn zum Briefträger auf der kaiserl. Post vorschlagen: Denn die Füsse sind das Beste an ihm und das einzige worauf er sich allenfalls verlassen könnte. Man sage mir nun, nach dieser Beschreibung, ob man die Einbildungskraft wohl weiter treiben kan, als Herr Eigendünkel

Als ich auf Universitäten war, hatte ich einen Bekanten, der sehr gerne disputirte, dabey aber nicht im Stande war; den allerbekanntesten Satz zu vertheidigen. Er mochte indessen doch gerne Recht und das letzte Wort haben. Weil er nun in allen Gesellschaften, wo er seine wenige Weisheit auskramen wolte, zum Gelächter ward, und gleich in den ersten zehn Minuten zum Stillschweigen gebracht wurde, so rächete er sich deshalb durch die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft. Er setzte alle Stühle in seinem

nem Zimmer in eine gewisse Ordnung, und auf jeden derselben setzte er in Gedanken einen berühmten Gelehrten. Er selbst sas gegen über auf einem Lehnstuhl, der etwas höher stehen muste, als die übrigen Stühle. Alsdann erwählte er sich ein Thema, und fieng an zu disputiren. Wolf, Daries, Meyer und andere dergleichen Männer waren seine Opponenten, die aber nichts wider ihn ausrichten konnten. Ehe eine halbe Stunde vergieng, brachte er sie alle zum Stillschweigen. Ich trat eines Tages eben in sein Zimmer, als er einem Stuhl, der den Professor Baumgarten vorstellete, regia majestate ein Silentium imponirte, nachdem er ihn vorhero ad absurdum geführt. Seine Einbildungskraft war bey dieser Gelegenheit so lebhaft, daß er mich, als ich ihn lachend anredete, und ihn fragte, was er da mache? mit einer gebietherischen Präsidenten Miene gleichfalls zum Stillschweigen verwieß, mit dem ausdrücklichen Beyfügen, daß er nicht extra ordinem opponirt haben wolle.

Was sagen sie zu diesen Beyspielen, meine wehrteste Alcire? Nicht wahr, das hätten Sie nicht vermuthet, daß ich im Stande wäre, Sie zu überführen, daß es Leute giebt, deren Ein-

bildungskraft noch lebhafter ist, als die meinige? Wenn Sie verheyrathet wären, so wolte ich Ihnen noch andere Proben geben. Die Ohren des unverehlichten Frauenzimmers sind aber heut zu Tage so keusch und so zart, daß man sich nicht genug in Acht nehmen kan. Auf französisch läßt sich noch eher ein Wort reden, denn diese Sprache hat das vorzügliche, daß sie die Ohren einer Schönen nicht so leicht beleidiget. Ein Ausdruck, der im teutschen unanständig oder anstößig klingt, ist im französischen nur höchstens eine artige Zweydeutigkeit. Was kann ich aber davor, daß unsere Muttersprache so plump ist. Ich könnte Ihnen z. E. einige Fälle, und zwar gewisse und gerichtliche ausgemachte Fälle anführen, daß nicht nur Weiber, deren Männer abwesend waren, sondern auch sogar Jungfern aus Einbildung. — Jetzt werden Sie schon ganz roth im Gesichte. Ich will es lieber gar nicht sagen. Genug, die Einbildungskraft gehet zuweilen sehr weit, und zumal bey dem weiblichen Geschlechte.

Wenn man sich die Mühe nehmen, und nur ein wenig auf die Handlungen der Menschen acht haben will, so wird man finden, daß fast

nicht ein einziger Mensch anzutreffen ist, der nicht dann und wann ein wenig zu viel auf seine Einbildungskraft trauet, oder der sich vielmehr nicht je zuweilen durch selbige betrügen läßt. Wir wollen einmal eine kleine Probe machen, und einige Classen mit einander durchgehen, um uns von der Wahrheit des angeführten Satzes zu überzeugen. Ich will bey mir selbst den Anfang machen. Man wird mir diesen kleinen Hochmuth verzeihen. Ich rede jetzt von der Einbildung, und da wird es mir wohl frey stehen, mich zur ersten Person in der Welt zu machen. Wer mich nicht dafür erkennen will, dem steht es frey; ich stelle es ja in eines jeden Belieben, und lasse ihm dabey die Freyheit, sich selbst noch mehr einzubilden als ich.

Ich sitze hier z. E. und schreibe ein Wochenblatt. Ein Wochenblatt ist kein Blättchen, worin man die Namen von copulirten, angekommenen und abgereisten Personen ließt. Ein Wochenblatt, so wie das meinige, ist ein Wochenblatt, sowie andere Wochenblätter. — Es wird mir verzweifelt schwer, eine Definition von einem Wochenblatt zu geben, denn es giebt deren so viele und so verschiedene, daß man den wahren Endzweck der-

selben fast nicht mehr zu bestimmen weiß. Ich will indessen nur so viel sagen, daß zu einem moralischen oder satirischen Wochenblatt, oder wie man es sonst nennen will, etwas mehr gehört als zu einer Zeitung. Ob ich gleich so bescheiden bin, daß ich das meinige noch geringer achte, als jenes, worin Gellerts schöne Fabeln aus einer unnachahmlichen Poesie in eine elende Prose übersetzt werden; so habe ich doch die Einbildung von mir selbst und von meinen theuren Verdiensten, daß ich etwas thue, das nicht ein jeder thun kan. Ich mache mich unsichtbar und sichtbar, wie es mir einfällt. Der Unglaube hat sich zwar schon so weit ausgebreitet, daß man meine Kunst für eine blose Erfindung hält, und im Vertrauen gesagt, so betriegt man sich auch nicht. Dem allen ohnerachtet aber ist doch das, was in der That erdichtet ist, durch die Einbildungskraft möglich. Man wird mir vielleicht hier einwenden, daß ich die beyden Wörter, Einbildung und Einbildungskraft, auf eine sehr unschickliche Art mit einander verwechsele; ich will es mir aber ausgebetten haben, daß man mich weder in meiner Einbildung noch in meiner Einbildungskraft störet. Ich bin gar nicht willens, etwas sistematisches zu schreiben, und das würden mir auch

die mehresten meiner Leser und respective Leserinnen wenig Dank wissen. Sistematische Wortklaubereyen gehören auf den Catheder, und da bin ich Gott sey Dank anjetzo nicht. ὧς εν παρόδῳ Das heißt auf griechisch, im Parenthesi, und auf deutsch, beyläufig gesagt. Man muß bisweilen einen gelehrten Brocken mit unterlaufen lassen, so wie ein gewisser sehr gelehrter Professor, der es den Leuten von der Kanzel herunter auf griechisch sagt, wenn sie ihn auf deutsch nicht verstehen.

Um aber wieder auf meinen vorigen Satz zu kommen. — Meine Leser werden mir erlauben, daß ich erst auf der vorhergehenden Seite nachsehe, wovon ich geredet habe. Es möchte mir sonst so gehen, wie jenem tiefsinnigen Staatsmann, der einen Liebesbrief an eine junge Gräfin schreiben wolte. Als er mit der ersten Seite fertig war, die lauter schöne und zärtliche Sachen enthielt, und das Blatt umkehrte, so fielen ihm auf einmal andere Gedanken ein, und anstatt den Liebesbrief zu endigen, schrieb er auf der andern Seite ein unvorgreifliches und unterthänigstes Gutachten an seinen Landesherrn, von Verbesserung der Landstrassen und Abschaffung der Nachtstühle in Privathäusern.

Jezt habe ich den Leitfaden wieder gefunden. Es war nemlich die Rede von mir selbst und von meiner Unsichtbarkeit. Ich freue mich immer, wenn ich Gelegenheit habe, ein Wörtgen von mir selbst zu reden, und ich kan wohl sagen, daß ich es allen denjenigen verdenke, die nicht ein gleiches thun. Das alte Sprichwort heißt zwar sonst: Eigen Lob stinkt; man muß es aber nur fein höflich machen; so wie der Hr. Prudens. Wenn es anders erlaubt ist, sagt er mit einer höflichen Verbeugung, mich selbst zum Beyspiel anzuführen, so ꝛc. — Ich will zwar nicht von mir selbst und von meinen eigenen Werken reden, aber ꝛc. — Wenn sie mir gütigst erlauben, daß ich meine eigene geringe Person bey dieser Gelegenheit anführen darf, so, ꝛc. — Das klingt doch noch artig, und man siehet doch wenigstens, daß der Mann keine Eigenliebe besitzt. Aber zur Sache.

¶

Weil es nun doch einmal so weit gekommen ist, daß auch sogar die Frau * * * an meinen wunderbaren Ring keinen Glauben mehr hat, so will ich doch wenigstens zeigen, was die Einbildungskraft vermag. Wenn ich z. E. unsichtbar seyn will, so bleibe ich still auf meinem Stuhle sitzen,

stütze mich auf einen Arm und sehe steif gegen die Wand. Ich darf nur einige Minuten in dieser Stellung sitzen bleiben, so wird meine Einbildungskraft rege; da fängt meine Seele an spazieren zu gehen; und da die Seele als ein Geist nirgend keinen Widerstand findet, sondern durch alle verschlossene Thüren hindurch paßiret, so kan ich ungehindert in alle Häuser und Zimmer kommen. Ich gehe bald hie bald dort herum aus einem Hause und aus einem Zimmer ins andere. Gefällt mir die Gesellschaft an einem Orte nicht, so gehe ich weiter. In grossen Gesellschaften halte ich mich ohnehin nicht lange auf, denn ich sehe gerne die Leute wie sie von Natur sind, ungeputzt und ungeschminkt. Ich sehe die Chloe an ihrem Nachttisch, und lese den ganzen Brief den sie an ihren Liebhaber schreibt. Ich bin ein Zeuge von der Angst und Marter, die der gelehrt seyn wollende Hr. Papyrius aussteht, wenn er eine leichte Schrift von einem Bogen machen soll; ich setze mich neben den jungen Marcellus, und sehe ihm mit Mitleiden zu, was er vor Mühe hat, aus zehen Postillen eine Predigt zusammen zu flicken. Ich helfe dem frommen Hrn. Duplex, der mit seiner Orgel und andächtigen Gesängen die ganze Nachbarschaft erbauet, das Geld zäh-

len, das er in seinen Rechnungen aus gewissen Ursachen nicht einführt. Kurz ich bin aller Orten, und zwar blos in der Einbildung. Daher kommt es auch, daß ich mehrentheils Character entwerfe, die gar nicht anders als in der Einbildung existiren, oder sich doch wenigsten auf unsere Stadt gar nicht schicken.

Das war von der Einbildungskraft geredet; jetzt komme ich auf die Einbildnng. Wer nun noch sagt, das ich in meinen Abhandlungen nicht ordentlich bin, der muß nicht wissen, was Ordnung ist. Ein jeglicher Mensch muß eine gute Einbildung von sich selbst haben; und die habe ich auch. Man kan aber auch die gute Einbildung von sich selbst übertreiben, und auch dieses habe ich sehr oft gethan. Zuweilen denke ich, wenn ich mit einem Stück fertig bin: Jetzt werden deine Leser recht wohl mit dir zufrieden seyn, und dich recht loben. Ich sehe mich aber leider sehr oft betrogen. Was höre ich nicht zuweilen für Urtheile! Der Jungfer Agnese ihr Gutachten hat mir noch am besten gefallen. Der Unsichtbare, sagte sie, ist ein Quodlibet. Sie hat recht; das ist er auch, und das soll er auch seyn. Da die ganze Welt und die Jungfer Agnese selbst ein Quodlibet ist, warum solte es denn der Unsichtbare nicht seyn?

Zuweilen ist mir so warm an meinem Schreibepult, daß ich schwitze, und wenn das Blatt gedruckt ist, und in die Hände meiner Leser kommt, so sagen sie, es sey frostig. Ein andermal bilde ich mir ein, ich habe einen recht klugen Einfall gehabt, und denke, man wird mir ein bravo zurufen, und wenn ich es hernach beym Lichte besehe, so findet kein Mensch etwas besonderes daran, und was noch das ärgste ist, so gefällt es mir öfters selbst nicht. So geht es mir und so geht es allen Menschen mit der Einbildung. Wie ofte mag ich mich nicht betriegen, daß ich es nicht merke, weil man es mir nicht sagt.

Ich schliesse von andern Leuten auf mich selbst. Alexander bildete sich ein, er sey der gröste Held der jemals gebohren worden, und noch gebohren werden könnte. Seine Einbildung gieng so weit, daß er zuletzt gar daran zweifelte, ob er auch ein Mensch wie andere Menschen sey. Er hat sich aber sehr betrogen: Was war Alexander gegen den Eugen? Und was ist Eugen gegen den Held, den unsere Zeiten aufzuweisen haben? Der so gros ist, daß nach Verlauf von zweyhundert Jahren, alle Geschichtschreiber, die seine Thaten aufzeichnen, Lügner seyn werden.

Diogenes war zu seiner Zeit ein gelehrter und kluger Mann. Er bildete sich etwas besonders auf seine Klugheit ein, und glaubte Wunder, was er vor ein gescheuter Kopf sey, weil er in einer Tonne wohnte und am hellen Tage Menschen mit der Laterne suchte. Heut zu Tage sagt man, er sey ein Narr gewesen, und das glaube ich auch mit der ganzen christlichen Kirche. Er war nur in der Einbildung klug.

Was habe ich aber nöthig, so weit in die älteren Zeiten zurück zu gehen, und unter den Verstorbenen Beyspiele zu suchen, die ich unter den Lebendigen häufig genug finde. Ich darf nur eine Viertelstunde zum Fenster hinaus schauen, und die Vorübergehenden mit Aufmerksamkeit betrachten, oder auch in eine öffentliche Gesellschaft gehen, so habe ich gleich Originale genug, die meinen Satz bestättigen. Da ich mich ein wenig auf die Kunst gelegt habe, aus der Gesichtsbildung und dem äußeren Wesen eines Menschen, auf dessen inneren Charakter und Denkungsart zu schliessen, so wird es mir auch nicht schwer allerhand Entdeckungen zu machen.

Jetzt will ich einmal ans Fenster treten, und sehen, ob ich nicht etwa jemanden erblicke,

der

der mit der Einbildung geplagt ist. — Ich habe es wohl gedacht; da kommt gleich einer her, den ich brauchen kan. Wenn der bestäubte Rock nicht den wahren Stand dieses Menschen verriethe, so könnte man leicht auf die Gedanken gerathen, er sey ein Staatsminister, oder wenigstens ein Gesandter, der seine Stimme im Namen seines Herrn, mit zur römischen Königswahl gegeben. Seine Schritte sind abgemessen, und er trägt seinen Huth so artig unter dem Arm, als ein Kammerjunker. Wie vornehm und viel bedeutend ist nicht seine Miene; man solte schwören, er gienge mit wichtigen Reichsangelegenheiten schwanger, und ich müste mich sehr betriegen, wenn dieser Mann sich nicht mehr einbildet, als der Vornehmste von seinen Kunden, dessen Verstand er eben in neumodische Locken gelegt hat.

Gleich hinter ihm folgt ein Mädgen, der ich es an den Augen und an allen Geberden ansehe, daß sie gerne bemerkt seyn will. Sie thut sich rechte Gewalt an, den Kopf gerade zu halten und eine leere Schnürbrust heraus zu pressen, die Füße setzt sie recht Tanzmeistermäßig, und sie weiß mit dem Leibe so artige Wendungen zu machen, daß es eine Lust anzusehen ist. Sie schielet verstohlnerweise rund um sich her, ob sie nicht irgend jemand

mand gewahr wird, dessen Augen sie auf sich ziehen könnte. Ich bin gewiß überzeugt, daß sie sich steif und fest einbildet, es seyen alle Mannspersonen in der Stadt in sie verliebt, und daß man sie für das schönste Mädgen halte. Sie betriegt sich aber, das arme Kind, denn ich sehe nicht, daß sie Eroberungen macht: Und ich zweifle auch daran, ob sie jemals welche machen wird. Vielleicht ist sie vor zwanzig Jahren glücklicher gewesen. Sie macht sie indessen doch in der Einbildung.

Wenn gemeine Dienstmädgen sich wie angesehene Bürgerstöchter tragen, und Handwerksbursche mit Stock und Degen und in seidenen Kleidern oder wohl gar in Gold und Silber einhergehen; wenn die Frau eines Schuhmachers es einer Kaufmannsfrau gleich thut, und diese eine adeliche Dame vorstellen will; wenn man da goldene Uhren glänzen siehet, wo nur höchstens an einer silbernen Kette eine Scheere und Nadelbüchse hängen solte; kurz wenn der Bauer sich als ein Edelmann aufführt und dieser einen gräflichen, der Graf aber einen fürstlichen Aufzug macht, so ist nichts anders als die Einbildung schuld daran. Ein jeder glaubt wenig=

nigstens das Recht zu haben, sich einen Grad hö-her zu setzen, als es ihm zukommt. Er ist das in der Einbildung, was er in der That nicht seyn kan.

Wenn ich noch lange so stehen bleiben, und über alle Vorbeygehende Betrachtungen anstellen wolte, so würde ich unter hunderten nicht fünfe antreffen, die nicht in ihrer Einbildung ganz andere Personen sind, als sie in der That vorstellen. Ich sehe aber, daß mein Bogen bereits voll ist, und daß ich meiner unartigen Gewohnheit nach wieder in den lieben Fehler der Weitläuftigkeit gerathen bin. Ich habe meinen Lesern einige Briefe mittheilen wollen, und jetzt ist das Blatt vollgeschmiert, ohne daß ich an einen Brief gedacht habe. Ich weiß selbst nicht, wie ich zu solchen Ausschweifungen komme. Man muß mit meiner Schwachheit Gedult haben, ich erbiete mich gar gerne zu einer gleichmäßigen Gefälligkeit.

Eine Entdeckung an einem Orte, wo man den Unsichtbaren nicht vermuthet.

Seitdem ich meine unsichtbare Wanderschaft wieder angetretten, ist mir manches Abentheuer aufgestossen. Am meisten habe ich mich über die verschiedenen Urtheile vergnügt, die man über meine letzten Blätter gefället. Bald war man mit dem Hrn. Verleger, bald mit dem Buchdrucker nicht zufrieden; die Hauptklage aber gieng fast beständig über mich, daß ich meinen Lesern drey leere Bögen in die Hände gespielet, die zusammen genommen, nicht einen Kreuzer werth seyn sollen. Ja, ja, hieß es, man sieht es wohl, daß der Unsichtbare würklich unsichtbar geworden. Es verlohnt sich nicht mehr der Mühe seine Blätter zu lesen, so einfältig sind sie. Und wenn noch etwas darauf stünde, sagte Hr. Schnipschnap. Es ist aber nichts darauf. = = Nichts; gar nichts = = Lauter leeres Papier: Und ich habe doch meinen baaren Gulden darauf pränumerirt; und noch dazu in lauter Conventionsgeld, nachdem neuen Fus. Der Henker

ker hohle den Unsichtbaren! Ist das wohl erlaubt? Sapperment! auf die Art kan ich auch Wochenblätter schreiben. Das heißt sein Geld mit Sünden verdient. Der arme Herr Schnipschnap! Er hatte sich so sehr über mich ereifert, daß er noch einen Schoppen Wein mehr trinken muste, als er sonst gewöhnlicher Weise zu thun pflegt. Ich durfte mich nicht sichtbar machen, sonst hätte ich mir die Freude gemacht, ihm seinen Gulden in lauter Conventionsgeld nach dem neuen Fuß wieder zurückzugeben, und ihm die Blätter, die er schon gelesen hat, zu schenken.

Ein Mann, den ich nicht kannte, redete mir das Wort. Ey, zum Henker Herr Schnipschnap sagte er, was wollen sie denn für ihren Gulden haben? Alle Blätter können doch auch nicht gleich seyn. Nicht wahr, die übrigen haben Ihnen alle gefallen? Unter fünf oder gar sechs und zwanzig Bogen können doch wohl drey paßiren, die etwa nicht viel taugen. Sie müssen wahrhaftig noch nicht viel Bücher gekauft haben, sonst würden sie sich über den Unsichtbaren nicht beschweren. Ich will Ihnen Quartanten weisen, worauf man mehr als einen Gulden pränumerirt,

und

und worinn nicht ein einziges Blatt ist. Bey Wochenblättern muß man es so genau nicht nehmen; wenn nur dann und wann etwas gutes kömmt. : : Der ehrliche Mann! Ich habe ihm für seine Vertheidigung ein unsichtbares Compliment gemacht.

Das war aber alles noch nichts, gegen dem, was die Frau Kauderwelsch von mir sagte. Das war gar zu arg! Sie sagte, es sey aus mit mir; ich könne nichts mehr. Unser Herr GOtt vergebe es ihr! Man solte doch auch nicht so unbarmherzige Urtheile über einen unsichtbaren Menschen fällen. Ich glaube aber fast, daß dieses nur ein Sprichwort von der Frau Kauderwelsch ist, denn sie pflegt es von ihrem Manne auch zu sagen, und der schreibt doch kein Wochenblatt.

Um indessen die Herren Schnipschnaps und Mesdames Kauderwelsch et Compagnie ihres erlittenen beträchtlichen und höchst schmerzlichen Verlusts wegen doch wieder einigermassen zufrieden zu stellen, und in etwas schadlos zu halten, so dienet selbigen zur Nachricht, daß ich anjetzo an mei-

meinem Kupferstich arbeiten lasse, der zu Ende des Jahrganges zum Erstaunen aller Kunstverständigen an das Licht dieser Welt treten wird, und das ich gesonnen bin, selbigen bey dem letzten Blatte gratis mitzutheilen. Wer nun noch sagt, daß ich eigennützig bin, der verdient, daß von Brenners Gipfeln herunter reimlose Trauerverse auf ihn herabhinken, und daß er in einer Nacht drey schlaflose Nächte durchwache.

Man wird es mir wohl ohne Umstände glauben, daß mir sowohl die Zeichnung, als der Stich nicht wenig kosten. Ich habe nichts schlechtes liefern wollen, und dieserwegen die berühmtesten Meister zu dieser Arbeit ausgesucht. Das nächstemal, wenn in Paris die königl. Gemählde und Meisterstücke der berühmtesten Künstler wieder öffentlich zur Schau ausgestellet werden, so hoffe ich in dem Avantcoureur zu lesen, daß der Unsichtbare in die erste Rangordnung aufgestellet worden. Man muß nicht glauben, als ob ich mich aus Eitelkeit in Kupfer stechen lassen. Keinesweges. Ich bin auch weder von großen Herren, noch von meinen Freunden darum ersucht worden. Es war mein eigner Einfall; und überhaupt läßt es auch gut, wenn ein Kup-

ferblatt vor ein Buch gesetzt wird. Bey den Wochenblättern ist zwar die Mode erst seit kurzem aufgekommen. Sie gefällt mir aber. Man mag auch darwider reden, was man will. Das will ich aber meinen Lesern im voraus sagen, daß ich den Tag und die Jahrzahl, wenn ich gebohren bin nicht darauf setzen lasse. Ich habe nun so meine gewisse Ursachen dazu, so wie die Jungfer Plimplamp, die um wie viel Geld nicht sagt, wie alt sie ist. Und was brauchen andere Leute dieses auch zu wissen: Wenn wir es nur selbst wissen wie alt wir sind. Nicht war Jungfer Plimplamp? Ich glaube indessen, wir werden beyde in einem Alter seyn, ob sie gleich schon einige graue Haare mehr haben als ich. Aber dafür wird der Paruckenmacher wohl sorgen, daß der zukünftige mögliche Hr. Bräutigam die grauen Haare nicht siehet. Und wenn er sie denn auch sähe. ⸗ ⸗ ⸗ Aber sie ärgern sich schon Jungfer Plimplamp. ⸗ ⸗ ⸗ Ich will nichts gesagt haben. Setzen Sie Ihre Parucke nur ruhig auf; ich will Sie nicht verrathen. Wie sehen Sie jetzt so jung aus!

Ich gieng an einem gewissen Abend blos in der Absicht aus, um etwa hie und da einige

Beob⸗

Beobachtungen zu machen. Es giebt in Frankfurt gewisse öffentliche Sammelplätze, wo die Mägde sich eine der andern ihre Noth klagen, und wo alle Haushaltungen durch die Bank gerichtet und durch die Hechel gezogen werden. Ich habe öfters Vergnügen daran gefunden, mich unsichtbar unter diese gesprächige Creaturen zu mischen, um mir die geheime Chronick der Stadt etwas bekannt zu machen. Diesen Abend war dieses zwar mein Endzweck nicht; als ich aber eben vorüber gehen wolte, hörte ich, daß eine junge Magd zu ihrer Cameradin sagte: Nein, nein! der Henker ich muß machen, daß ich nach Hause komme, sonst wird mir der Text gelesen. Ja, daß ich dürfte aus der Betstunde bleiben! Meine Herrschaft würde mich jagen. Das ewige Beten und Singen! Man möchte zum Narren dabey werden. Des Morgens wenn man kaum die Augen aufgethan hat, so gehet das Geplerre an, und dauert bis in die sinkende Nacht. Die Leute solten Wunder denken, was wir in unserm Hause für fromme Leute seyn. Aber leider! daß sich GOtt erbarme! Ich weis es besser = = das Singen und Beten macht es nicht aus. = = Wenn ich einmal Zeit habe, da will ich dir Stückgen erzehlen, du sollst Nase

und Maul darüber aufsperren. In meinem Leben gehe ich zu keinen frommen Leuten mehr in Dienst, und ich wolte es meinem ärgsten Feinde nicht rathen. Die Frommen, das sind mir die rechten! : : die wissen dir recht die Leute auf türkisch zu scheeren. Und das ist noch das ärgste, daß es einem niemand glaubt. O die frommen Leute, die können ja so was nicht thun. O! bewahre Gott! : : Ja ich weiß es wohl besser. Wenn sie einem armen Dienstboten das Fell über die Ohren ziehen könnten, so thäten sie es gerne, und wenn es auch mitten unter der Betstunde geschehen sollte. Ein andermal sprechen wir uns wieder.

Die Magd lief nach diesem erbaulichen Gespräche in vollem Galop, um dem heiligen Eifer ihrer frommen Herrschaft zu entgehen, und ich folgte ihr mit grossen Schritten nach, weil mich ihr Gespräch neugierig gemacht hatte, und ich die Personen, denen sie die Lobrede gehalten, gern hätte mögen kennen lernen. Es widerfuhr uns aber beyden ein Unglück, ehe wir das Haus erreichten. Die Magd fiel über einen Stein und zerbrach eine Bouteille mit Eßig, die sie in der Hand gehalten. Sie fieng erbärmlich an zu

schreyen,

schreyen, und hatte sich ein Stück Glas tief in die Hand hinein gestossen, daß das Blut stromweise herunter floß. Ein paar Soldaten, die eben damals vorübergiengen, sprangen der armen Magd zu Hülfe, und einer von ihnen, der mich weil ich unsichtbar war, nicht sahe, und für dem ich mich auch nicht gehütet, lief mir so soldatenmäßig wider den Leib, daß ich mir an einem nahe dabey stehenden Laternenpfahl eine ziemlich sichtbare Beule am Kopfe stieß.

Als man endlich der Magd wieder aufgeholfen, und ich mich wegen der von dem Laternenpfahl erhaltenen ziemlich hölzernen Bewillkommung wieder getröstet hatte, so setzten wir beyde unsern Marsch, wiewol etwas langsamer fort. Wir erreichten endlich das Haus, wo man bereits mit heller Stimme sehr erbauliche Lieder absang, und wo der Rauch der Andacht sichtbarlich gen Himmel stieg. Die Betstunde hat eben ihren gewöhnlichen Anfang genommen, und der Herr Unsinn saß nebst seiner Frau, seinen zwo Töchtern und der Kindermagd um eine runde Tafel herum, mit unbedecktem Haupte und hatte die Augen steif auf ein grosses Gesangbuch geheftet, woraus er durch eine Brille ein be-

kanntes Lied absang, wobey die übrigen mit einstimmeten.

Kaum hatte sich die Magd in der Stube blicken lassen, als ihr der Herr mit einem drohenden Gesichte ein Zeichen gab, sie solle sich auf ihren gewöhnlichen Platz hinsetzen. Sie gehorchte ohne Umstände und fieng an ihre liebliche Stimme ertönen zu lassen. Es ward aber auf einmal eine Pause gemacht. Die Frau Unsinn hatte die blutige Hand ihrer Magd bemerket, und da sie aus einer Familie ist, die seit undenklichen Zeiten den Fehler gehabt, daß keiner aus selbiger, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, Blut sehen können; so erschrack sie so sehr, daß sie beynahe vom Stuhl herunter gefallen wäre. Der Mann erschrack über seine Frau, die Töchter erschracken gelegentlich mit, und kurz es gerieth alles in Unordnung; alle Stimmen schwiegen auf einmal, ausgenommen die Kindermagd die vermuthlich eingeschlafen gewesen und noch im Traume einige Strophen für sich alleine fortsang.

So bald der Herr Unsinn und die Jungfer Töchter die Ursache von dem unerwarteten

ten Schrecken, den die Frau Unsinn gehabt, in Erfahrung gebracht, fielen sie alle über die Magd her, und besichtigten den Schaden; Alles war von Mitleid bis zu Thränen bewegt, und Herr Unsinn schlug vor, man solle aus christlicher Liebe einen Wundarzt holen lassen, er wolle die Helfte der Kosten tragen. Man fragte endlich woher denn das Unglück gekommen, und kaum hatte man erfahren, daß der Weineßig verschüttet, und die zerbrochene Bouteille die Ursache der geschehenen ziemlich gefährlichen Verwundung sey, als sich auf einmal die Scene veränderte. Was, schrie die Frau Unsinn, ihr gottloses, unverschämtes Mensch! ihr habt die Bouteille zerbrochen und den Eßig verschüttet? Möchte man nicht des Todes vor Schrecken seyn! Und mit so einer ruchlosen Creatur hat man noch Mitleiden! Sieben Kreuzer der Eßig, und ein Batzen die Bouteille — Ich wolte daß sie sich alles Glas in den Leib gefallen hätte. GOtt mag mir die Sünde vergeben! Man soll zwar keinem Menschen etwas Böses wünschen; aber es wäre doch die gerechte Strafe gewesen. Sieben Kreuzer und ein Batzen! das sind wieder eilf Kreuzer und vor drey

Wochen eine Schüssel vor zwey Kreuzer — das ist wahrhaftig nicht auszustehen. Man hätte es lieber einem armen Menschen geben können, so hätte man noch Gotteslohn dafür gehabt. Und da kömmt das Gottsvergeßne Mensch, und setzt sich noch mit ihrer blutigen Hand hieher, und stöhrt uns in unserer Andacht. Kan man doch unserm Herrgott nicht einmal ordentlich dienen! Aber ihr werdet euren Lohn noch dereinst dafür bekommen! Und die eilf Kreuzer, daß ihr es nur wißt, die müßt ihr mir bezahlen, und das nicht allein, sondern ich will jetzt roth Pulver vor den Schrecken einnehmen, das müßt ihr auch bezahlen — ich will um eurentwillen nicht krank werden. —

Ja, hohl mich der Pfeifer (*) das ist auch wahr, schrie Herr Unsinn, und schlug mit

(*) Man muß bemerken, daß die frommen Leute nicht fluchen; sie sprechen auch nicht einmal das Wort Teufel aus, sondern sie geben diesem bösen Feinde einen andern Namen. Hohl mich der Pfeifer, will im Grunde zwar eben so viel sagen, als hohl mich der Teufel. Es ist aber doch nicht geflucht.

mit der Hand auf den Tisch, daß ihm die Gläser aus seiner Brille um den Kopf her um flogen. Jetzt gieng der Lermen erst los. Daß sich GOtt erbarme! Meine Brille — Frau! Kinder! helft — meine Brille! Ich habe sie noch von meinem seligen Vater, der hat sie zwanzig Jahre gehabt, und selbst aus Böhmen mitgebracht. Vor neun Jahren bekam das eine Glas einen Riß; daran war auch ein solches nichtswürdiges Mensch schuld, die hatte die Brille vom Tische herunter geworfen. Und nun ist sie gar entzwey! Keinen Kreuzer Lohn soll das Mensch haben. Nicht einen Kreuzer. Sie mag ohngefehr noch sechs Gulden zu Gute haben. Die gehen alle darauf. Ich will mich aber nicht ärgern. Kommt Kinder, kommt! Laßt uns unserm Herrgott dienen, und unsere Betstunde nicht gar versäumen. Hierauf setzte sich die sämtliche gottesfürchtige Familie wieder um den Tisch und sang aus dem bekannten Liede: Ach GOtt das wahre Christenthum, den vierten Vers, wobey man eben stehen geblieben, als die Frau Unsinn über die blutige Hand der Magd erschrack:

Bey andern wird ein heisses Lied
Von Liebe abgesungen,
Die doch in blosen Worten glüht,
Und sitzt nur auf der Zungen,
Dagegen Herz und Hand vergißt
Was Lieb in That und Wahrheit ist;
O! was sind das für Heuchler!

Ja wohl seyd ihr Heuchler, dachte ich bey mir selbst, und gieng voller Unwillen zur Thür hinaus.

Es

Es sollen verschiedene Kranke durch die Luftpumpe curirt werden.

Ich habe vor einigen Tagen einen gar allerliebsten Brief bekommen. Er ist so schön, so hoch, so mahlerisch, so voll witzigen Unsinns, daß man nur täglich eine Periode davon lesen darf, um sich nicht mit dichterischen Schönheiten zu sehr zu überladen. Nimrod und Noah, diese überall so sehr gelobte reim- und sinnlose Gedichte, und die von den schweizerischen Gebürgen herabgesungene Hexameter vom Abraham und Joseph sind nichts gegen der prosaischen Wohlredenheit meines Correspondenten. Ich bin zu schwach der darinn enthaltenen Worte pfündiges Gewicht auf der löthigen Wage meines Verstandes abzuwägen, und ich kan nicht umhin den Verfasser dieses erhabenen Briefes aus der Tiefe meiner Niedrigkeit flehentlich zu bitten, mit einem armen Sterblichen inskünftige nicht mehr die Sprache himmlischer Sänger zu reden.

Ich kan mit Grunde der Wahrheit sagen, daß ich von dem ganzen Inhalte dieses Schreibens bis jetzo noch kein Wort verstanden. Ob es gleich mit deutschen Buchstaben geschrieben ist, so begreife ich doch eben so wenig davon, als ob es in der Sprache der Kamtschedalen verfasset wäre. Kurz ich gestehe meine Unwissenheit, und überlasse es der hohen Einsicht meiner Leser und Leserinnen, die wenn ihnen daran gelegen ist, den wahren Sinn zu verstehen, sich die Mühe geben mögen, es zu entziffern. Hier ist er der unerforschliche Brief.

Unsichtbarer Kundschafter menschlicher Geheimnisse!

Seitdem meine sterbliche Lippen die Düfte der irdischen Luft und die unsichtbaren Flüsse des etherischen Lichts einsaugen, und seitdem ich die Knospen der Kindheit entfaltend zum Jüngling hinanstrebe, haben keine so folternde Gedanken die geistische Masse meiner Seele gewaltiger bewegt, gleich als stürmende Oceane, aus der Tiefe der Erde heraufgewehet das flüssige Metall des Weltmeers brausend empor treiben, als jetzo, da die Freude des werdenden Jünglings meine Seele in die stillste Sym-

Symphonie wiegen solte. Ehedem konnte ich ruhig die süße Gabe des Schlafs kosten und himmlische Träume nur von seraphischen Jünglingen geträumt, gaukelten miriadenweise um meine schlafende Stirn. Angenehme Weste zischelten honigte Worte in mein sanftlauschendes Ohr und von der Hofnung beflügelt brachten sie mir balsamthauende Botschaften von meiner göttlichen Seline. Und wenn die Königin des Tages in ihr purpurfarbenes Bette nachläßig majestätisch herabsank, dann ertönte die Gegend an dem Gebirge, welches ich bewohne, von dem unsterblichen Fuße meiner Göttin, und ihr rauschendes Gewand floß über den grauen Rücken weinschwangerer Berge daher, gleich als regenthauende Wolken über unsern Erdkreis dahin fließen. Wie oft habe ich da nicht, an ihren klopfenden Busen hingelehnt, die Salbung ihrer Reden gefühlt, wann von ihren citharklingenden Lippen Fluthen von Worten auf mich herabstürzten, und meine Seele ganz in der ihrigen verwebet war. Jetzt aber sehe ich sie nicht mehr, die Berge sehen sie nicht und der erhabene Castanienwald schüttelt für Betrübnis sein welkendes Laub seufzend herab. Schon zwanzig schreckliche Tage irre

ich einsam herum, und ruffe meine Seline; die Berge rufen sie mit mir, und der Widerhall ertönt bis an das äusserste Gestade des Weltmeers. Wissen Sie es unsichtbarer Kundschafter menschlicher Geheimnisse, wo meine Seline ist, haben Sie mit der wunderthätigen Kraft ihres Ringes bewafnet, ihre Tritte erforscht, oder haben Sie den in dem Schoose der Hölle erzeugten Glücklichen gesehen, der ihr Herz mächtiger gefesselt, und sie meinen zitternden Armen entrissen? o! so entdecken sie mir den Ort, wo ich sie finde, damit meine gedämpfte Lebensgeister sich wieder ermuntern, und die Freude meine gefaltete Stirn wieder entrunzele. Meine Lippen sollen Sie dafür segnen, und Sie sollen zum Lohne die nelkigtblühende Wangen meiner Seline küssen.

Belmino.

Wenn die Jungfer, ich wolte sagen Göttin Seline so schön ist, als sie der entzückte Herr Belmino mahlt, so möchte ich lieber ihre nelkigtblühende Wangen küssen, als von seinen Lippen gesegnet seyn, denn ich müste fürchten, daß er mich durch Fluthen von Worte die ihm aus dem Munde hervorstürzen würden, überschwemm-

schwemmte und mich innerhalb einer Viertelstunde zu Tode segnete. Es giebt aber auch gelbe und aschgraue Nelken; wenn der Seline ihre jungfräuliche Wangen etwa von dieser Modefarbe seyn solten, so möcht ich sie nicht küssen. Ich wünschte mir aber doch wohl die Freude zu haben, den Hrn. Belmino mit seiner Schönen in Gesellschaft zu sehen. Was würde er ihr da nicht für unbegreifliche Sachen vorsagen. Der gute Herr Belmino! Ich denke es wird ihm gesund seyn, wenn er noch ein wenig zwischen den rufenden Gebirgen und seufzenden Castanienbäumen herumläuft; vielleicht findet er seinen Verstand wieder. Unterdessen aber will ich meine Leser mit etwas anderem unterhalten.

Die Anzahl preßhafter Personen, denen die Pumpe nöthig thut, ist ziemlich herangewachsen. Verschiedene Umstände, die der Leser nicht wissen darf, haben bisher diese Operation verhindert. Der Herr Ventilus war überdem eine geraume Zeit abwesend, weil man ihn in eine benachbarte Stadt berufen, woselbst er viel zu thun bekommen, weil er beinahe die Helfte der Einwohner daselbst pumpen müssen. Jetzt ist er wieder da, und sobald der Herr Meßmann

nur mit seiner Ausrechnung, die er noch über verschiedene Personen zu machen hat, fertig seyn wird, so werden wir den armen Patienten zu Hülfe eilen.

Auf der Liste derer, die bereits zur Cur reif sind, stehen zwey Goldmacher oben an. Ein junger und ein Alter. Der erste ist ein Mann in seinen besten Jahren. Es fehlt ihm nicht an nöthiger Geschicklichkeit sein Brod in der Welt zu verdienen; er leidet überdies, in den Umständen darinn er sich anitzo befindet, keinen Mangel; er ist noch dazu im geringsten nicht zum Geitze geneigt und hat die beste Seele von der Welt. Er ist aber von dem überflüßigen Wind einiger Leute angesteckt worden, die entweder einfältig genug sind, denen armseligen Prahlereyen der Goldmacher Glauben beyzumessen, oder die auch selbst Betrüger sind, und die Ehrlichkeit dieses Mannes mißbrauchen wollen. Genug er ist angesteckt, und sitzt bereits Tag und Nacht und studirt in den Büchern der Alchymisten, spricht von blauen Dämpfen, von Radicalgeistern und weiß GOtt, von was für Geheimnissen, und wenn er nicht bald gepumpt wird, so stehet er in Gefahr, sein väterliches Erbtheil in Dämpfe auffliegen zu lassen, und sich bey der vernünftigen Welt lächerlich zu machen.

Der zweyte ist ein alter Mann, der mit seinem vollen Geldkasten noch nicht zufrieden ist, sondern alles Conventionsgeld in Gold verwandeln will. Er ist so sehr von der Idee des Goldmachens eingenommen, daß er vermuthlich nächster Tage noch auf den Einfall gerathen wird, seine zwey und siebenzig jährige Frau in Gold zu verwandeln. Alles was er nur siehet, soll Gold werden, und er hat schon ausgerechnet, um wie viel der eiserne Ofen, der in seiner Stube stehet, alsdann schwerer wiegen wird, wenn er ihn in Gold verwandelt hat. Er ist besorgt, das Fundament am Hause werde nicht stark genug seyn, um die Last des Goldes zu tragen; denn der Alchymist, der ihm in diesem Geheimnisse Unterricht giebet, spricht von vielen Centnern Gold, die mit nächstem sichtbar werden sollen. Allem Ansehen nach möchte es diesem alten Geitzhals so gehen, wie es schon vor ihm sehr vielen ergangen ist. Der Goldmacher wird ihm die Kasten leer machen, und an statt aus Silber Gold zu machen, wird er ihm kaum Eisen dafür liefern. Damit aber die Erben, darunter viel ehrliche und geldbedürftige Leute sind, nicht ganz um die Erbschaft kommen, so hat man uns gebeten, den Alten zu pumpen, damit er wie-

der zu sich selbst komme, und mit dem Ueberflusse, den er bereits in Händen hat, zufrieden sey.

Eben da ich dieses schreibe, wird mir noch ein dritter Goldmacher angemeldet, dem die Pumpe noch nöthiger thut, als den beyden vorhergehenden. Sein Amt trägt ihm so viel ein, daß er, wenn er ordentlich haushalten will, seine Frau und Kinder ehrlich davon ernähren kan. Seit sechs Jahren aber hat er das Goldmachen im Kopfe, und wird sich nächstens mit Frau und Kindern zum Thor hinaus laboriren, wenn man ihn nicht noch beyzeiten davon abbringt. Seine ganze Besoldung wirft er in den Schmelztiegel, die Frau mag auch sagen was sie will, und wenn er wüßte, daß seine Kinder hungrig zu Bette gehen solten, so würde ihn dieses alles nicht rühren. Dies ist aber noch nicht genug, er hat seiner Frauen ihr Geschmeide und alles was sie an Gold und Silber gehabt, heimlich entwendet, und es zum Schornstein hinaus fliegen lassen. Seine Freunde haben alle ihre Beredsamkeit angewandt, ihn von dieser Thorheit abzubringen; es ist aber alles vergeblich gewesen. Jetzt braucht er nur noch funfzig Ducaten, alsdann ist das Geheimniß entdeckt,

wie

wie man Gold in Nichts verwandelt. Er soll gepumpt werden, damit er sich und seine Familie nicht an den Bettelstab bringe.

Ich kan mich nicht entbrechen bey dieser Gelegenheit einige Anmerkungen in Ansehung der Goldmacher, deren es leider zu unsern Zeiten noch mehr als zu viel giebt, zu machen. Ich halte diese Leute in einem jeden Staate für sehr gefährlich. Sie sind eine heimliche Pest der Republik, und verdienten alle durch die Bank ins Zuchthaus geschickt zu werden. Leute, die ihr Brod nicht anders zu verdienen wissen, als daß sie sich durch den Ruin ganzer Familien bereichern, sind noch weit strafbarere Spitzbuben, als jene, die öfters bloß durch den Mangel zur Verzweiflung gebracht, ihrem Nächsten das Seinige mit Gewalt nehmen. Ein Hausdieb wird gemeiniglich härter bestraft als ein öffentlicher Dieb, weil man sich für diesem eher hüten kan, als für jenem. Was sind aber die Goldmacher anders als Hausdiebe, die unter dem Vorwand jemand zu bereichern, ihm zuletzt das Hemde ausziehen, und mit dem Gewinn davon gehen.

Es ist mir ganz unbegreiflich, wie vernünftige Menschen sich auf eine so grobe und handgreif-

greifliche Art können hintergehen lassen. Dort kommt ein abgezehrtes Gerippe, dem der Hunger aus den Augen siehet, und will mir weißmachen, er könne die unedlen Metalle in Gold verwandlen. Ich muß seinen Antrag nothwendig als eine grobe Beleidigung ansehen, weil er voraussetzt, daß dieser Betrüger mich für so dumm ansiehet, daß er mich leicht übertölpeln, und durch die Hofnung zum Gewinn in sein Garn locken könne. Wenn er denn Gold machen kan, ey so mache er es für sich, damit er nicht nöthig habe auf anderer Leute Unkosten zu leben. Die Obrigkeit eines jeden Orts solte billig genau auf dergleichen Landstreicher Acht geben lassen, und so bald man einen ergriffe, solte man ihn ohne weiteres Verhör in ein Zuchthaus einsperren. Es ist eine Schande für unsere aufgeklärte Zeiten, daß man dergleichen Unfug duldet, und man solte in den Gesetzen eine besondere Strafe für diejenigen verordnen, die sich mit dergleichen Leuten einlassen. So oft man einen Bürger anträfe, der sich mit der Goldmacherey abgiebt, so müßte man ihn zur Strafe öffentlich beschimpfen und mit einem Schmelztiegel an dem Hals so lange täglich eine Stunde zur Schau stellen, bis er seine Sünde

de gebüßt, und selbst das Bekenntniß abgelegt, daß er ein Narr gewesen.

Ich will die Patienten vom männlichen Geschlecht erst nach der Reihe vornehmen, und die weiblichen bis zuletzt versparen. Das Frauenzimmer fordert es zwar sonst, und es ist auch bey allen gesitteten Völkern eine hergebrachte Gewohnheit, daß dem schönen Geschlechte der Rang gegeben wird. Der Himmel wird mich behüten, daß ich niemals auf den verwegenen Gedanken gerathe, den Schönen dieses Vorrecht streitig zu machen. Ich habe schon mehr als einmal in meiner Wochenschrift Proben abgelegt, mit was für einer beynahe sclavischen Ergebenheit ich ihre Verdienste zu verehren weiß. Viel eher wolte ich meine Feder mit Füssen treten, meine Dinte über das Papier hingiessen, und = = welch ein schreckliches Gelübde für einen Autor, zumal für einen Autor von meiner Art! und = = alle meine Glieder zittern mir, da ich dieses schreiben will! und auf ewig = = keine Zeile = = mehr schreiben = = Himmel wie sauer ist mir dieses geworden! der Angstschweiß liegt mir fingersdicke auf der Stirn. Unter hundert Scribenten, von dem berühmtesten Commentarienschreiber an, bis auf den ge-

ringsten Schulmeister, der ein A B C Buch drucken läßt, wird kaum einer gefunden werden, der so viel Ueberwindung seiner selbst und so viel Ehrfurcht für das Frauenzimmer hat, daß er ein dergleichen Gelübde thun könnte. Meine Leser werden mir hochgeneigt erlauben, daß ich mich erst ein wenig erhohle, ehe ich weiter schreibe : : : : : :

Da indessen das weibliche Geschlecht der gemeinen Sage nach, (denn ich will es nicht für mich geredt haben,) mehr neugierig ist als die Mannspersonen, so könnte es doch wohl seyn, daß diese oder jene es gerne wissen möchte, was ich für Ursachen habe, das Frauenzimmer zuletzt zu nehmen. Ich will von hundert gegründeten Ursachen nur eine anführen. Ein Narr und eine Närrin sind zwar gleichvielbedeutende Personen, und haben in der menschlichen Gesellschaft gar keinen Rang, ob sie gleich solchen gemeiniglich vor allen verständigen Leuten begehren. Unter sich aber gebühret ihnen ein gewisser Rang, wodurch sie auch in verschiedene Classen eingetheilet werden. Eine Närrin ist in gewisser Absicht, zumal wenn sie hübsch dabey ist, und sonst andere nutzbare Eigenschaften hat, bey weitem nicht so unerträglich als ein

ein Narr, und überhaupt sieht man einem Frauenzimmer eher etwas nach als einer Mannsperson. Wenn also zwey Personen von verschiedenem Geschlechte gleich närrisch sind, so gebührt doch der Mannsperson in der Narrheit der Rang vor dem Frauenzimmer, weil man von diesem mehr fordert, als von jener. Da es sich nun bey der Rangordnung der Narren umgekehrt verhält, wie bey der Rangordnung anderer Leute im gesellschaftlichen Leben; so folgt daraus ganz natürlich, daß ein Frauenzimmer in einer dergleichen Liste, als die meinige ist, nicht obenan stehen könne. W.Z.E.W.

Wie schön ist es doch nicht, wenn man seinen Satz methodo mathematica, das heißt, mit unumstößlichen Gründen beweisen kan. Es kostet zwar freylich etwas Kopfbrechens; der Beweiß ist mir indessen doch nicht so sauer geworden, als wenn ich hätte beweisen sollen, daß meine Mitbürger in Frankfurt in einigen Monaten anstatt Kreutzer, lauter Conventionsthaler und Carolinen einnehmen werden. Wenn ich das noch beweisen könnte, da wäre ich ein geborgner Mann! Ich wolte gewiß mehr damit verdienen als jener, der die Conventionsthaler in Folio zur Stadt hinaus bewiesen hat. Wie doch die Gedanken

bey einem Menschen so wunderlich laufen. Ich hatte mir vorgenommen, von Patienten zu schreiben, denen des Herrn Ventilus Luftpumpe nöthig thut, und da komme ich von ohngefehr auf Dinge, die gar nicht zur Sache gehören. Es ist indessen nun einmal hingeschrieben, und meine Leser mögen es ansehen, als ob es in Parenthese geredet wäre.

Herr Albern soll nächstens gepumpt werden. Es ist nicht mehr mit ihm auszustehen. Von dem Morgen bis in die Nacht hinein macht er Projecte, davon kein einziges ausgeführt werden kan. Man kan kein vernünftiges Wort mit ihm reden, denn er hat immer neue Plans im Kopf, die er einem jeden mit Gewalt aufdringt, und sich fast die Auszehrung dabey an den Hals demonstrirt. Kein Mensch will seine Projecte wissen, denn sie taugen alle nichts. Es hilft aber nichts dafür, man muß sie anhören: Und wehe dem, den er in einer Ecke erwischt! Er stellt sich vor ihn; drehet ihm einen Knopf nach dem andern vom Kleide herunter, und läßt ihn nicht eher von der Stelle, bis er sich ganz ausgeleeret. Neulich hatte er in einer öffentlichen Gesellschaft einen gewissen Mann so in die Enge getrieben, der eben an diesem Tage

Rhabarber eingenommen hatte. Er wäre gern aus dem Winkel, wo ihn der Herr Albern eingesperret hielt, herausgewesen; es war aber nicht möglich. Endlich riß er sich mit Gewalt loß, und suchte einen Ort, wohin man gemeiniglich ohne Begleitung gehet. Der Herr Albern aber verfolgte ihn auch bis auf das heimliche Gemach, stellte sich vor die Thür desselben, und ließ ihn nicht eher heraus bis jener sein ganzes Project mit angehöret, welches für diesmal in einem Vorschlag bestand, alle Häuser in Frankfurt, die gemeiniglich bey hohem Wasser Schaden leiden, auf zehn Fuß hohe eichene Pfäle zu stellen, welches zu bewerkstelligen er eine Maschine erdacht hat, womit man die Häuser mit samt ihren Fundamenten und Kellern aus dem Grunde heraus in die Höhe treibt, so daß an den Häusern selbst nichts verändert werden darf. Man muß ihn pumpen, ehe er die Maschine zu Stande bringt; er könnte sonst einmal auf den Einfall gerathen, und in einer Nacht alle Häuser in die Höhe treiben, so daß alle Einwohner wie in Kefigten eingesperrt säßen, weil sie aus Mangel der Treppen nicht auf die Erde herunter könnten.

Herr Abentheuer verdient auch, daß er nächstens in die Cur genommen wird. Wenn er in Gesellschaften ist, so erzählt er solche abscheuliche Wunderdinge, die er gesehen und gehöret haben will, daß man sich nicht satt daran hören kan: Und wenn man ihn, ohne ihm zu widersprechen fortreden läßt, so macht er endlich der Gesellschaft weiß, daß in dem Kreutz auf der Peters Kirche zu Londen ein Bataillon Soldaten manövriren, oder doch wenigstens zwölf Personen zu Mittage speisen können.

Die Frau Ueberklug soll auch bey der nächstens vorzunehmenden Operation nicht vergessen werden. Die gute Frau hat zu viel Wind im Kopf, womit sie ihren Nachbaren und guten Freunden zur Last fällt. Sie ist so sehr von ihrer eigenen Klugheit eingenommen, daß sie glaubt, es wäre nicht zu viel, wenn alle Weiber in der Stadt, in allen sowohl in der Haushaltung als sonst vorkommenden Fällen sich bey ihr Raths erholeten. Sie bekümmert sich um alle Leute, nur um sich selbst nicht; sie giebt Regeln in der Haushaltung, und ist selbst eine schlechte Wirthin; sie will andern Leuten die Kinderzucht lehren, und verfehlt doch selbst des

rechten Weges; kurz, sie dünkt sich allzuweise, das macht, sie hat überflüßigen Wind im Kopf, der heraus gepumpt werden muß.

Die Jungfer Einfalt soll auch curirt werden. Ihr Vormund möchte es gerne haben, damit er ihr einen Mann geben könne. Das arme Mädgen ist so hochmüthig, und dabey so herzlich dumm, daß man sie ohne Mitleid nicht ansehen kan. Ihr Hochmuth gründet sich auf ihre Schönheit, davon man ihr von Jugend auf sehr vieles vorgesagt, und eben deshalb ist sie so dumm geblieben, weil sie in der Einbildung stehet, daß ein schönes Mädgen nicht verständig seyn dürfe, oder weil sie vielmehr glaubt, daß Verstand und Schönheit einerley sey. Ihr soll geholfen werden.

Ein Vorschlag, der vielleicht so gar ungereimt nicht ist.

Die gemeinen Leute sowohl in den Städten, als insonderheit die Bauern auf dem Lande haben mehrentheils nicht nur sehr viele, sondern auch gesunde und dauerhafte Kinder. Beydes muß uns, die wir in den Städten bey vornehmen und bemittelten Personen das Gegentheil wahrnehmen, bey dem ersten Anblicke fremde dünken. Der Bauer und noch mehr der Taglöhner, der die Kräfte seines Körpers bey schwerer Arbeit erschöpft, um für sich und seine Kinder das tägliche Brod zu gewinnen, solte man von diesem wohl vermuthen, daß er zur Fortpflanzung seines Geschlechts tüchtiger wäre, als ein Mensch, der kein anderes Geschäfte hat, als seinen Körper zu pflegen, und sich gleichsam in dem Schoose des Ueberflusse zu mästen? Und Kinder, die von ihrer Geburt an, in den Händen sorgfältiger Ammen und unter der Aufsicht nur allzuzärtlicher Mütter kaum an die Luft kommen, und

alle

alle mögliche Pflege und Wartung genießen, solten die nicht gesünder und ansehnlicher seyn, als jene kleine Geschöpfe, die dürftig und elend gebohren von der Stunde ihrer Geburt an, allen Ungemächlichkeiten der Armuth ausgesetzt, halb nackend bey der rauhesten Witterung in der freyen Luft herumkriechen, und öfters kaum halb satt zu essen bekommen? Die Erfahrung und der Augenschein überzeugen uns indessen von dem Gegentheil.

Ich will mich hier in keine physicalische Untersuchungen einlassen, weil dergleichen nicht in mein Blatt gehören, und weil die Ursachen dieses scheinbaren Widerspruchs überhaupt bekannt genug sind. Wir wissen es schon lange, daß die Arbeit den Menschen nicht entkräftet, sondern ihn stark und dauerhaft macht, und es ist eine schon längst gemachte Erfahrung, daß die allzuzärtliche Erziehung mehr Kinder aufreibt, als bey den gemeinen Leuten durch gar zu grosse Verwahrlosung aufgeopfert werden. Es können indessen auch noch andere Ursachen davon vorhanden seyn, worauf man nicht allezeit so genau merket. Die Antwort, die einsmal ein Bauer einem vornehmen Herrn gab, ist

mir öfters, wenn ich daran gedacht, bedenklich vorgekommen. Dieser Herr sahe mit Vergnügen den Bauerkindern zu, wie sie sehr schlecht bekleidet in Wind und Wetter herumliefen, und doch so gesund und frisch aussahen, als ob sie in dem grösten Ueberfluß lebten. Wie kommt es, lieber Freund, fragte er den Bauer, daß eure Kinder alle so frisch und munter sind, ohne daß ihr euch viel um selbige bekümmert, dahingegen die unsrigen in der Stadt, bey aller Aufsicht und Pflege mehrentheils krank und elend sind? Das will ich euch wohl sagen, gnädiger Herr, versetzte der Bauer, wir armen Leute auf dem Lande machen unsere Kinder selbst. Ich weiß nicht, ob der Bauer so ganz unrecht gehabt. Meinetwegen! Ich denke seinem Beyspiele zu folgen, und will mich übrigens um andere Leute unbekümmert lassen. Ein jeder macht es wie es ihm gefällt.

Wenn man indessen beobachtet, daß mehrentheils arme Leute, die am wenigsten in Vermögen haben, mit Kindern reichlicher versehen sind, als ihnen ihren Umständen nach lieb seyn kan, so sind schon verschiedene Patrioten auf den Einfall gerathen, ob man in einer Republik

nicht eine solche Einrichtung machen könne, wodurch den armen Leuten Mittel an die Hand gegeben würden, ihre Kinder ordentlich erziehen zu lassen. Der Vorschlag hat darinn bestanden, daß nemlich alle diejenigen, die gar keine Kinder, oder doch nur sehr wenige in der Ehe erzeuget, denen die zu viel haben, eine gewisse Beysteuer, zu Bestreitung der Kosten, geben solten, die eine ordentliche Erziehung nach eines jeden Stande erfordert. Dieser Plan ist so weitläuftig nicht als er scheint, es käme nur auf eine gute Ordnung und Eintheilung an.

Fürs erste müßte man vor allen Dingen eine bestimmte Anzahl Kinder festsetzen, die ein jeder in der Ehe erzeugen könne. Die Entschuldigung, daß einer später als der andere geheirathet, dürften hier nicht gelten, noch weniger aber müßte man darauf achten, wenn jemand sich dadurch von der Beysteuer freygesprochen wissen wollte, weil er gar nicht geheirathet. Diese müßten im Gegentheil noch ein besonderes Quantum erlegen, wovon man eine eigene Casse zum Behuf armer doch aber tüchtiger Mädgen errichten könnte, die daraus ein ihrem Stande proportionirliches Heirathsgut erhalten könnten.

Wenn

Wenn man eine mittlere Zahl annehmen will, so kan man festsetzen, daß in einer jeden Ehe sechs Kinder erzeugt werden können. Zu diesen sechs Kindern will ich zwölf Jahre nehmen. Ein jeder also, der innerhalb zwölf Jahren nicht sechs Kinder in die Welt gesetzt, müßte für jedes Kind, das ihm fehlet, ein gewisses in die Kindercasse erlegen. Um diese Abgaben billig einzurichten, so darf man nur in einer jeden Stadt ein paar Männer bestellen, die auf die innere Oeconomie eines jeden Hauses acht geben, und nach dem Aufwand, der darinn gemacht wird, die Taxe einrichten. Denn ein Generalquantum läßt sich hier nicht bestimmen. Alle Kinder werden nicht auf einerley Art erzogen; alle brauchen also auch nicht gleichviel Geld. Der Sohn oder die Tochter eines Raths oder vornehmen Kaufmannes brauchen mehr zu ihrer Erziehung, als die Kinder eines Schuhmachers oder Spenglers. Wenn also der Herr Rath oder der Kaufmann für jedes Kind, das ihm an der bestimmten Zahl mangelt, jährlich hundert Gulden in die Casse erlegen müßte, so könnte der Handwerksmann höchstens zwanzig oder dreyßig Gulden geben, oder auch noch weniger, je nachdem er viele Nahrung hat, und in seiner Haushaltung viel aufgehen läßt.

Alle

Alle Leute die in öffentlichen Bedienungen stehen, und jährlichen Sold ziehen, kan man gar leicht taxiren. Man weiß, wie viel sie jährlich einzunehmen haben, und darnach bestimmt man die Summen, die sie etwa auf die Erziehung der Kinder hätten verwenden können. Da alle in Sold stehende Bediente einen gewissen Aufwand und Staat machen müssen, den sie sonst ihrer Neigung nach vielleicht nicht machen würden, und wozu auch ihre Einkünfte nicht allezeit hinreichen, und weil noch überdem die Gelehrte und Soldaten nicht heirathen können wenn sie wollen, sondern erst so lange warten müssen, bis sie einen Dienst haben, der so viel abwirft, daß sie eine Frau davon ernähren können; so müste man meines Erachtens auch viele Nachsicht gegen sie gebrauchen, und wenn es auf mich ankäme, so würde ich ihnen entweder zu sechs Kinder vier und zwanzig Jahre Zeit geben, oder auch überhaupt nur drey Kinder von ihnen fordern. Alle die sie über diese Zahl erzeugten, müssen ihnen aus der Casse gut gethan werden.

Man müste also ein besonderes Ehestandsregister in einer jeden Stadt und auch auf

dem Lande halten, welche die Namen aller nicht nur verheiratheten sondern auch zum Ehestande tüchtigen Mannspersonen enthielte. Die Zeit da eine Mannsperson heirathen könnte, würde ich vom vier und zwanzigsten Jahre anrechnen, ausgenommen die Gelehrte und die Officiers. Diesen Herren ist die Schuld mehrentheils nicht beyzumessen, wenn sie in diesem Alter noch nicht an das Heirathen denken dürfen. Wie mancher Fähndrich oder Lieutenant nähme gerne schon im zwanzigsten Jahre eine Frau, wenn er sie nur ernähren könnte, und wie mancher, der von den Wissenschaften Profeßion macht, würde nicht so späte an den Ehestand gedenken, wenn er eher Regierungsrath oder so etwas werden können. Würde man es z. E. dem Hrn. Frauenhold wohl verdenken können, daß er noch nicht geheirathet hat, da er mit seinem wenigen Sold sich selbst nicht würde erhalten können, wenn ihm nicht mitleidige Frauen unter der Hand etwas zu verdienen geben. Wie solte es dem Hrn. Frauenhold gehen, wenn er noch Kinder dazu bezahlen müste!

Alle übrige Stände aber müßten ohne Ausnahme in das Register eingeschrieben seyn.

So-

Sobald jemand sechs und dreyßig Jahr alt wäre so würde er vorgefordert, und müste die Taufscheine von sechs in der Ehe erzeugten Kindern aufweisen. Ob er selbst Vater dazu seye oder nicht, und ob er diese Kinder mit einer oder mehr Frauen erzeugt, darauf käme es nicht an. Genug es müssen sechs Kinder da seyn. Sind einige davon gestorben, so muß er es mit einem Todtenscheine darthun. Die gestorbene Kinder werden ihm alsdann für lebendige angerechnet. Denn da die Krankheit und das Begräbniß eines Kindes auch öfters grosse Unkosten verursachet, so wäre es unbillig wenn man nicht darauf mit sehen wolte. Hat er seine bestimmte Zahl, so ist er frey. Alle Kinder die er alsdann noch bekommen möchte, werden ihm aus der Casse gut gethan. Hat er sie aber nicht, so muß er für jedes das ihm fehlet, die bestimmte Summe jährlich in die Casse erlegen, bis er seine Zahl liefern kan.

Die Kinder, die vor und außer der Ehe erzeugt werden, gelten nicht: Denn wenn man die bezahlen wolte, so würde zuletzt niemand mehr heirathen, und die halbe Welt würde sich mit der lieben Hurerey zu ernähren suchen.

Mannspersonen, die gar nicht heirathen wollen, müsten, wie schon gesagt, außer der Summe für sechs Kinder, noch so viel erlegen, als ihnen etwa das Hochzeitmachen würde gekostet haben. Mit diesem Gelde könnte man manches arme Mädgen gar füglich aussteuren.

Das schwerste bey Ausführung dieses Plans würde nur dieses seyn, wie man die gehörige Proportion von dieser Abgabe treffen wolte. Nach dem äußeren Anschein dürfte man sich warlich nicht richten. Oefters werden Kinder auf eine Art erzogen, die ihrem Stande nicht gemäß ist. Manche Eltern thun darinnen zu viel, manche zu wenig. Hr. Stolzfuß ist ein schlechter Krämer, und seines Herkommens eines Pantoffelmachers Sohn. Er hat aber den Wurm im Kopfe, und bildet sich mehr ein, als der vornehmste Kaufmann in der Stadt. In einem langen Schlafrock, gelben Pantoffeln und einer langen Tobackspfeife geht er den ganzen Tag müßig herum und stehet oft stundenlang an der Hausthüre. Er hat zwey Söhne und eine Tochter. Neulich hatte er wahrgenommen, daß der Sohn eines gewissen Rathsherrn eine neue goldene Tresse um den Huth bekommen

men hatte, sogleich rief er seine Buben und befahl ihnen, daß sie sich auch dergleichen Hüthe bestellen solten; denn ihr solt, sagte er, nichts schlechter seyn als der Lausebube dort, dessen Vater nur so und so viel Einkommens hat. Seine Tochter geht wie eine Adeliche daher, und sie ist zu beklagen; denn da sie schwerlich einen Rath zum Manne bekommen wird, weil sie nicht reich genug ist (denn diese Art Herren brauchen reiche Mädgen) so wird sie entweder unverheirathet bleiben müssen, oder eine schlechte und unglückliche Ehe führen, wenn sie nicht einen Mann bekömmt, der viel Einkünfte hat, und eben so ein Narr ist als der Hr. Stolzfuß. Wenn nun der Hr. Stolzfuß mehr als sechs Kinder hätte, so würde er freilich thöricht genug seyn, zu verlangen, daß man ihm die übrigen Kinder nach der Art, wie er sie hält, bezahlen solle. Dies gienge aber nicht an. Hr. Stolzfuß muß seine Kinder erziehen, wie es einem Krämer zukommt, und mehr gehört ihm nicht.

Dort jener Geitzhals, der alte Herr Filz hat nur einen Sohn und eine Tochter. Beyde sind nicht anders erzogen worden als ob es Kinder eines Taglöhners wären, ohnerachtet

der Vater einen ansehnlichen Rang hat. Die Tochter hat von der Zeit an, da es ihre Kräfte zugelassen, Magdsdienste thun müssen, und der Sohn ist sein Hausknecht gewesen, der die Oefen geheitzet und die Ställe mit ausmisten helfen. Es ist eine Schande, wenn man die Tochter in einem alten Friesrock und den Sohn in Strümpfen einher gehen siehet, die vielleicht kein Bettler auf der Gasse aufheben möchte. Der Hr. Filz möchte für die ihm fehlende vier Kinder zusammen höchstens funfzig Gulden in die Casse geben wollen, denn mehr als fünf und zwanzig kosten ihm seine beyde Kinder mit Essen und Trinken nicht. Es hülfe aber nichts dafür; er müste wenigstens jährlich fünf hundert Gulden in die Casse geben, er möchte schreyen wie er wolte, und wenn er es nicht mit Güte hergäbe, so suchte man es mit Execution einzutreiben.

Dieses alles wäre aber zum gemeinen Besten noch nicht genug. Da an der Erziehung der Kinder einem jeden Staate so viel gelegen ist, so müste man auch alle Mittel anwenden, die zur Erhaltung dieses heilsamen Zwecks dienlich sind. Obrigkeiten sind die Väter des Landes

und

und der Städte. Als Väter muß ihnen die Kinderzucht eben so sehr als den Eltern selbst am Herzen liegen, und als Väter haben sie Macht und Gewalt, zu verordnen, was dem Staate zur Wohlfahrt gereichet, und im Gegentheil alles abzuwenden, wodurch dessen Untergang befördert werden könnte. Daß die Wohlfahrt eines Staats von der Güte der Bürger, die denselben ausmachen, abhänge, daran zweifelt niemand. Gute Bürger müssen wohl erzogen seyn: Was ist also wichtiger und einer genauen Aufsicht würdiger, als die Kinderzucht. So bald man also wahrnähme, daß in diesem oder jenem Hause die Kinder schlecht erzogen und verwahrloset werden, so solte die Obrigkeit zugreifen und sie ohne weitere Umstände den Eltern wegnehmen. Man müste aber besonders dazu eingerichtete Häuser haben, und die Eltern müsten angehalten werden, die benöthigten Kosten, ein jeder nach seinem Stande und Umständen dazu herzuschiessen.

Ist es nicht zu bejammern, daß so viele muntere Kinder in der Jugend so vernachläßiget, und statt zum Guten zum Bösen angeführet werden. Was würde nicht aus man-

chem Knaben für ein Mann werden, wenn er wohl angeführet würde, und nur die Gelegenheit hätte etwas zu lernen? Wie viele Künstler, wie viele Gelehrte, wie viele Helden könnte man ziehen, wenn man eine gute Pflanzschule anlegte, und die jungen Aufschößlinge, die unter den Händen nachläßiger und nichtsnutziger Gärtner versäumet werden, in ein besseres Erdreich verpflanzte, und gute Früchte auf sie pfropfte. Anstatt daß sie jetzt verwildern, und endlich wenn sie weder Sitten noch sonst etwas gelernet haben, dem gemeinen Wesen zur Last fallen, so könnte man die Republick damit bereichern, und den Flor der Künste und Wissenschaften dadurch befördern.

Kinder in die Welt zu setzen ist keine Kunst, denn wenn nur ein Quentchen Witz dazu gehörte, so könnte es gewiß der einfältige Stoffel nicht, der die Welt alle Jahr mit einem munteren Buben vermehrt. Die Kinder aber wohl zu erziehen, dazu gehört etwas mehreres, und unter zehen sind kaum drey oder viere dazu geschickt. Wenn es aber nur noch leidlich ist, so könnte es allenfalls noch hingehen; hie und da trift man aber Haushaltungen an, wo

we-

weder Vater noch Mutter sich um die Kinderzucht bekümmern.

Wem ist die Haushaltung des Immervoll nicht bekannt? Des Morgens wenn er aus dem Bette aufstehet, so ist er einer Maschine oder einem Uhrwerk gleich, das abgelaufen ist. In dieser Verfassung denkt er gar nichts; seine Seele ist ohnehin ganz leer, und es scheint als ob sie in den Körper gar nicht wirken könne, wenn er nicht zuvor durch einige Maaß Wein in Bewegung gesetzt worden. Um neun Uhr steht er auf, und wer ihn nüchtern sehen will, der muß noch vor halb Zehne kommen. Zwey oder drey Schoppen Wein nimmt er statt des Thees zu sich, und ehe es Mittag wird hat er deren noch ein halb Dutzend im Leibe. Alsdann geht er im Hause herum und flucht über alles was er sieht, redet lauter Zoten und macht sich an einem Tage vor seinem Gesinde und Kindern mehr als einmal zum Gelächter. Des Nachmittags verschläft er den Rausch, um sich des Abends in einer geschlossenen Saufgesellschaft einen neuen zu trinken; und so hat er nun schon funfzehen Jahre Haus gehalten. Seine liebe Frau führet ihrer Seits keine bes-

sere Wirthschaft. Wenn der Mann besoffen ist, so wartet sie ihren Besuchen ab, und rühmt es sich öffentlich, daß ihr Mann ein Hahnrey sey. Herr Immervoll hat indessen einen Sohn und drey Töchter, denen es allen nicht an den nöthigen Eigenschaften fehlet, dereinst vernünftige Menschen zu werden. Darf man aber wohl hoffen, daß etwas aus ihnen werden könne, da sie, sich selbst gelassen, und durch das Exempel der Eltern verführet, ihrem künftigen Verderben unbesorgt zu eilen. Wenn nun die vorbeschriebene Einrichtung einmal gemacht wäre, so nähme man dem Hrn. Immervoll die Kinder weg, und liesse sie auf seine Kosten erziehen.

Das Haus, welches man zu diesem Endzweck bestimmte, dürfte aber in Wahrheit nicht klein seyn: Denn bey einer genauen und pflichtmäßigen Untersuchung würde man mehr Kinder aufzunehmen finden, als man geglaubt. So oft ich die beyde liebenswürdige Töchter der Frau von Eitelin sehe, so oft wünsche ich sie in einer bessern Zucht zu sehen, denn die armen Mädgen verdienten es. Die Frau von Eitelin ist eine Wittwe aus einem adelichen Geschlecht. Ich will ihr ihre adeliche Tugenden

den nicht absprechen, indessen ist doch so viel gewiß, daß sie mehr Ahnen als Gulden hat, und man ist doch jederzeit wenigstens in unseren neuern Zeiten der Meinung gewesen, daß das Geld mehr adele als die Verdienste. Bey allem dem ist die Frau von Eitelin so närrisch stolz, und so gut adlich, daß Sie glaubt, es würde ihrem Geschlecht zum ewigen Schandfleck gereichen, wenn ihre Fräulein Töchter etwas lernen solten, was sich ihrer Meinung nach, nur für die Bürgerlichen schickt. Amalia die älteste von ihren Kindern, nahm neulich der Magd ihren Spinnerocken, blos aus Neugier und um zu versuchen ob sie es auch nicht lernen könne. Die Frau von Eitelin kam dazu und wäre beynahe in Ohnmacht gesunken, als sie ihr hochadliches Geblüt auf eine so bürgerliche Art beschimpft sahe. Amalia! rief sie im Zorn aus, wenn ich nicht wüste, daß dein Vater ein guter alter Edelmann gewesen, (Gott verzeihe es mir, daß ich ihn noch im Grabe beschimpfe,) so dächte ich, er wäre aus geringem bürgerlichen Blute entsprossen gewesen. Was würde er sagen, wenn er seine Fräulein Tochter vor dem Spinnrocken sitzen und durch eine so niederträchtige Handlung alle ihre berühmee Ahnen beschimpfen

sähe?

sähe? Sie riß ihr bey diesen Worten das Spinnrad aus der Hand, und warf es voller Zorn wider den Boden. Wenn die Frau von Eitelin einmal sterben solte, so wird sie kaum so viel hinterlassen, daß sie bürgerlich und ehrlich davon begraben werden kan. Wenn die Fräulein Töchter, um die man sich eben nicht reissen wird, weil sie weder ausserordentlich schön noch reich sind, wenn diese nun nicht so viel gelernet haben, daß sie ihren Unterhalt damit verdienen können, so werden sie nicht nur für ihre Person unglücklich, sondern sie fallen dem gemeinen Wesen zur Last. Um nun zu verhüten, daß dem Staat nicht ein paar hochadeliche Bettlerinnen erzogen werden, so solte man der Mutter die Kinder beyzeiten wegnehmen, und sie in häuslichen Künsten und Wissenschaften unterrichten, so könnten sie dereinst sich selbst und einen ehrlichen Mann glücklich machen.

Be=

Beschluß des ersten Theils.

Es ist eine sehr bekannte Beobachtung, daß man aus den Gesichtszügen und der Bildung eines Menschen seinen Character und Neigungen ziemlich wahrscheinlich beurtheilen könne, oder mit andern Worten, daß das Gesicht der Spiegel der Seele sey.

Diese Anmerkung ist gewiß nicht ohne Grund. Da aber die Menschen sich nicht selbst machen, nichts destoweniger jedoch Herren von ihrem Willen und Handlungen sind, so trift diese Regel auch nicht allemal ein, und das Aeußerliche eines Menschen widerspricht oft den Gesinnungen desselben. So schwer es auch ist seine Gesichtszüge jederzeit in seiner Gewalt zu haben, und so viel Kunst und Zwang dazu gehöret, seinen Augen zu gebieten, daß sie keine Verräther der geheimen Gesinnungen des Herzens werden, so ist es doch nicht zu läugnen, daß es Menschen gebe, die es in dieser Kunst zu einem sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht.

Ich könnte, um meiner Wochenschrift ein recht vornehmes Ansehen zu geben, Beyspiele aus der neueren Geschichte anführen, daß sogar gekrönte Häupter fast unglaubliche Proben abgelegt, wie sehr sie im Stande waren, bey kritischen Gelegenheiten ihre Gesichtszüge in Ordnung zu halten, um nicht die geheimen Gesinnungen des Herzens zu verrathen, und dadurch einen Plan über den Haufen zu werfen, worauf die Grundveste ihres künftigen Glückes gebauet war. Würde Elisabeth, die Tochter Peter des Großen, wohl jemals den rußischen Thron so glücklich bestiegen haben, wenn sie nicht noch den Abend vorher mit einer gleichgültigen Miene die Vorwürfe der Regentin Anna anhören, und dasjenige was sie im Herzen beschlossen hatte, unter der Decke eines freyen und unschuldigen Blickes hätte verbergen können? Und ist es nicht eine der vornehmsten und nöthigsten Wissenschaften eines Hofmannes, daß er seine Augen und alle seine Gesichtszüge in seiner Gewalt habe. Die Klugheit erfordert dieses; und so schwer eine dergleichen Verstellung ist, so löblich und unentbehrlich ist sie in vielen Fällen. Sehr oft kan man, ohne jemand anders zu schaden, sein Glück dadurch bauen,

oder wenigstens, welches eben so viel ist, ein Unglück verhüten.

Es ist eine allgemeine Klugheitsregel, daß man allen Leuten, mit denen man umzugehen hat, ins Herz zu sehen suche; und hiezu gehöret öfters nur ein einziger Blick. Ein Mensch, der seine Augen und Mienen nicht in der Gewalt hat, wird sich allezeit verrathen, er mag auch reden, oder sich anstellen wie er will. Es ist aber auch nicht weniger der Klugheit gemäß, daß man sich von niemand ins Herz sehen lasse. Ich kan ein sehr ehrlicher Mann seyn, und darf doch eben einem jeden meine Gedanken nicht verrathen. Wie viele Exempel habe ich nicht schon selbst in der Welt erlebet, daß das erstere nützlich, und das letztere schädlich gewesen. Ich will nur bey Leuten von meines Gleichen stehen bleiben. Ich habe einen Kaufmann gekannt, der einen starken Handel trieb und sehr grossen Credit in allen Ländern hatte. Drey Schiffe die in See waren, konnten ihn entweder auf einmal arm, oder auch zum reichsten Mann in der Stadt machen. Eins von diesen Schiffen war bereits würklich verunglückt und es hatte sich auf der Börse ein Gerüchte verbreitet, daß auch die übrigen beyden gestrandet seyen. Er selbst wur-

wurde kurz vor der Börsezeit durch einen Freund davon benachrichtiget. Alle seine Glaubiger erwarteten ihn bereits mit Ungedult, um ihm ihren Credit aufzusagen. So erschrocken er auch war, so durfte er doch diesmal nicht von der Börse wegbleiben, um den Verdacht, oder vielmehr die unglückliche Muthmassung dadurch nicht zu bekräftigen. Er erschien also und zwar mit einer eben so vergnügten Miene, als ob alle drey Schiffe mit Reichthümern für ihn beladen angekommen seyen. Durch diese Verstellung setzte er alle anwesende Kaufleute, die für diesmal nur die Augen auf ihn gerichtet hatten, in Verwunderung. Man fieng an, an der Wahrheit des ausgebreiteten Gerüchts zu zweifeln. Seine vergnügte Gesichtsbildung betrog sie alle; kurz sie giengen auseinander, ohne etwas wider ihn zu unternehmen. Des andern Tages lief die Nachricht ein, daß seine zwey Schiffe glücklich zu Stelle gekommen seyen, wodurch er so viel gewann, daß er den Schaden an dem verunglückten Schiffe leicht ertragen konnte. Hätte dieser Mann nicht die Kunst besessen, sein Gesicht zu verstellen, und ein erschrockenes und betrübtes Herz unter einer fröhlichen Miene zu verbergen, so wäre er auf einmal um alle seinen Credit gewesen,

und

und seine Handlung hätte insonderheit bey Auswärtigen, einen nicht zu verschmerzenden Stos gelitten; ob er gleich am folgenden Tage darauf wieder ein reicher Mann gewesen wäre.

Ich bin aber nicht sowohl willens anjetzo den Nutzen dieser Verstellung zu beweisen, als vielmehr zu zeigen, daß das Gesicht nicht allemal und bey allen Menschen ohne Unterschied der Spiegel der Seele sey. Wenn man also ohne Einschränkung auf diese Art von jemand urtheilen will; so wird man sich sehr oft gröblich betriegen. Wenn man den Hrn. Fromm in Gesellschaften siehet, wo junges Frauenzimmer ist, die etwa ein wenig lustiger sind als alte Leute, so schlägt Hr. Fromm die Augen nieder, und macht ein so erbärmliches Gesicht als der Jude Samson, wenn er dem Gerichtsdiener pro communicatione eines widrigen Decrets 24. Kreutzer bezahlen soll. Hr. Fromm kan keine Mädgen vertragen, sie sind ihm zu eitel; man lieset ihm den Unwillen aus den Augen, und nach seinen Mienen zu urtheilen, so wünschte er, daß gar keine Mädgen in der Welt wären. Der fromme Mann? sagen die Leute: die Frömmigkeit siehet ihm aus den Augen heraus. Er wandelt schon lebendig im Himmel. : : : Nicht allezeit. Hr. Fromm

ist dann und wann mehr als zu viel auf der Erden. Neulich saß er und studirte ganz eyfrig. Die Rosine eine gesunde und frische Magd, machte das Bette. Auf einmal fiel es dem Hrn. Fromm ein, daß er ein Mensch sey. Er legte sein Buch hin und umarmete die Jungfer Rosine recht menschlich. Endlich fieng er an ein wenig zuweit um sich zu greifen, und gewisse Anstalten zu machen, die der Rosine verdächtig vorkamen. Diese widersetzte sich, und da jener das Spiel nicht aufgeben wolte, so kamen sie endlich beide auf die Erde, und in dieser Verfassung waren sie noch, als die Frau Hauswirthin, eine sehr gute christliche Frau, unvermuthet dazu kam und den Hrn. Fromm wieder von der Erde zum Himmel hinaufbrachte.

Eben so kenne ich auch eine gewisse Jungfer, die bereits in dem Alter ist, wo das Frauenzimmer wider den Ehestand zu eyfern, und sich wegen ihrer Freyheit und Unabhängigkeit glücklich zu preisen pflegt. Diese hat ihre Augen und alle ihre Gesichtszüge so in der Gewalt, daß man sie sehr genau kennen muß, um ihren Character und wahre Gesinnungen zu entdecken. Sie kan weinen und lachen wenn sie will, und man sollte allezeit darauf schwören, es sey ihr Ernst. Auf die Mannsleute schimpft sie erbärmlich, und we-

he dem, der es sich unterstehet ihr zu nahe zu kommen, oder sie gar küssen zu wollen. Sie wäre im Stande einem solchen Verwegenen die Augen auszukratzen. Ich habe vor einiger Zeit eine Probe gesehen, wie weit sie die Verstellung treiben kan, und ich zweifle, ob ich im Stande wäre, es ihr gleich zu thun. So gehäßig sie allen Mannspersonen ist, so hat doch ihr Friseur das Glück ihr in so weit zu gefallen, daß sie ihm statt der Bezahlung dann und wann einige kleine Freyheiten verstattet, die eben niemand wissen darf. Eines Tages als der Herr Balthasar eben die letzte Hand an seiner Frisur legen wolte, trat ein Anverwandter der Jungfer ins Zimmer und wunderte sich nicht wenig seine Jungfer Nichte in den Alcoven auf dem Bette, und noch dazu in Gesellschaft einer Mannsperson zu sehen, mit der sonst ein Frauenzimmer von ihrem Stande nicht so vertraulich zu seyn pfleget. Sie wuste sich aber gleich zu helfen. Rufe er nur meine Magd, sagte sie zu dem Friseur, ganz laut, daß es der Hr. Vetter hörte, und sage er, daß sie mir frisch Wasser bringe. Der Friseur verstund sogleich was sie sagen wolte, und gieng den Befehl auszurichten. Die Jungfer Nichte machte darauf ihren Vetter weiß, es habe sie

plötzlich eine Ohnmacht überfallen, und wuste dabey die Augen so matt und halbgebrochen zu machen, daß dieser in der Angst ihr sein ganzes Fläschgen Eau de Cologne über das Gesicht hingoß, und bey nahe für Schrecken mit in Ohnmacht gesunken wäre. Ich will meinen Kopf verwetten, daß sie im Herzen gelacht und an nichts weniger als an Ohnmachten gedacht; Sie hat aber alle ihre Gesichtszüge so in der Gewalt, daß man sie darnach gar nicht beurtheilen darf.

Weil es demnach so ungewis ist, jemand aus seinem Gesichte zu beurtheilen, so bin ich schon auf die Gedanken gekommen, ob man nicht die geheimen Meinungen und Neigungen eines jeden Menschen auf eine viel leichtere und sichere Art entdecken könne, wenn man anstatt selbige nach ihrer Physionomie zu beurtheilen, seine Aufmerksamkeit auf solche Dinge richtete, welche eigentlich die Gegenstände der freyen Wahl und Einbildungskraft eines Menschen sind, und dessen wahre Neigungen verrathen, wodurch wir denn zu einer viel genaueren und richtigern Kenntnis des Menschen gelangen könnten.

Meiner Meynung nach könnte man in diesem Stück schon seinen Endzweck ziemlich errei-

chen, wenn man nur auf die verschiedenen Arten sich zu kleiden und zu putzen, kurz auf alles was zu der äußerlichen Tracht und Lebensart des Menschen gehöret, genau acht gebe. Die Spanier haben ein Sprichwort, welches also lautet: **Saget mir, was er vor Bücher lieset und mit wem er umgehet, so will ich euch sagen, was er vor ein Mensch ist.**

Das alte Sprichwort: **Man erkennet den Vogel an seinen Federn**, hat sehr viel Aehnlichkeit in Ansehung der Bedeutung mit dem Spanischen. Man könnte aber füglich auch noch hinzu setzen: **Saget mir wie er sich kleidet, so will ich euch seinen Charakter sagen.**

Wenn man einen Holländer, der sein Gold tonnenweise rechnet, in einer Perucke von Wolle oder Schaffelle und mit hölzernen Klumpen an den Füssen mitten im Winter bey einem Camin frieren siehet, weil er sich bey dem Rauch von ein halb Dutzend schlechten Torfes nicht erwärmen kan; oder wenn man eben diesen Mann an der Tafel siehet, wo er bey einer dunklen Lampe, in Gesellschaft seines Gesindes, nach vorher gegangener Buttermilchssuppe einen mageren Salat und eine Schüssel Erdäpfel verzehret, so wird man gleich bey dem ersten Anblick auf die Gedan-

ken gerathen, der reiche Herr Holländer müsse ein Knicker seyn. Sieht man dagegen einen andern Landsmann, der mit Gold deblechten Kleidern stolz einhertanzt, und bey aller der Herrlichkeit, die seinen mageren Körper umgiebt, öfters nicht ein Maas Wein bezahlen kan, so wird man gleich das Urtheil fällen, der Herr sey ein Windbeutel. Man betrachte nur einen Engländer, der seinen Nachbaren zum Trutz, sich auf eine ganz besondere Art kleidet und in seinem Wesen und ganzen Lebensart etwas besonderes haben will, so kan man nicht anders urtheilen, als der Engeländer sey stolz und eigensinnig. Man nehme auf diese Art den Russen, den Pohlen, den Schweden und ich wolte auch wohl sagen den Deutschen, wenn es anders dergleichen noch gäbe, so wird man einen jeden schon ziemlich aus der äußeren Tracht beurtheilen können.

Den Nationalgeist der Deutschen zu bestimmen, ist nach der Meynung eines berühmten Mannes, der die Welt sehr wohl kennet, deswegen schwer, weil wir unsere wahre Gestalt, unter den vielen fremden Zügen, wodurch sie unkenntbar gemacht worden, fast selbst nicht mehr finden können. So wenig sich indessen einzelne Personen, allemal mit Grund aus dem

äuße-

äußeren beurtheilen lassen, eben so wenig läßt sich dieses auch von ganzen Nationen thun. Ganz aber ist doch diese Anmerkung nicht zu verwerfen, und wer nur irgend mit verschiedenen Nationen ein wenig umgegangen ist, und viele fremde Länder gesehen hat, der wird mir nicht gar Unrecht geben. Die verschiedene Völker des Erdbodens verrathen ihren Character gemeiniglich auch in der äußeren Tracht und Lebensart. Ich bleibe aber jetzo nur bey meinen Mitbürgern stehen und behaupte, daß man den Character sehr vieler gar leicht bestimmen kan, wenn man nur auf die Art, wie sie sich kleiden, Achtung giebet.

Wenn ich den Hrn. Köstlich bey schlechtem Wetter mit dem Huth unter dem Arm herumlaufen sehe, ohne, daß er nöthig hat bey Hofe, oder sonst in einer vornehmen Gesellschaft zu erscheinen, so weiß ich gleich was der Hr. Köstlich vor ein Mann ist. Er will einen Stutzer vorstellen. Was hat aber ein Stutzer eigentlich für einen Character? Meines Bedünkens hat er gar keinen. Ein Mensch der mit seinen Haaren zur Unzeit Staat machen will, ist in meinen Augen ein sehr kleiner Geist, und ich kenne deren genug, die ihr ganzes Verdienst ihren Haaren und ihrem Peruckenmacher zu verdanken haben. Aus

der

Staatsbibliothek München

der Kleidung siehet man, ob ein Mensch hochmüthig oder niederträchtig, geitzig oder verschwenderisch, keusch oder wollüstig und in seiner Haushaltung ordentlich oder unordentlich ist. Es leidet dieses freylich viele Abfälle. Es ist auch bey unserer Kleidung nicht alles willkührlich; wir sind öfters gezwungen wegen der Verbindung worin wir mit der Welt stehen, uns bey gewisser Gelegenheit anders zu tragen, als wir es unserer eigenen Neigung nach vielleicht thun würden. Dieses ist aber nicht der Gesichtspunct worunter ich die Menschen betrachte. Es giebt in diesem Fall auch einen natürlichen Zustand, und dieses ist der, wo wir ungezwungen unserer Neigung folgen können.

Ende des Ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX - VII 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwan, Christian Friedrich,

Der Unsichtbare

Bd.: 1

Mannheim (1769)

P.o.germ. 1358 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120017-7
VD18 80017487